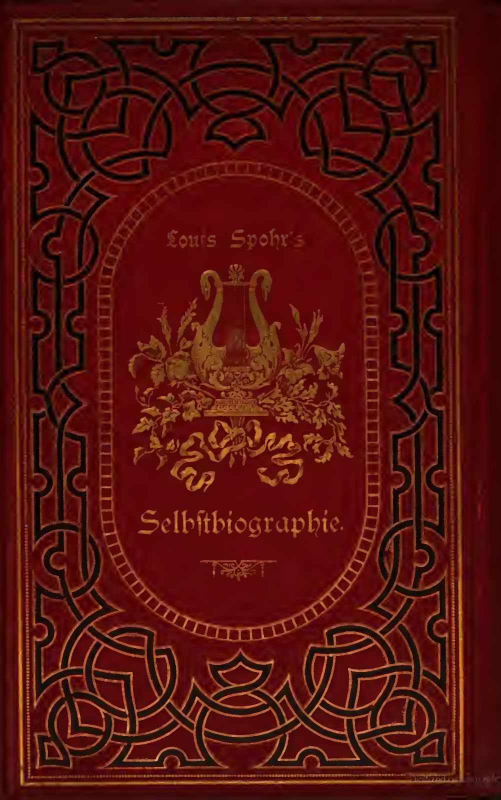
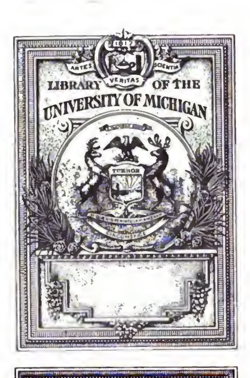

Louis Spohr's
Selbstbiographie.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR


Ex Libris
Emil Traub

Louis Spohr's

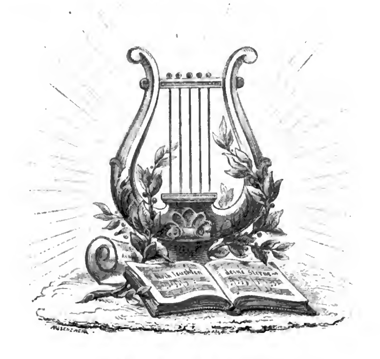
Selbstbiographie.



Erster Band.

Louis Spohr's

Selbstbiographie.



Erster Band.

Cassel und Göttingen:
Georg H. Wigand.
1860.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Vorrede.

Wenn wir versuchen, in diesem Vorworte, welches die schmucklose Selbstbiographie des allgemein verehrten Meisters bei dem größeren Publikum einführen soll, in einigen Hauptzügen einen kurzen Ueberblick über das Wesen eines so bedeutenden Mannes, eine der edelsten Naturen zu geben, so möchte dies von Manchem kaum für nöthig erachtet werden, da sein Charakter in weitem Kreise bekannt ist und sich in den eigenen Schilderungen, welche dieses Buch bringt, genügend und besser als es die Worte eines Anderen vermögen, kund giebt; — ja, es könnte das, was hier mitgetheilt werden soll, Einzelnen vielleicht im Lichte eines befangenen Urtheiles erscheinen, als eine in Biographien, die ihren Helden über Alles stellen, häufig vorkommende Beschönigung oder übermäßige Erhebung alles dessen, was Spohr war und was in seinem Leben und Wirken hervortrat. Diese Besorgniß darf uns jedoch nicht abhalten, die Beobachtungen, welche wir aus unmittelbarer Nähe zu machen Gelegenheit hatten, darzulegen und die hierdurch gewonnene Ueberzeugung auszusprechen. Wir gestehen es offen, wir sind in Folge eines

langen vertrauten Umganges so durchdrungen von Bewunderung und Ehrfurcht für diese seltene Vereinigung eines eben so großen Künstlers als edlen Menschen, daß wir gerne schon im Voraus — wenigstens für die, welche ihm im Leben nicht nahe genug gestanden haben, um seine ganze Eigenthümlichkeit zu erkennen oder zu durchdringen, — einige Züge seines Wesens und Charakters zusammenstellen möchten, welche zur Ergänzung und näheren Beleuchtung des harmonischen Lebensbildes beitragen mögen, welches er selbst in so anspruchloser Weise hier allmählig vor uns aufrollt, und in denen manche Einzelnheiten ihre Erklärung finden dürften.

Schon nach dem, was allgemein bekannt und anerkannt ist, wird man leicht zugeben, daß die Künstlergeschichte nicht eben reich an Persönlichkeiten ist, welche der unseres Spohr zur Seite gesetzt werden können, welche sich, so wie er, in allen Verhältnissen eines langen Lebens frei und rein erhalten haben von den Verführungen, denen solche in die Oeffentlichkeit tretende große Männer ausgesetzt sind. Wohl ist es schön, grade in der gegenwärtigen Zeit ein Fürst auf dem Gebiete der Musik zu sein, wo eine richtigere und vollkommnere Erkenntniß des Einflusses, den diese auf die allgemeine Bildung, auf Sittlichkeit und Seelenerhebung hat, ihr eine so hohe Stelle anweisen, wo diese edle Kunst besonders gepflegt und geliebt wird und deshalb die Meister derselben vor anderen Kunstkoryphäen Vieles voraus haben; — doch unzertrennlich von diesen Vortheilen sind auch die Klippen, an denen wir die sittliche Haltung so mancher musikalischen Berühmtheit und Genialität heut zu Tage wie zu allen Zeiten haben scheitern sehen. Aber alle Verführungen eines aufregenden, der Oeffentlichkeit anheim gefallenen Lebens, zu dem die Meister der Tonkunst von vorne herein verurtheilt sind, sie prallten ab an dem so zu sagen exclusiven Charakter

unseres Spohr, der nur seiner „Idea“, wie Raphael sagt, seiner Kunst lebte, die er von ganzer Seele liebte und heilig hielt, für die er mit allen Kräften wirkte. Hierin lag ihm der Zweck, die Aufgabe seines Lebens, der Beruf, den er fast sechszig Jahre hindurch mit einem Ernst und einer Treue erfüllte, welche ihn vor vielen nahe liegenden Abwegen sicherten.

Nie sind einem Künstler wohl mehr Huldigungen jeder Art dargebracht, als ihm, und wie bescheiden, wie anspruchlos ist er dabei geblieben. Ja, wir waren oft Zeuge, daß starke Ausbrüche des Beifalls über seine Leistungen ihn eher drückten und belästigten als erfreuten. Wenn er sich bei seinem Spiele selbst genügt hatte, war er schon allein hierdurch zufrieden; hörte er jedoch von einem begeisterten Musikfreunde, oder etwa einer musikalischen Größe, die er für urtheilsfähig hielt, ein anerkennendes oder lobendes Wort aussprechen, dann lächelte er wohl und es flog ein Zug von Behagen über sein edles Gesicht, oder er knüpfte allenfalls auch einen Scherz daran. Dagegen sagte es ihm wenig zu, wenn er nach seinem meisterhaften Spiel in Concerten, so wie nach Aufführung seiner Werke, oder bei Festlichkeiten, die man ihm zu Ehren im Theater veranstaltete, z. B. bei seinem Jubiläum, stürmisch hervorgerufen wurde, wonach Andere so oft begierig streben. Er äußerte dann wohl, „es sei ihm, als wenn er auf das Schaffot geführt würde.“

Auch nach anderer Richtung hin gab sich seine einfache, bescheidene Weise kund. Ich habe ihm oft namhafte und unnamhafte Fremde, die mich darum baten, zugeführt und zwar zu jeder Tageszeit, die nicht in Cassel gewesen sein wollten, ohne Spohr gehört zu haben; und immer ging er auf das Ersuchen ohne Umstände ein und spielte mit seiner Frau einige seiner schönen Salonstücke und dgl., als wenn

es nicht anders sein könnte. Ein Preciösthun, wie man es oft bei Künstlern findet, war ihm ganz fremd; er war immer bereit durch Musik zu erfreuen. So war er auch jeden Abend bis zum spätesten Alter gern erbötig, Quartett zu spielen, sofern nur die zur Mitwirkung nöthigen Musiker herbeizuschaffen waren, wodurch den Casseler Musikfreunden während einer langen Reihe von Jahren die größten Kunstgenüsse geworden sind; denn in dieser Weise, wie es hier geschah, so eingehend in den Sinn der Compositionen, wird man gewiß nicht leicht wieder Quartetten von Haydn, Mozart, Beethoven und Spohr vortragen hören!

Als ein ferneres Zeugniß für sein einfaches Wesen, und seinen Sinn für Zurückgezogenheit können wir anführen — um aus vielen Zügen einen hervorzuheben — daß er die im Anfange gemiethete schöne Wohnung in der Bellevue zu Cassel bald verließ, um sie mit einer friedlichen Ländlichkeit, mit einer kleinen Gartenwohnung zu vertauschen, während seine Einkünfte wohl ausgereicht hätten, sich seinen Verhältnissen gemäß auf größerem Fuß einzurichten. Daselbst lebte er und schaffte er während sechsunddreißig Jahren in einem Parterrezimmer von etwa vierzehn Fuß Länge und Breite; ein etwas größeres diente zum Quartettspiel. Später ließ er einen kleinen Musiksaal anbauen, nicht des Luxus wegen, sondern zur Ehre der Kunst, damit die Musik sich besser darin ausnehme. Die bescheidene Einrichtung seiner Arbeitsstube, ohne Sopha, behielt er bis an sein Ende bei, weil er von einem dolce far niente nichts wußte. Jede Mußestunde brachte er in seinem Gärtchen, zwischen seinen Blumen zu, die er sehr liebte und mitunter sorgsam pflegte.

Noch ein Beweis, wie wenig er nach äußeren Ehren strebte, liegt wohl darin, daß er — ebensowenig wie seine Musik um den Beifall der Menge buhlte — niemals einem Fürsten oder Großen irgend eine seiner Compositionen zuge-

eignet hat (er müßte denn ganz unabweislich dazu aufgefordert sein, was wohl einige Male geschehen ist), wohl aber öfter seinen Freunden und Collegen. Ebenso waren auch die Orden, mit denen er überhäuft wurde, ihm sehr lästig, weil er sie doch bei feierlichen Gelegenheiten Ehren halber tragen mußte. So kam es einst, daß er auf dem Wege nach dem Theater, wo er zur Feier des Kurfürstlichen Geburtstages die Festoper zu dirigiren hatte, bei einer Wärme von etwa zwanzig Graden in einen Wintermantel eingehüllt, betroffen wurde. Ein Begegnender fragt ihn theilnehmend, „ob er denn krank sei?“ „O, nein“, entgegnet er, seinen Mantel zurückschlagend und die Brust voll Orden zeigend, „ich schäme mich nur, so über die Straße zu gehen.“

Diesen Zügen einer fast kindlichen Bescheidenheit könnten wir hier noch viele von seiner eben so seltenen Uneigennützigkeit anreihen, wir überlassen es indessen der Lebensbeschreibung selbst, den Beweis hierfür im Allgemeinen zu liefern, und erinnern nur daran, was schon in seinen Nekrologen häufig angeführt wurde, wie er auf das für jedes Jahr ihm zugesicherte Benefiz-Concert verzichtete und dafür vom Kurfürsten die Erlaubniß erbat, in jedem Winter sechs Concerte für einen von ihm zu gründenden Unterstützungsfond für arme Musiker und deren Nachkommen, unter Mitwirkung des Orchesters und des Opernpersonales, zu geben. Eben so aufopfernd war er, wenn Schüler, die in großer Zahl hier eintrafen, talentvoll aber dabei mittellos waren. Dann verabschiedete er gerne die weniger versprechenden, wenn auch zahlenden Schüler, um jenen seine Zeit und Kräfte zuzuwenden, durch deren Förderung er zugleich zum Besten der Kunst zu wirken hoffte.

Wenn man Spohr öfter im Leben wortkarg fand — worüber ich häufig habe klagen hören — so war der Grund dazu nicht Unfreundlichkeit, Stolz oder Theilnahmlosigkeit

gegen Andere; sondern es lag dies an seinem fortwährenden Schaffen, bei dem ihm die durch Anreden verursachten Störungen zuweilen unangenehm und lästig waren *). Wo er ging und stand war er meist mit musikalischen Ideen, die ihm eben zuflossen oder die er im Geiste ausarbeitete, beschäftigt; als ich ihn einst, da er den siebenziger Jahren nahe war, fragte, warum er nicht vorzöge, einen Wagen zu nehmen, um den weiten Weg bis zur Schwimmanstalt zurückzulegen, antwortete er mir, daß er beim Hinab- und Heraufsteigen in der Regel nicht viel vom Wege merke, weil er fortwährend componire. Ja, gewöhnliche Menschen wissen nicht, welche Qual sie einem Manne bereiten, der vom Himmel dazu bestimmt ist, zur Erhebung der Seelen schöpferisch zu wirken, wenn sie zur Unzeit mit ihm von alltäglichen Dingen reden, wenn er sich mit leeren Formen der Höflichkeit und Etiquette befassen soll! — Man mußte das Glück haben, Spohr grade in einem unbeschäftigten Augenblicke zu finden, wo sein Geist nach einer vollendeten Arbeit einen Moment ruhete, wenn man sich seiner gesprächigen Laune erfreuen wollte; oder man mußte ihn hören, wenn er von einer Reise zurückkam, wie er mit der liebenswürdigsten Beredtsamkeit von allem Erlebten die lebhafteste und genaueste Rechenschaft gab. Die Gewandtheit der Rede, die Schärfe des Ausdruckes, die Lieblichkeit der Vortragsweise bei solchen Gelegenheiten, so auch wenn er aus seinem Leben erzählte, war, wie mancher Glückliche erfahren hat, ganz bezaubernd und wer ihn je so mittheilend gesehen, der würde nicht begreifen

*) So erzählt man sich auch, daß der sonst so gesellige Mozart einst beim Billardspiel nicht geantwortet und immer vor sich hingebrummt hat; als er darüber zur Rede gesetzt wird, sagte er, daß er grade die Melodie für Papageno ausgebildet, die dieser mit dem Schlosse vor dem Munde vorzutragen habe.

können, wie man demselben Manne den Vorwurf der Wortkargheit machen konnte, wenn diese nicht eben ihre Erklärung gefunden hätte.

Neben seiner Bescheidenheit und Uneigennützigkeit war die Freiheitsliebe (im besten Sinne des Wortes) ein hervorstechender Charakterzug dieses bedeutenden Mannes. Wie allen hohen edlen Seelen war ihm die Unredlichkeit, das Abweichen vom Gesetzmäßigen — an welchem er auch in seiner Kunst so streng festhielt — in den Tod zuwider. Seine bekannte Hinneigung zur sogenannten liberalen Seite, die ihm wohl von oben her zum Vorwurfe gemacht ist, war eine natürliche Folge davon. So haßte er unverholen die Willkühr, den Druck, die Verfolgung und suchte ihnen um der guten Sache willen überall nach Kräften entgegen zu treten, ja er sprach sich wenigstens, wenn er nicht dagegen ankämpfen konnte, ohne Scheu und im Innersten entrüstet darüber aus. Im Gegensatze hierzu ordnete er sich selbst willig Allen unter, zu denen er im Verhältniß der Pietät stand, wie seinen Eltern, Lehrern, Obern ꝛc. Sein andauernd gutes Verhältniß mit Freunden, Collegen *) und Schülern ist vielfach besprochen, er kannte keinen Neid, sondern nur die aufrichtigste Freude über die Erfolge und Leistungen Anderer; er hatte daher eigentlich keinen Feind, was wohl im Leben eines Mannes, der so lange gewirkt hat und mit Tausenden in die verschiedenartigste Berührung gekommen ist, sich nicht oft wiederholen mag.

*) In Folge hiervon findet sich unter seinen Papieren ein reicher Schatz an musikalischen Gedenkblättern, welche in mannigfacher Hinsicht Werth und Interesse haben. Sie bestehen aus noch ungedruckten Antiphonien, Canons, Liedern, Menuetten, Präludien, Capricien, Duettino's, Terzetten, Nachtgesängen, Märschen, Chören ꝛc., z. B. von Beethoven, Cherubini, Mozart (dem Sohne), Meyerbeer, Carl M. v. Weber, Hummel, Zelter, A. Hoffmann, Hauptmann, Ries, Romberg, Morlacchi, Clementi, Danzi, Moscheles, Rode ꝛc.

Die Harmlosigkeit, ja man darf sagen, die Kindlichkeit seines Wesens, verbunden mit der Unfähigkeit nachzutragen, welche ihm bis in's hohe Alter blieb, hat sich wohl nie auffälliger erwiesen, als da er im November 1857 plötzlich gegen seinen Wunsch pensionirt wurde und zwar mit einer geringeren Summe als der, auf welche er hätte Anspruch machen können. Er ließ sich dies nicht allein ohne Widerspruch gefallen, indem er meinte, da er von nun an nichts mehr zu leisten habe, so sei es ja eigentlich schon Geld genug, und dann könne er sich wohl diesen Abzug gefallen lassen mit Rücksicht auf die nun endlich erlangte volle Freiheit reisen zu dürfen, wann und wohin er wolle; eine Freude, die ihm früher so oft durch verweigerten Urlaub verkümmert worden war; — sondern er ging sogar auf den Wunsch der Theaterbehörde ein, noch nach seiner Verabschiedung, als Schluß seiner Wirksamkeit eine seiner Opern (zum großen Gewinne der Theaterkasse) nochmals zu dirigiren. Er zeigte also keinen Groll über die unwillkommene und ihn verkürzende Verabschiedung, selbst nicht als sein Abschiednehmen in recht auffallender Weise auf dem Theaterzettel angezeigt wurde.

Haben wir nun in dem bisher Gesagten nur einige allgemeine Anschauungen von dem liebenswürdigen Charakter unseres verewigten Meisters zu geben versucht, die in seinem hier folgenden Leben ihre Bestätigung finden werden, so sei es uns zum Schlusse vergönnt, noch auf einige einzelne Momente dieses Lebens hinzuweisen, die vielleicht in den Augen mancher Leser einer Erläuterung zu bedürfen scheinen.

Spohr war, wie alle edlen Naturen, streng sittlich und von einer fast mädchenhaften Züchtigkeit. Von dieser Ueberzeugung werden wir grade am lebhaftesten durchdrungen bei dem Lesen der naiven Bekenntnisse einiger in früheren Jahren vorgekommenen Liebesgeschichten. Einem warm fühlenden, poetischen und für alles Schöne begeisterten jungen Manne,

der so häufig in den Compositionen Anderer die Liebe schildern hört und selbst dieses menschlichste aller Gefühle musikalisch auszudrücken hat, kann man es nicht übel deuten, wenn er schönen Frauengestalten, die sich ihm wegen seiner anziehenden Persönlichkeit naheten, nicht gram war. Bei seinem Charakter, bei seiner strengen Sittlichkeit hielt er sich dabei aber immer in den Grenzen des Erlaubten, wenn auch durch seine Annäherung, oder vielmehr durch sein nicht Zurückstoßen, hie und da Hoffnungen einer Verbindung auf Lebenszeit erregt sein mögen, die aber zu seinem Glücke und zum Heile der Kunst sich nicht realisirten, bis er die wahre ihm ebenbürtige Gefährtin für's Leben gefunden hatte!

Spohr zeigt sich überall muthvoll, entschlossen, tapfer, mit einem Worte echt männlich; nur einmal mag er einer Gesellschaft in einem anderen Lichte erschienen sein, als er an einer Wirthstafel von einer Ohnmacht befallen wird, weil er sich am Zeigefinger der linken Hand beim Brodschneiden ein Stück der Fingerspitze abgeschnitten hat. Seiner Umgebung, die in dem Augenblick an die Größe der wahrscheinlichen Folgen dieser Verletzung, die Spohr mit einem Male in ihrer ganzen Totalität erfaßte und deren erschütterndes Gewicht ihn zu Boden schlug, nicht entfernt denken konnte, mochte der Contrast zwischen dem überkräftig aussehenden Manne und dieser Anwandlung von Schwäche nicht wenig auffallen. Wir können uns dagegen in diese vernichtende Gedankenreihe, die Spohr auf ein Mal überkommen mußte, wohl hineindenken und fühlen, wie ihm die furchtbare Aussicht nahe trat, seiner Kunst, dem Geigenspiel, welches er auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht, dem er den größten Theil seiner Jahre gewidmet, wodurch er sich und die Seinen zu ernähren hatte, nun vielleicht für sein ganzes Leben entsagen zu müssen. Dieser Eindruck war ein zu überwältigender!

Einiges ähnliche Andere, welches eine Erklärung verlangt, soll an seiner Stelle durch Anmerkungen in das richtige Licht gestellt werden.

Die Aufzeichnungen seiner Erlebnisse, die uns Spohr in den hier folgenden Blättern hinterlassen hat, reichen bis zum Anfange seines Casseler Aufenthaltes, also bis zum Jahre 1822 und sind in den Jahren 1847 bis zu Anfang des Jahres 1858 niedergeschrieben. Leider ist da unser Autobiograph mit einem Male verstummt, und es muß für die spätere Zeit eine aus vielen vorhandenen Quellen geschöpfte, mehr historische Darstellung seines bewegten Lebens an die Stelle der unmittelbaren eigenen Mittheilung treten; auch diese wird es sich jedoch zur Aufgabe machen, neben den äußeren Erlebnissen auch sein reiches inneres Leben, seine musikalischen Ansichten und Urtheile, wie sie aus seiner umfassenden, höchst interessanten Correspondenz zu entnehmen sind, vor dem Auge seiner Freunde und Verehrer zur Anschauung zu bringen.

Das letzte Jahr unseres Meisters war ein höchst trauriges für ihn und die Seinigen, indem er aus der geistigen und körperlichen Lethargie, in welche ihn Altersschwäche, vor Allem aber die Folgen eines Armbruches (am zweiten Weihnachtstage 1857) versetzt hatten, sich nur für Augenblicke erheben konnte. Grade die leibliche Stärke, wie die Geisteskraft, womit ihn der Himmel so reichlich ausgestattet und vor Anderen bevorzugt hatte, wurde in dieser Zeit für ihn die Quelle eines doppelten Leidens; denn einmal erschwerte es ihm sein äußeres Dasein, daß die altersschwach gewordenen Füße den fast sieben Fuß hohen Körper von verhältnißmäßigem stattlichen Umfange nicht mehr tragen wollten, — und zweitens mußte ein Mann wie er, der früher an alle Leibesübungen gewöhnt war mit denen ein körperlich starker Mensch dem Uebermaaß seiner Kräfte Rechnung trägt, an Schwimmen, Fußtouren,

Schlittschuhlaufen &c., der außerdem sechs bis acht Stunden täglich durch Geigenspiel, Componiren, Dirigiren, Unterrichtgeben, Correspondenzen der ausgedehntesten Art, als Vorsitzender bei so vielen Preisvertheilungen für musikalische Werke &c. &c. ausfüllte, der also während eines so langen Lebens an eine seltene körperliche und geistige Thätigkeit sich gewöhnt hatte, — dieser mußte, als er mit einem Male dies Alles einzustellen gezwungen war, sich höchst unglücklich fühlen und es ist kein Wunder, daß in dieser Zeit, so treue Liebe und Freundschaft ihn auch in engen Kreisen umgab, der Wunsch nach Erlösung aus diesem unthätigen und darum für ihn freudlosen Leben, mehr und mehr sich in ihm festsetzte. So ist er denn auch, als die Stunde kam, die ihn zu einem höheren Dasein abrief, mit dem Ausdrucke der größten Zufriedenheit in seinen schönen edlen Zügen sanft entschlafen, und sein Andenken wird segnend fortwirken im Großen und Kleinen, sowohl durch die Werke, die er geschaffen hat, als durch das Beispiel seiner persönlichen Tugenden, für welche dieses Buch Zeugniß ablegt.

Cassel, im Januar 1860.

W.

Mein Vater, Karl Heinrich Spohr, Doctor der Arzneikunde, später Medicinalrath, war der Sohn eines Predigers zu Woltershausen im Hildesheimischen. Er hatte sich am 26. November 1782 mit Ernestine Henke, Tochter des Predigers an der Aegydienkirche zu Braunschweig, verheirathet und die erste Zeit bei den Schwiegereltern im Pfarrhause gewohnt.*) Ich war das älteste Kind dieser Ehe und wurde am 5. April 1784 geboren; zwei Jahre nachher ward mein Vater als Physicus nach Seesen versetzt. Meine frühesten Erinnerungen reichen bis zu jenem Umzuge hinauf, indem mir stets der Eindruck gegenwärtig geblieben ist, den das Weinen meiner Mutter, als sie nach dem Abschied von ihren Eltern in dem einfachen und etwas ländlichen Hause zu Seesen ankam, auf mich machte; auch erinnere ich mich noch des Geruchs frisch geweißter Wände, der mich daselbst unangenehm berührte, wie mir denn stets eine ungewöhnliche Empfänglichkeit und Feinheit der Sinne eigen geblieben ist.

In Seesen wurden mir vier Brüder und eine Schwester geboren.

Die Eltern waren musikalisch; der Vater blies Flöte, die Mutter, Schülerin des Kapellmeisters Schwaneberger in Braunschweig, spielte sehr fertig das Clavier und sang die italienischen Bravourarien der damaligen Zeit. Da sie sehr oft des Abends musicirten, so wurde der Sinn und die Liebe zur Ton-

*) Das Gebäude ist noch vorhanden und bildet unter Nr. 7 die Ecke des Aegydienkirchhofs in der Mönchsstraße. Man hat es seit längeren Jahren dem Militärmusikinstitute eingeräumt, nachdem das Kirchspiel in westphälischer Zeit aufgehoben worden war.

kunst schon früh bei mir geweckt. Zuerst begann ich, mit einer klaren Sopranstimme begabt, zu singen, und im vierten oder fünften Lebensjahre schon, durfte ich in Duetten mit der Mutter an den Abendmusiken Theil nehmen. Um diese Zeit war es, daß mir der Vater, meinem dringend geäußerten Wunsche nachgebend, auf einem Jahrmarkte eine Geige kaufte, auf der ich nun unaufhörlich spielte. Zuerst versuchte ich, die früher gesungenen Melodieen herauszubringen und war überglücklich, wenn die Mutter dazu accompagnirte.

Bald darauf bekam ich Unterricht beim Rektor Riemenschneider, und noch ist mir erinnerlich, daß ich nach der ersten Stunde, in der ich den G-dur-Accord auf allen vier Saiten der Geige hatte greifen lernen, im Entzücken über den Wohlklang desselben zur Mutter in die Küche eilte und ihr so unaufhörlich den Accord vorharpeggirte, daß sie mich hinausjagen mußte. Als ich nun die Griffe der Geige nach Noten erlernt hatte, durfte ich auch als Geiger des Abends mitmusiciren, und besonders waren es drei Trios von Kalkbrenner für Piano, Flöte und Violine, die eingeübt und dann vor den Freunden des Hauses vorgetragen wurden.

Etwa um das Jahr 1790 oder 91 kam ein französischer Emigrant, Namens Dufour, nach Seesen, der, obgleich nur Dilettant, doch ein sehr fertiger Geiger und Violoncellist war. Er ließ sich dort nieder, erhielt Freitische bei den wohlhabenderen Einwohnern und ernährte sich durch Sprachunterricht. An den Tagen, wo er zu meinen Eltern kam, wurde nach Tisch jedes Mal musicirt, und mir ist erinnerlich geblieben, daß ich bis zu Thränen gerührt war, als ich ihn zum ersten Male spielen hörte. Nun ließ ich den Eltern keine Ruhe, bis ich bei ihm Unterricht erhielt.

Dufour, erstaunt über meine schnellen Fortschritte, war der Erste, welcher die Eltern zu bereden suchte, mich ganz der Musik zu widmen. Der Vater, der mich früher für das Studium der Medicin bestimmt hatte, ging bei seiner Vor-

liebe für die Musik bald darauf ein, hatte aber einen harten Kampf deshalb mit meinem Großvater, der sich unter einem Musiker nur einen Bierfiedler, der zum Tanze spielt, denken konnte. Später wurde mir die Genugthuung, nach meiner so frühen Anstellung als Kammermusikus in Braunschweig, dem alten Großvater, der mich sehr lieb hatte, eine bessere Meinung von der erwählten Künstlerlaufbahn beibringen zu können.

Während des Unterrichts bei Herrn Dufour machte ich auch meine ersten Compositionsversuche, bevor ich noch irgend einen Unterricht in der Harmonie erhalten hatte. Es waren Duette für zwei Violinen, die ich mit meinem Lehrer in den Abendmusikpartien vortrug und damit die Eltern im höchsten Grade überraschte. Noch erinnere ich mich des stolzen Gefühls, nun auch als Componist vor den Freunden des Hauses auftreten zu können. Als Honorar erhielt ich von den Eltern einen Prachtanzug, bestehend in einer rothen Jacke mit Stahlknöpfen und einem gelben Beinkleid nebst Schnürstiefeln mit Quasten, warum ich schon lange, wiewohl vergebens, sollicitirt hatte. Die Duetten, die der Vater sorgfältig aufgehoben hat, sind zwar incorrekt und kindisch, haben aber doch eine Form und einen fließenden Gesang.

Dieser erste glänzende Erfolg in der Composition hatte mich so begeistert, daß ich von nun an fast alle Stunden, die mir die Schule frei ließ, ähnlichen Versuchen widmete; ja ich wagte mich sogar an eine kleine Oper, deren Text ich aus dem Weiße'schen Kinderfreund nahm. Charakteristisch möchte es sein, daß ich bei dem Titel begann und diesen vor allen Dingen mit Tusche erst recht schön ausmalte; dann folgte die Ouvertüre, dann ein Chor, dann noch eine Arie, bei der aber die Arbeit in's Stocken gerieth. Da ich noch nie einer Opernaufführung beigewohnt hatte, so entnahm ich die Form zu diesen Musikstücken den Opern von Hiller „die Jagd“ und „Lottchen am Hofe,“ welche die Mutter im Clavierauszuge besaß und oft mit mir und dem Vater gesungen hatte. Ich fühlte jedoch bald, daß es mir für ein solches Unter-

nehmen noch an Wissen und Geschick fehle und wandte mich zu anderen Versuchen. Dabei hatte ich aber einen harten Strauß mit dem Vater, der fest darauf bestand, jede begonnene Arbeit müsse erst vollendet sein, bevor eine andere angefangen werden dürfe, und nur, weil der Vater sich überzeugte, daß ich so bedeutenden Arbeiten noch nicht gewachsen sei, durfte dies Mal eine Ausnahme gemacht werden; später nie wieder. Dieser Strenge habe ich meine Ausdauer in der Arbeit zu danken und bin der väterlichen Lehre stets eingedenk gewesen.

Da der Vater liebte, die Arbeiten seines Knaben zu beaufsichtigen, so gestattete er mir, mich in seiner Studirstube zu etabliren und ließ sich durch das Singen, Brummen und Pfeifen des kleinen Componisten nicht stören. Hatte dieser dann etwas Falsches aufgeschrieben, was oft genug geschah, und war genöthigt, es auszustreichen, so hörte dies der Vater sogleich und sagte halb ärgerlich: „Nun macht der dumme Junge wieder Fenster!“ So nannte er die Querstriche durch die Notenlinien beim Ausstreichen. Dies war mir empfindlich, und ist wohl die Veranlassung, daß ich mich zeitig gewöhnte, eine reinliche Partitur, in der nichts ausgestrichen sein durfte, zu schreiben.

Als es nun auf Dufour's Zureden beschlossen war, daß ich mich ganz der Musik widmen sollte, drang dieser darauf, daß ich nach Braunschweig gesandt werde, um weiteren, namentlich theoretischen Unterricht in der Musik zu erhalten. Dies konnte jedoch nicht geschehen, bevor ich confirmirt war. Nach einem streng befolgten Gesetz durfte die Confirmation im Herzogthum Braunschweig nicht vor dem vierzehnten Jahre stattfinden; um nun keine Zeit zu verlieren, wurde ich im zwölften Jahre zum Großvater in das Hildesheimische geschickt, wo es der Entscheidung der Prediger überlassen war, wie bald die Kinder zur Confirmation zugelassen werden sollten. Hier erhielt ich während eines Winterhalbjahres von dem gelehrten Großvater nicht nur in der Religion, sondern auch in manchen anderen Dingen Unterricht; nur

für Musikstunden war nicht gesorgt, da weder der Großvater, noch die Oheime etwas davon verstanden. So mußte ich denn zwei Mal in der Woche mit meiner Geige nach der Stadt Alfeld wandern und mit dem dortigen Cantor musiciren. Wie beschwerlich auch diese Wege bei der häufig unfreundlichen Winter-Witterung waren, so freute ich mich doch stets darauf, hauptsächlich wohl deshalb, weil ich mich dem Lehrer überlegen fühlte und diesen durch mein fertiges Notenlesen in Verlegenheit setzte, ja nicht selten den heimlichen Triumph hatte, ihn stecken bleiben zu sehen.

Auf der Hälfte des Wegs nach Alfeld lag eine einsame Mühle. Dort war ich bei einem starken Regenguß einmal eingetreten und hatte die Gunst der Müllerin so sehr gewonnen, daß ich von da an stets vorsprechen mußte, mit Kaffee, Kuchen und Obst gelabt wurde, und ihr dann zum Dank etwas auf der Violine vorphantasirte. Noch ist mir erinnerlich, daß ich sie einst mit Variationen von Wranitzky über das Thema „Du bist liederlich," worin alle die Kunststückchen vorkamen, womit Paganini später die Welt entzückte, so außer sich setzte, daß sie mich an dem Tage gar nicht wieder von sich lassen wollte.

Nach der Rückkehr von Woltershausen wurde ich nun bald nach Braunschweig geschickt und in dem Hause des reichen Honigkuchenbäckers Michaelis, wo der Vater früher Arzt gewesen war und einst die Frau von der Wassersucht kurirt hatte, wie ein Kind des Hauses aufgenommen und von allen Bewohnern desselben mit Liebe behandelt.

Mit Eifer begann ich meine musikalischen und anderen Studien. Den Violinunterricht gab mir der Kammermusikus Kunisch, ein gründlicher und freundlicher Lehrer, dem ich viel verdanke. Nicht so freundlich war der Lehrer in der Harmonie und im Contrapunkt, ein alter Organist Namens Hartung, und noch weiß ich, wie dieser mich einst bös anfuhr, als ich ihm bald nach Beginn des Unterrichts eine Composition zur Ansicht vorlegte. „Damit hat es noch lange Zeit; erst muß man was lernen!" meinte

er. Nach einigen Monaten munterte er mich jedoch selbst auf, nun Versuche in der Composition zu machen, corrigirte dann aber so unbarmherzig und strich so viele nach meiner Meinung herrliche Gedanken, daß ich alle Lust verlor, ihm wieder etwas vorzulegen. Nicht lange nachher hörte wegen Kränklichkeit des alten Mannes der Unterricht auf und ist der einzige geblieben, den ich je in der Theorie gehabt habe. Ich war nun genöthigt, Belehrung in theoretischen Werken zu suchen; hauptsächlich half mir aber das Lesen guter Partituren, die ich durch Vermittlung meines Lehrers Kunisch aus der Theaterbibliothek geliehen bekam. So gelang es mir bald, correkt in der Harmonie schreiben zu lernen, und ich wagte es nun zum ersten Mal, in Braunschweig mit einer Violincomposition öffentlich aufzutreten. Es geschah dies im Schulconcert der Katharinen=Schule, die ich als Secundaner besuchte. Diese Concerte waren zur Uebung des Schulchors von dem Präfekten desselben errichtet, wurden aber durch die Theilnahme mehrerer Mitglieder der Hofkapelle, der Stadtmusiker und geschickter Dilettanten so bedeutend, daß man immer größere Werke aufführen konnte, wie Cantaten, Symphonien und Instrumental=Concerte. Von nun an wurde Alles genau eingeübt, und die Aufführungen, die in dem ziemlich großen Prima=Saale stattfanden, erlangten bald so viel Ruf, daß man ein kleines Eintrittsgeld zur Bestreitung der Kosten erheben durfte. In einem dieser Concerte trat ich also zum ersten Mal in meiner Vaterstadt auf und erwarb so viel Beifall, daß ich nun auch zur Mitwirkung in den Abonnementsconcerten des Deutschen Hauses aufgefordert wurde und das dafür übliche Honorar empfing. Diese erste Einnahme, die ich mir als Künstler erwarb, machte mich sehr glücklich, und noch erinnere ich mich des stolzen Gefühls, mit welchem ich es den Eltern meldete. Nun spielte ich auch in den Abonnementsconcerten öfters Solo und in der Regel eigene Compositionen. Auch in dem Theaterorchester durfte ich zu meiner Uebung mitwirken und lernte dadurch viel gute Musik kennen.

In dieser Zeit, wo ich noch meine klare, hohe Sopranstimme hatte, gewährte es mir auch viel Freude, mich dem Schulchor bei seinen Wanderungen durch die Stadt anzuschließen. Der Präfektus, der später als Bassist berühmt gewordene Theatersänger Strohmeyer, übertrug mir sehr gern die Sopran-Soli, da ich sie fehlerfrei a vista sang.

Mein Lehrer Kunisch, der mir väterlich wohlwollte, drang nun darauf, daß ich bei dem besten Geiger der Braunschweiger Kapelle, dem Concertmeister Maucourt, Unterricht nähme. Der Vater willigte gern ein, obgleich es ihm sehr sauer wurde, das für diesen Unterricht höhere Honorar anzuschaffen, um so mehr, da ich das Michaelis'sche Haus hatte verlassen müssen, weil man mir kein besonderes Zimmer einzuräumen vermochte, und ich mit den Kindern des Hauses in derselben Stube unmöglich ruhig spielen und componiren konnte. Eine weitere Folge dieses Wohnungswechsels war, daß mir der Vater bei seinen früheren Bekannten Freitische ausmachen mußte, was seinem ehrgeizigen Sohne sehr empfindlich war. Doch wurde ich von allen diesen Leuten freundlich behandelt, und so verlor sich das Drückende meiner Lage bald. Ich bewohnte nun mit einem anderen Secundaner ein Zimmer im Hause des Cantor Bürger, konnte aber dort ungestört üben und componiren, da mir der Hauswirth, der sich für mein Musiktreiben interessirte, sein Musikzimmer mit dem Pianoforte zur Verfügung gestellt hatte.

Durch den Unterricht des Herrn Maucourt wurde ich immer mehr zu einem für meine Jahre ausgezeichneten Solospieler ausgebildet, und nach etwa einem Jahre, als es dem Vater bei'm Heranwachsen der übrigen Kinder nicht mehr möglich war, die Kosten für den theuern Aufenthalt in Braunschweig zu erschwingen, hielt er mich für weit genug fortgeschritten, um nun als reisender Künstler mein Glück in der Welt versuchen zu können. Er beschloß daher, mich zuerst nach Hamburg zu schicken, wohin er mir Empfehlungen an frühere Bekannte mitgeben konnte.

Gewohnt, dem Vater in Allem zu gehorchen und gern geneigt, mich bereits für ein großes Licht zu halten, hatte ich dagegen nichts einzuwenden. Erscheint es nun höchst abenteuerlich, einen Knaben von vierzehn Jahren, sich selbst überlassen, auf gut Glück in die Welt zu schicken, so findet dies seine Erklärung in dem Charakter und den Schicksalen des Vaters. Dieser, im höchsten Grade kühn und unternehmend, hatte sich im sechszehnten Jahre auch schon emancipirt. Um einer Schulstrafe zu entgehen, war er von der Schule zu Hildesheim entflohen, hatte sich auf höchst kümmerliche Weise in Hamburg, Anfangs als Sprachlehrer, später durch Unterrichtertheilen an der Büsching'schen Handelsschule, ernährt, dann mehrere Universitäten besucht, sich immer ohne alle Unterstützung von Haus, bei großen Entbehrungen durch Unternehmungsgeist und angestrengte Thätigkeit durchgeschlagen, und endlich nach einer höchst abenteuerlich verlebten Jugend zum praktischen Arzte in Braunschweig emporgeschwungen. Er fand es nun sehr natürlich, daß sich der Sohn auf gleiche Weise versuchen müsse, obgleich die Mutter bedenklich den Kopf schüttelte. Dürftig mit Reisegeld, aber mit vielen guten Lehren versehen, wurde ich auf der Post nach Hamburg spedirt. Noch ganz voll von dem lebhaften Eindruck, den die wogende Handelsstadt und die zum ersten Mal gesehenen Seeschiffe auf mich gemacht hatten, ging ich wohlgemuth und voller Hoffnungen zum Professor Büsching, an den mich der Vater adressirt hatte. Aber wie bald sollten diese vernichtet werden! Der Professor, nachdem er den Brief mit immer wachsendem Erstaunen gelesen hatte, rief aus: „Ihr Vater ist doch immer noch der Alte! Welche Tollheit, einen Knaben so auf gut Glück in die Welt zu senden!“ Dann setzte er mir auseinander, daß, um ein Concert in Hamburg zu Stande zu bringen, man bereits einen berühmten Namen oder wenigstens die Mittel besitzen müsse, die bedeutenden Concertunkosten tragen zu können; daß aber im Sommer, wo alle reichen Leute auf ihren Landsitzen wohnten, ein solches Unternehmen vollends ganz

unausführbar sei. Durch diese Erklärung wie vernichtet, wußte ich keine Sylbe zu erwidern und konnte kaum die Thränen zurückhalten. Ich empfahl mich stumm und rannte, ohne an die Abgabe der anderen Empfehlungsbriefe zu denken, voller Verzweiflung nach Hause. Hier meine Lage überdenkend, erschreckte mich die Gewißheit, daß meine Baarschaft kaum noch für ein paar Tage ausreichen werde, dermaßen, daß ich mich in Gedanken schon in den Klauen der Seelenverkäufer sah, von denen mir der Vater ein warnendes Bild entworfen hatte. Ich entschloß mich daher kurz, packte meine Geige und meine Sachen wieder in den Koffer, schickte diesen, mit einer Adresse nach Braunschweig versehen, auf die Post, bezahlte meine Rechnung und wanderte mit dem kleinen Rest meiner Baarschaft in der Tasche, der allenfalls für die Zehrung ausreichen konnte, zu Fuß nach Braunschweig zurück.

Einige Meilen von der Stadt kam mit ruhigerer Ueberlegung zwar bald die Reue dieser Uebereilung, doch nun zu spät; sonst wäre ich wohl umgekehrt. Ich sagte mir, daß es thöricht gewesen sei, nicht wenigstens erst die übrigen Briefe abzugeben. Sie konnten mir ja vielleicht die Bekanntschaft eines Musikkenners verschaffen, der mein Talent zu würdigen und doch noch Rath zu einem Concert zu schaffen gewußt hätte. Dazu kam der beschämende Gedanke, daß der Vater, der selbst so unternehmend gewesen, mich kindisch, muthlos, unüberlegt schelten würde. So in tiefster Seele betrübt, wanderte ich weiter und sann unaufhörlich darüber nach, wie ich mir die Beschämung ersparen könnte, so ganz unverrichteter Sache in das elterliche Haus zurückzukehren.

Endlich kam mir der Einfall, mich an den Herzog von Braunschweig zu wenden und diesen um die Mittel zu weiterer Ausbildung anzugehen. Ich wußte, daß der Herzog früher selbst Violine gespielt hatte und hoffte daher, daß dieser mein Talent erkennen werde. Hat er dich nur erst eines deiner Concerte spielen hören, dachte ich, so ist dein Glück gemacht. Mit

neu belebtem Muth schritt ich nun weiter und legte in heiterster Stimmung den Rest des Weges zurück.

Kaum in Braunschweig angelangt, entwarf ich eine Bittschrift an den Herzog, worin ich ihm meine ganze Lage darlegte und schließlich um Unterstützung zu weiterer Ausbildung oder um eine Anstellung in der Kapelle bat. Da mir bekannt war, daß der Herzog jeden Morgen im Schloßgarten spazieren zu gehen pflegte, so suchte ich ihn, mit meinem Gesuch in der Tasche, dort auf und war so glücklich, daß er mir das Papier abnahm. Nachdem er es flüchtig überlesen und über Eltern und bisherige Lehrer Fragen gestellt hatte, die ich furchtlos beantwortete, erkundigte er sich auch, wer die Bittschrift entworfen habe. „Nun, wer anders als ich? Dazu brauche ich keinen Andern!“ antwortete ich, fast beleidigt über den Zweifel an meiner Geschicklichkeit. Der Herzog lächelte und sagte: „Nun, komm morgen um elf Uhr auf's Schloß; dann wollen wir weiter über Dein Gesuch reden.“ Wer war glücklicher, als ich! Präcis elf Uhr stand ich vor dem Kammerdiener und verlangte, bei'm Herzog angemeldet zu werden. „Wer ist Er?“ fuhr mich dieser ziemlich unfreundlich an. „Ich bin kein Er. Der Herzog hat mich hierher bestellt und Er hat mich anzumelden“, antwortete ich ganz entrüstet. Der Kammerdiener ging, mich zu melden, und bevor sich meine Aufregung gelegt hatte, wurde ich eingeführt. Mein erstes Wort zum Herzog war daher auch: „Durchlaucht, Ihr Kammerdiener nennt mich Er; das muß ich mir ernstlich verbitten!“ Der Herzog lachte laut und sagte: „Nun, beruhige Dich nur, er wird's nicht wieder thun!“ Nachdem er mich dann noch über Manches befragt hatte, worüber ich die unbefangensten Antworten ertheilte, sagte er: „Ich habe mich bei Deinem bisherigen Lehrer Maucourt nach Deinen Fähigkeiten erkundigt und bin nun begierig, Dich eine Deiner Compositionen spielen zu hören; dies kann im nächsten Concert bei der Herzogin geschehen. Ich werde es dem Kapellmeister Schwanberger sagen lassen.“

Ueberglücklich verließ ich das Schloß, eilte nach Hause und bereitete mich auf das Sorgfältigste zum Concerte vor.

Diese Hofconcerte bei der Herzogin fanden in jeder Woche ein Mal Statt und waren der Hofkapelle im höchsten Grade zuwider, da nach damaliger Sitte während der Musik Karten gespielt wurde. Um dabei nicht gestört zu werden, hatte die Herzogin befohlen, daß das Orchester immer piano spiele. Der Kapellmeister ließ daher Trompeten und Pauken weg und hielt streng darauf, daß nie ein forte zur Kraft kam. Da dies in Symphonien, so leise auch die Kapelle spielte, nicht immer ganz zu vermeiden war, so ließ die Herzogin auch noch einen dicken Teppich dem Orchester unterbreiten, um den Schall zu dämpfen. Nun hörte man das „ich spiele, ich passe" u. s. w. allerdings lauter, als die Musik.

An dem Abend, wo ich dort zum ersten Mal spielte, waren aber Spieltische und Teppich verschwunden; die Kapelle, unterrichtet, daß der Herzog anwesend sein werde, hatte sich gehörig vorbereitet, und die Musik ging vortrefflich. Da ich damals noch ohne alle Befangenheit auftrat und wohl wußte, daß von dem heutigen Erfolg mein ganzes künftiges Geschick abhängig sei, spielte ich mit wahrer Begeisterung und mußte wohl die Erwartungen des Herzogs übertroffen haben, denn dieser rief mir schon während des Spiels wiederholt bravo zu. Nach Beendigung desselben kam er zu mir, klopfte mich auf die Schulter und sagte: „Das Talent ist da; ich werde für Dich sorgen. Komm morgen zu mir." Ueberselig eilte ich nach Hause, meldete sogleich den Eltern mein Glück und konnte lange vor Freude und Aufregung nicht einschlafen.

Am anderen Morgen sagte der Herzog zu mir: „Es ist eine Stelle in der Kapelle erledigt, die werde ich Dir geben. Sei fleißig und führe Dich gut auf. Bist Du nach einigen Jahren tüchtig fortgeschritten, so werde ich Dich auch zu irgend einem großen Meister senden; denn hier fehlt es Dir an einem großen



Vorbilde." Diese letzte Aeußerung setzte mich in Erstaunen; denn ich hatte bis jetzt das Spiel meines Lehrers Maucourt für das Höchste gehalten, was zu erreichen sei.

So wurde ich mit Beginn meines fünfzehnten Lebensjahres als Kammermusikus angestellt. Das Rescript, welches später ausgefertigt wurde, ist vom 2. August 1799 datirt. Obgleich der Gehalt nur 100 Thlr. betrug, so reichte er doch bei großer Sparsamkeit und mit Hülfe kleiner Nebenverdienste aus, und ich bedurfte von nun an keiner weiteren Unterstützung von Haus. Ja, ich war so glücklich, den Eltern die Erziehung der anderen Kinder dadurch erleichtern zu können, daß ich meinen acht Jahre jüngern Bruder Ferdinand, der Neigung und Talent für Musik zeigte, zu mir nahm und ihn zum Künstler bildete.

Von nun an war der junge Kammermusikus in großer Thätigkeit. Seine Berufsgeschäfte bestanden in dem Mitwirken bei den Hofconcerten und im Hoftheater, für welches seit kurzem eine französische Sänger- und Schauspielergesellschaft angenommen war. Ich lernte daher die französisch-dramatische Musik früher kennen, als die deutsche, was auf meine Geschmacksrichtung und damaligen Compositionen nicht ohne Einfluß blieb. Endlich, als für die Zeit der beiden Messen auch eine deutsche Operngesellschaft aus Magdeburg verschrieben wurde, ging mir die Herrlichkeit der Mozart'schen Opernmusik auf, und nun war für meine ganze Lebenszeit Mozart mein Idol und Vorbild. Ich erinnere mich noch deutlich der Wonneschauer und des träumerischen Entzückens, mit welchem ich zum ersten Male „Zauberflöte" und „Don Juan" hörte, und wie ich nun nicht ruhte, bis ich die Partituren geliehen bekam und dann halbe Nächte darüber brütete.

Aber auch bei allen andern Musikpartien der Stadt fehlte ich nicht; namentlich gehörte ich allen Quartettzirkeln an. In einem derselben, der von zwei Sängern der französischen Oper, die Violine spielten, errichtet war, lernte ich auch die ersten Quartetten von Beethoven kennen und schwärmte von nun an

nicht weniger für sie, als bisher für die Haydn'schen und Mozart'schen.

Bei solchem steten Musiktreiben konnte es nicht fehlen, daß mein Spiel und Geschmack sich immer mehr ausbildeten. Günstig wirkte auch die Anwesenheit zweier fremden Geiger, die in dieser Zeit Braunschweig besuchten. Es waren dies Seidler und der Knabe Pixis. Ersterer imponirte mir durch seinen schönen Ton und sein sauberes Spiel, Letzterer durch eine für seine Jahre außerordentliche Fertigkeit.

Mit den Brüdern Pixis musicirte ich sehr häufig in Privatgesellschaften und spielte auch in deren zweitem Concert mit dem Geiger öffentlich ein Doppelconcert von Pleyel. Nach solchen Aufmunterungen wurde dann immer mit doppeltem Eifer studirt.

Der Herzog, der mich nicht aus den Augen verlor, hatte mir erlaubt, ihn jedes Mal zu benachrichtigen, wenn ich eine neue Composition im Hofconcert vortrüge, und erschien auch einige Mal zum großen Verdruß der Herzogin, die dadurch in ihrer L'Hombrepartie gestört wurde. Eines Tages, als der Herzog nicht anwesend war, und daher auch Niemand auf die Musik achtete, das Verbot eines jeden forte vor Anfang der Musik erneuert und der verhängnißvolle Teppich wieder ausgebreitet war, probirte ich ein neues Concert von mir; denn eine Probe nur konnte man diese Vorträge nennen, da nie eine solche vorher Statt fand, ausgenommen an den Tagen, wo man wußte, daß der Herzog erscheinen würde. Erfüllt von meinem Werk, welches ich zum ersten Mal mit Orchester hörte, vergaß ich ganz des Verbots und spielte mit aller Kraft und allem Feuer der Begeisterung, so daß ich selbst das Orchester mit fortriß. Plötzlich wurde ich mitten im Solo von einem Lakai am Arm gefaßt, der mir zuflüsterte: „Die Frau Herzogin läßt Ihnen sagen, Sie sollen nicht so mörderlich darauf losstreichen!" Wüthend über diese Störung spielte ich wo

möglich nur noch stärker, mußte mir aber auch nachher einen Verweis vom Hofmarschall gefallen lassen.

Der Herzog, dem ich am anderen Tage mein Leid klagte, lachte herzlich, erinnerte sich aber auch bei dieser Gelegenheit seines früheren Versprechens und forderte mich sogleich auf, mir unter den berühmten Geigern der damaligen Zeit einen Lehrer zu wählen. Ohne Bedenken wurde Viotti von mir genannt und diese Wahl vom Herzog gebilligt. Es ward auch gleich an diesen, der sich damals in London aufhielt, geschrieben. Leider! antwortete er aber ablehnend: „er sei Weinhändler geworden, beschäftige sich nur noch selten mit Musik und könne daher keinen Schüler annehmen.“

Nach Viotti war damals Ferdinand Eck in Paris der berühmteste Geiger. An diesen wurde sich daher zunächst gewandt. Aber auch er wollte keinen Schüler annehmen. Er hatte kurz vorher eine reiche Gräfin aus München, wo er Mitglied der Hofkapelle war, entführt, sich mit ihr in der Schweiz verheirathet und führte nun ein vornehmes Leben theils in Paris, theils auf einem von dem Vermögen der Gräfin erworbenen Gute bei Nancy. Er schlug aber seinen jüngeren Bruder und Schüler, Franz Eck, als Lehrer vor. Da dieser eben Deutschland bereisete und in Berlin mit großem Beifall aufgetreten war, so wurde an ihn geschrieben und er für den Fall, daß er den Antrag annähme, nach Braunschweig eingeladen. Eck kam, spielte bei Hofe und gefiel dem Herzog sehr. Da er auf einer Kunstreise nach Petersburg begriffen war, so wurde ich ihm auf ein Jahr als Schüler mitgegeben und ausgemacht, daß ich die Hälfte der Reisekosten zu tragen habe und Eck nach Beendigung des Unterrichts ein angemessenes Honorar vom Herzog empfangen werde. Von dieser Reise ist ein Tagebuch vorhanden, aus welchem einige Auszüge vielleicht von Interesse sind. Es beginnt wenige Tage vor der Abreise am 24. April 1802, für einen achtzehnjährigen Jüngling noch sehr kindlich, folgendermaßen:

„Der Abschied."

„Unter die traurigsten Stunden des Lebens gehören die des Abschieds von gütigen Eltern und geprüften Freunden. Sie erheitert nicht einmal die Aussicht auf eine angenehme und nützliche Reise; nur die Zeit und Hoffnung auf baldiges Wiedersehen können so schmerzliche Wunden heilen. Diese sind es, von denen auch ich Erleichterung bei'm Antritt meiner musikalischen Reise erwarte. So lebt denn wohl, Eltern, Freunde! Die Erinnerung an die fröhlichen Stunden, deren Schöpfer Ihr waret, wird mich stets begleiten!"

Die Reise ging zuerst nach Hamburg, wo Eck Concerte zu geben beabsichtigte. Mit einer gewissen Genugthuung und Selbstzufriedenheit sah ich die Stadt wieder, aus der ich einige Jahre früher so voller Verzweiflung entflohen war.

Nachdem Eck seine Empfehlungsbriefe abgegeben hatte, begann auch der Unterricht. Es findet sich darüber Folgendes im Tagebuch aufgezeichnet:

„Heute früh, den 30. April, fing Herr Eck den Unterricht bei mir an. Aber ach! wie sehr wurde ich gedemüthigt. Ich, der ich einer der ersten Virtuosen Deutschlands zu sein geglaubt hatte, konnte ihm nicht einen einzigen Takt zu Danke spielen, sondern mußte jeden wenigstens zehn Mal wiederholen, um nur endlich einigermaßen seine Zufriedenheit zu erlangen. Vorzüglich mißfiel ihm mein Strich, welchen umzuändern, ich nun auch selbst für sehr nöthig halte. Es wird mir freilich anfangs sehr schwer vorkommen; doch hoffe ich endlich, von dem großen Nutzen dieser Umänderung überzeugt, damit zu Stande zu kommen."

Das Tagebuch berichtet nun über Alles, was die Reisenden sahen und hörten. So anziehend dies auch für mich sein mußte, so versäumte ich darüber doch nicht meine Musikstudien. Der Vormittag, der damals in Hamburg bis drei Uhr dauerte, war ganz dem Einüben Dessen gewidmet, was Eck mir aufgab. Es

dauerte auch nicht lange, so äußerte sich dieser günstig über meine Fortschritte. Schon unter dem 10. Mai heißt es:

„Herr Eck fängt an, zufriedener mit meinem Spiel zu sein und war gestern so gütig, mir zu versichern, daß ich das Concert, welches ich bei ihm einstudirt habe, nun ganz ohne Fehler spielen könne."

Die Pausen zwischen den Uebungen füllte ich mit Malen aus. Von frühester Jugend an hatte ich mich im Zeichnen und Malen mit Wasserfarben geübt und es, ohne je guten Unterricht gehabt zu haben, zu ziemlicher Fertigkeit darin gebracht. Ja ich hatte eine Zeit lang geschwankt, welche der beiden Künste, Musik oder Malerei, ich als Lebensberuf erwählen wolle. Jetzt machte ich einen ersten Versuch mit Portraitiren. Das Tagebuch sagt unter'm 12. Mai:

„Am Sonntag fing ich ein Miniaturbild an, welches ich heute Vormittag beendigt habe. Ich versuchte, mich selbst zu malen und kann damit sehr wohl zufrieden sein. Dieses und mein Geigenspiel haben mich so beschäftigt, daß ich in diesen vier Tagen beinahe gar nicht aus dem Haus gekommen bin. Ich schickte dieses Bild meinen Eltern und begann dann Herrn Eck zu malen, der geduldig genug war, mir zu sitzen."

Es möchte nun an der Zeit sein, zu erwähnen, daß der junge Künstler von frühester Jugend an sehr empfänglich für weibliche Schönheit war und schon als Knabe sich in jede schöne Frau verliebte. Es ist daher nicht zu verwundern, daß das Tagebuch des nunmehr achtzehnjährigen Jünglings auf vielen Blättern Ergüsse seiner Herzensregungen enthält. Komisch jedoch ist dabei der Ernst, mit welchem diese flüchtigen Neigungen besprochen werden.

In Hamburg war es besonders eine Demoiselle Lütgens, die Tochter eines Musiklehrers, die mein Herz gewann. Nach einem Besuche bei dem Vater schrieb ich darüber Folgendes:

„Seine älteste Tochter, ein Mädchen von dreizehn Jahren, ein

sehr schönes, unschuldiges Geschöpf, gefiel mir vorzüglich wegen ihres artigen und sittsamen Betragens. Sie ist sehr schön, hat von Natur gelocktes Haar, feurige braune Augen und einen blendend weißen Hals. Ihr Vater, dessen Steckenpferd die Harmonie und der Generalbaß sind, unterhielt mich, weil er bei mir die meiste Geduld fand, seinen Sermon anzuhören, beständig von Auflösung und Verbindung der Accorde, unterdessen ich viel lieber mit seiner liebenswürdigen Tochter von Verbindung der Herzen und Lippen gesprochen hätte."

Um mich ihr öfter nähern zu können, bat ich um die Erlaubniß, sie malen zu dürfen, was gern gewährt wurde. Doch ehe noch die Sitzungen begannen, ward ich durch Herrn Eck, den ich sonderbar genug zum Vertrauten meiner Liebe gemacht hatte, darauf aufmerksam gemacht, daß sie eine Kokette und meiner Zuneigung unwürdig sei. Ich vermochte Anfangs nicht zu glauben, daß ein Mädchen von dreizehn Jahren schon kokett sein könne. Allein nach der ersten Sitzung war auch ich derselben Ansicht und machte darüber folgende Bemerkung:

„Henriette bat mich, sie in dem Kleid zu malen, das sie trage und versicherte, es ausgewählt zu haben, weil ihre anderen Kleider nicht weit genug ausgeschnitten seien und den Hals zu sehr bedeckten. Ich erstaunte über ihre Eitelkeit, und der Anblick dieses reizenden Halses, der mich bei anderer Gelegenheit entzückt haben würde, machte mich nun traurig, da ich überzeugt wurde, daß sie schon von der Eitelkeit und Schamlosigkeit der Hamburgerinnen angesteckt sei. Sie sprach, während ich malte, mit ihrer Cousine, einem häßlichen, aber eitelen Mädchen, von nichts als dem Putze, den sie zu dem morgenden Balle anzulegen gedächte... Ganz mißvergnügt kam ich nach Haus und wünschte, daß wir nun bald abreisen möchten, weil mir Hamburg immer mehr mißfällt. Mein geselliges Herz, das sich so gern jedem Menschen anschließen möchte, findet hier Niemanden. ... Ich glaubte in diesem Mädchen Etwas für mein Herz gefunden zu haben, aber ich sehe mich von neuem betrogen. ... Ich

hatte mir vorgenommen, eine Copie von ihrem Bilde für mich zu machen; allein ich bin noch zu sehr auf sie erbittert, um dieses zu können. Auch habe ich nun keine Lust, auf den Ball zu gehen."

Zwei Tage später heißt es jedoch: „Heute Vormittag arbeitete ich fleißig an dem Bilde der Demoiselle Lütgens und fing auch die Copie davon für mich an. Nach Tisch ging ich zu ihr. ... Henriette empfing mich mit Vorwürfen, daß ich nicht auf den Ball gekommen sei. ... Sie war heute so sittsam gekleidet und sprach so vernünftig, daß ich mich mehr mit ihr unterhielt, als malte, weshalb ich auch nicht ganz fertig wurde. Es ist wirklich ewig schade, daß dieses Mädchen mit so großem Talente und gesundem Verstande in so schlechter Gesellschaft lebt, und dadurch zu den Thorheiten Hamburgs verführt wird."

Mit der Uebergabe des Bildes und der bald darauf folgenden Abreise von Hamburg endete dieser kleine Roman, in dem es nie zu Erklärungen gekommen war.

Ueber meine damalige Kunstbildung und meine Kunstansichten giebt das Tagebuch fast auf jeder Seite in der Beurtheilung dessen, was ich in Hamburg hörte, vielfache Belege. Freilich sind diese Urtheile mit der naiven Zuversichtlichkeit, die der Jugend eigen ist, abgefaßt und würden gewiß mancher Berichtigung bedürfen, wenn diese nach so langer Zeit noch möglich wäre. Die Urtheile über Opern und deren Darstellung können füglich übergangen werden, da diese Werke größtentheils vom Repertoire verschwunden und die Sänger längst verschollen sind.

Ueber einige andere Leistungen, sowie über die meines Lehrers, mögen aber die betreffenden Stellen hier folgen:

„Den 5. Mai. Wir waren heute Mittag bei Herrn Kiekhöver zum Essen eingeladen und trafen dort Herrn Dussek und einige andere Musiker. Mir war dies sehr erwünscht, da ich mich längst gesehnt hatte, Herrn Dussek spielen zu hören. Herr und Madame Kiekhöver sind sehr artige Leute, und in ihrem Hause ist Pracht mit Geschmack verbunden. Die Unterhaltung bei

Tische war fast immer französisch; ich konnte daher, da ich noch nicht sehr im Französischen geübt bin, nur geringen Antheil daran nehmen. Desto größeren nahm ich aber an der Musik, die nachher gemacht wurde. Herr Eck begann mit einem Quartett eigener Composition und entzückte damit alle Zuhörer. Darauf spielte Herr Dussek Claviersonaten seiner Composition, die aber nicht sonderlich zu gefallen schienen. Nun folgte ein zweites Quartett des Herrn Eck, welches Herrn Dussek so hinriß, daß er ihn zärtlich umarmte. Zum Beschluß spielte Herr Dussek ein neues Quintett, welches er erst in Hamburg componirte und das man bis in den Himmel erhob. So ganz wollte es mir aber nicht gefallen; denn ohnerachtet der vielen Modulationen wurde es am Ende ein wenig langweilig, und das Uebelste war, daß es weder Form noch Rhythmus hatte, und man das Ende eben so gut zum Anfang hätte machen können.“

Bei einer Musikpartie auf dem Landsitze des Herrn Thornton lernte ich Demoiselle Grund, die damals am meisten gefeierte Sängerin Hamburgs, kennen. Das Tagebuch spricht von ihr mit großer Begeisterung. Unter anderem heißt es:

„Anfangs war die Unterhaltung sehr windig; denn die Herren Kaufleute sprachen von nichts als den widrigen Winden, die ihren Schiffen den Eingang in die Elbe verwehren. Nach und nach wurde sie aber interessanter, besonders als sich Dem. Grund mit in das Gespräch mischte. Schon da bewunderte ich ihre richtige und gebildete Sprache und ihr einnehmendes, zuvorkommendes Betragen. Als sie aber bei Tische bald mit Diesem französisch, dann mit Jenem englisch sprach, und mir einer der Herren erzählte, daß sie vier Sprachen richtig spreche und schreibe, da fing ich an, sie zu beneiden und mich zu schämen, daß ich als Mann diesem Mädchen hierin so weit nachstehe. Auch in der Musik hat sie es sehr weit gebracht und entzückte uns noch gestern Abend durch ihren Gesang so sehr, daß Herr Eck sie aufforderte, in seinem Concerte zu singen, was sie auch versprach. Mein Tischnachbar erzählte mir, ihr Vater

ernähre seine Familie mit Musikunterricht und verwende sehr viel auf die Erziehung seiner Kinder. Diese, seine älteste Tochter, erleichtere ihm dieses Geschäft dadurch sehr, daß sie nicht allein ihre Geschwister in der Musik und in Sprachen unterrichte, sondern auch durch häufiges Informiren in den ersten Häusern Hamburgs eine ansehnliche Summe Geldes verdiene. Ich hätte gern sogleich ihre Bekanntschaft gemacht, allein sie war so mit jungen Herren umlagert, daß ich nicht an sie kommen konnte.«

Von dem öffentlichen Concerte des Herrn Eck im Logensaal auf der Drehbahn, am 18. Mai, sagt das Tagebuch:

„Herr Eck hatte große Ursache mit dem Orchester zufrieden zu sein, da seine Concerte vortrefflich accompagnirt wurden, nicht so gut die Arien der Demoiselle Grund, die für die Blas-Instrumente etwas schwer waren. An der Spitze dieses gut eingeübten Orchesters steht der durch seine lieblichen Compositionen bekannte Massonneau. Man sieht es diesem Manne nicht an, wie talentvoll er ist; denn sein Anstand beim Spiel und sein Bogenstrich sind so schlecht, daß man ihn für den größten Stümper halten möchte —, und doch dirigirt er gar nicht übel.«

Unser Aufenthalt in Hamburg dehnte sich bis zum 6. Juni aus. Herr Dussek, dem die Anordnung des Concertes bei einem Feste, welches die in Hamburg wohnenden Engländer zu Ehren ihres Königs für den 4. Juni veranstalteten, aufgetragen war, engagirte Herrn Eck zum Vortrag eines Violinconcertes. Erst bei der Probe, die am 3. Juni Abends neun Uhr stattfand, entdeckte Herr Eck, daß das Concert im Freien gegeben werden sollte, wovon früher nie die Rede gewesen war. Man hatte eine Bude von Leinwand aufgeschlagen und in dieser das Orchester, wohl hundert Personen stark, terrassenförmig aufgestellt. Zuerst probirte Herr Dussek eine von ihm für dieses Fest componirte Cantate, die auf mich eine außerordentliche Wirkung machte, da sie nicht allein gut geschrieben und vortrefflich einstudirt war, sondern auch durch die Mitwirkung einer großen Orgel, die man im Hintergrunde

des Orchesters aufgestellt hatte, und „durch die Execution in stiller Nacht etwas so Feierliches bekam, daß man ganz hingerissen ward."

Nach der Cantate sollte nun Herr Eck sein Concert probiren. Dieser hatte jedoch, besorgt, daß die feuchte Nachtluft ungünstig auf seine Saiten einwirken und seine Geige, nach so kräftig besetzter Vokalmusik und zwischen den Leinwandwänden eingeengt, schlecht klingen werde, den Entschluß gefaßt, gar nicht zu spielen. Er erklärte dieses und machte zugleich Herrn Dussek heftige Vorwürfe, ihm nicht gleich gesagt zu haben, daß das Concert im Freien stattfinden sollte. Es entspann sich darüber ein scharfer Wortwechsel, der zur Folge hatte, daß Eck mit mir sogleich das Lokal verließ und wir auch dem Feste selbst nicht beiwohnten.

Die Reise ging nun zunächst nach Ludwigslust, wo Eck bei Hofe gehört zu werden hoffte. Dies wurde jedoch abgelehnt und auch nach Strelitz kam er zu ungelegener Zeit, weil der Hof abwesend war. Da dieser aber bald zurückerwartet wurde und das freundliche Städtchen mit seinem reizenden Schloßgarten und dem daran gränzenden See zu längerem Aufenthalte einlud, und Eck voraussah, mitten im Sommer auch in Stettin, Danzig und Königsberg keine guten Geschäfte machen zu können, so entschloß er sich, die Rückkehr des Hofes abzuwarten. Wir suchten daher eine Privatwohnung und richteten uns für einige Zeit häuslich ein.

Dies war für meine Studien die günstigste Periode der ganzen Reise. Eck, der ohne Beschäftigung war, widmete sich nun dem Unterrichte seines Schülers mit großem Eifer und lehrte ihn alle Geheimnisse seiner Virtuosität. Ich meinerseits, von jugendlichem Ehrgeiz getrieben, war unermüdlich. Ich stand sehr früh auf und übte mein Instrument so lange, bis mich Ermattung aufzuhören zwang. Doch nach kurzer Rast begann ich von neuem und brachte es auf solche Weise an manchem Tage bis zu zehn Stunden Uebung, die Zeit mit eingerechnet, in welcher Eck mich unterrichtete. Man hatte mir von Braunschweig geschrieben, daß die mir

Mißgünstigen laut geäußert hätten, ich würde mich wohl eben so wenig auszeichnen, wie alle anderen jungen Leute, die der Herzog bisher bei ihren Studien unterstützt habe. Diese Vermuthung zu Schanden zu machen, war ich das Aeußerste aufzubieten entschlossen, und wenn daher auch zuweilen der Eifer ermatten wollte, der Gedanke an mein erstes Auftreten in Braunschweig nach meiner Rückkehr belebte mich gleich wieder zu neuer Anstrengung. So gelang es mir, binnen kurzer Zeit eine solche Gewandtheit und Sicherheit in der Technik meines Instrumentes zu erwerben, daß mir von der damals bekannten Concertmusik nichts mehr zu schwer war. Bei solchen Anstrengungen wurde ich durch kräftige Gesundheit und durch einen herkulischen Körperbau unterstützt.

Zwischendurch wurde componirt, gemalt, geschrieben und gelesen und der spätere Nachmittag dann zu Ausflügen in die Umgegend benutzt. Ein Lieblingsvergnügen der Reisenden war es, quer über den See zu schiffen und in einer jenseits gelegenen Meierei das Abendbrod einzunehmen. Ich, der ich schon damals ein geübter Schwimmer war, entkleidete mich oft auf diesen Fahrten und schwamm eine Strecke neben dem Kahne her. Mein Verhältniß zu Eck, welches mehr das zweier Kameraden zueinander als das zwischen Lehrer und Schüler war, gestattete solche Freiheiten.

In jener Zeit vollendete ich ein schon in Hamburg angefangenes Violinconcert, welches später als Op. 1 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen ist, und schrieb die drei Violinduetten, Op. 3 welche bei Kühnel in Leipzig herauskamen. Beim Einüben dieser Duetten mit Eck wurde es mir zuerst klar, daß mein Lehrer, wie so viele Geiger der französischen Schule, doch kein durchgebildeter Künstler war; denn so vollendet er auch seine Concertsachen und einige andere, ihm von seinem Bruder eingeübte Compositionen vortrug, so wenig verstand er es, in den Geist fremder Sachen einzudringen. Es hätte bei diesen Duetten füglich ein Rollentausch stattfinden und vom Schüler dem Lehrer angedeutet werden

können, wie sie vorzutragen seien. Auch merkte ich bei einem Compositionsversuch, den Eck machte, daß dieser unmöglich der Componist der Violinconcerte und Quartetten sein könne, die er bisher für eigene Arbeiten ausgegeben hatte. Später erschienen auch die Concerte unter dem Namen des älteren Eck und die Quartetten unter dem des Kapellmeisters Danzi in Stuttgart.

So waren in Erwartung des Hofes vier Wochen höchst einförmig, aber fruchtbringend für mich verflossen, als Eck sich unwohl fühlte und einen Arzt zu Rathe ziehen mußte. Die Unterredungen mit diesem waren sehr geheim, und ich konnte lange nicht ergründen, was meinem Lehrer fehle, bis der Arzt es für nöthig fand, den jungen unerfahrenen Menschen zu warnen und von einer Krankheit, welche Eck sich in Paris zugezogen hatte und die jetzt wieder zum Ausbruch kam, in Kenntniß zu setzen. Noch immer erinnere ich mich des Abscheues, mit dem ich damals zum ersten Male in meinem Leben von dieser Krankheit und ihren gräßlichen Folgen reden hörte, und wohl mag es diesem unauslöschlichen Eindruck mit zuzuschreiben sein, daß ich nie einer ähnlichen Gefahr ausgesetzt gewesen bin.

Da der Kranke während der ersten vier Wochen das Zimmer nicht verlassen durfte, so machte ich von nun an die Abendspaziergänge allein. Auf diesen entspann sich wieder eine Herzensangelegenheit, die im Tagebuch sehr ausführlich und mit großem Ernst erzählt ist. Es heißt am 8. Juli:

„Heute Nachmittag trieb mich die Langeweile in eine Leihbibliothek, wo ich mir den bekannten Roman von Lafontaine „Quinctius Heymerom von Flaming" auswählte. Ich ging damit zur Stadt hinaus und suchte mir ein einsames und schattiges Plätzchen am Ufer des Sees, wo ich mich lagerte und zu lesen anfing. Ich vertiefte mich sehr in die Lektüre trauerte mit Lissow um seine Jakobine und verglich sie mit einer lebenden, mir bekannten Dame. Plötzlich hörte ich nahe Tritte, blickte auf, und vor mir standen zwei Mädchen, das eine mit blauen

Augen und blonden Locken, schön wie ein Engel, und das andere schwarz von Haar und Augen, minder schön, aber doch nicht häßlich. Ich sprang auf, grüßte sie ehrerbietig und sah ihnen lange nach. Myrrha, Herrn Eck's Hund, den ich mitgenommen hatte, war ihnen gefolgt und schmeichelte der Blondgelockten unaufhörlich, so daß er mein Rufen nicht hörte. Ich folgte daher, um den Hund zu holen und wo möglich der Mädchen Bekanntschaft zu machen. Die Blonde kam mir entgegen, bat um Verzeihung, daß sie den Hund zurückgehalten habe und verlangte das Versprechen, ihn für seinen Ungehorsam nicht bestrafen zu wollen. Mit ihrer süßen Silberstimme hätte sie mir wohl noch größere Versprechen abdringen können; ich gab daher das verlangte mit Vergnügen. Die Unterredung war nun begonnen; ich setzte sie fort und begleitete die Mädchen auf ihrem Spaziergange. Die Blonde lernte ich als ein sehr gebildetes und artiges Frauenzimmer kennen. Die Schwarze sprach zu wenig, um über ihre Bildung urtheilen zu können. Wir kamen zuletzt an eine Wiese, die von unserem Wege durch einen breiten, zwar sehr seichten, aber für Frauenzimmer doch zu nassen Graben getrennt war. Da sie Lust bezeigten, die Wiese zu betreten, so erbot ich mich, sie hinüber zu tragen. Sie wollten anfangs nicht einwilligen, doch ließen sie sich endlich dazu bewegen. Ich nahm die Blonde zuerst, und unbegreifliches Vergnügen ergriff mich, als ich das schöne Mädchen so auf meinen Armen trug. Als ich mit ihr an der gefährlichsten Stelle des Grabens war, fiel mir eine ihrer blonden Locken in's Gesicht. Dies machte mich so verwirrt, daß ich mit meiner schönen Last beinahe in den Graben gefallen wäre. Ich brachte sie jedoch glücklich hinüber. Sie dankte so verbindlich und sah mir mit ihren großen blauen Augen so in's Gesicht, daß ich fast vergessen hätte, die Andere nachzuholen. Wir spazierten nun auf der Wiese hin und trafen zu meinem Bedauern am Ende derselben einen Steg, der uns über den Graben zurückführte. Dieser neidische Steg raubte mir das Vergnügen, die süße Bürde noch ein-

mal zu tragen. Ich begleitete die Mädchen bis an die Stadt und trennte mich dann sehr ungern von ihnen. — Ich werde mich sogleich nach Namen und Stand derselben erkundigen."

Schon am folgenden Tage traf ich meine Schöne von neuem. Das Tagebuch erzählt dies auf naiv-komische Weise:

„Heute Nachmittag machte ich, Gott weiß aus welchem Antriebe, denselben Spaziergang wie gestern und lagerte mich wieder just da, wo ich so angenehm von den Mädchen gestört wurde. Ich begann zu lesen; aber, obgleich ich bei einer interessanten Stelle war, so wußte ich dennoch, nachdem ich einige Seiten durchlaufen hatte, nicht das Geringste vom Inhalte. Ich gestand mir nun ein, daß ich nicht um zu lesen, sondern in der Hoffnung, meine neue Bekanntschaft wieder anzutreffen, hierher gegangen sei. Ich steckte das Buch ein und sah mit sehnsuchtsvollen Blicken nach dem Orte hin, wo ich sie gestern zuerst gesehen hatte. Aber nach zweistündigem vergeblichen Warten stand ich verdrießlich auf und ging zur Stadt zurück. Dicht vor derselben, wo sich zwei Wege vereinigen, stieß ich auf von der Weide heimkehrende Kühe, die den Weg versperrten und mich zum Warten nöthigten. Ich hatte aber da noch nicht lange gestanden, als ich von weitem ein weißgekleidetes Frauenzimmer kommen sah, welches ganz die schöne Gestalt und den edlen Gang der so sehnlich Erwarteten hatte. Als sie näher kam, überzeugte ich mich immer mehr, daß sie es sein müsse und ging ihr daher entgegen. Ich hatte mich nicht getäuscht, — sie war es! Sie grüßte mich mit ihrer holden Freundlichkeit, erkundigte sich nach meinem Befinden und erzählte mir, daß ihre Freundin sich gestern Abend erkältet hätte und nun das Bett hüten müsse. Ich sprach ihr mein Bedauern und die Befürchtung aus, daß ich die Ursache der Krankheit ihrer Freundin sein werde, da ich die Damen zu lange auf ihrem Spaziergange aufgehalten habe. Sie versicherte mich aber des Gegentheils und schob alle Schuld auf ihre Freundin selbst, die sich zu leicht kleide."

„Während dessen hatte sich die Heerde verlaufen und wir

trennten uns. In diesem zweiten Gespräch habe ich wieder so viel feine Bildung und so zarte weibliche Delikatesse an ihr bemerkt, daß ich auf eine äußerst gute Erziehung schließen darf. — Noch immer weiß ich nicht, wer sie ist; doch bemerke ich aus ihren Reden, daß sie bürgerlichen Standes sein muß."

Diese Begegnungen wiederholten sich nun ohne Verabredung fast jeden Abend, und ich fühlte mich sehr unglücklich, wenn ich die Freundin einmal nicht aufgefunden hatte. Ich wurde immer vertrauter mit ihr, erzählte von meinen Eltern, von meinem Beschützer, der mir die Mittel verschaffe, meinen berühmten Lehrer auf dessen Reise begleiten zu können, sprach von meinen Arbeiten und Planen für die Zukunft und fand mich durch ihre freundliche Theilnahme immer mehr zu ihr hingezogen. Ich sah in ihr den Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheiten und glaubte Die gefunden zu haben, die mein Lebensglück begründen könne. Mehr als ein Mal war ich im Begriffe, wenn wir im Hölzchen am See Hand in Hand auf und ab gingen, ihr meine Liebe zu gestehen; doch eine Schüchternheit, die ich nicht zu überwinden vermochte, verhinderte mich stets daran. Sie war in Bezug auf ihre Verhältnisse sehr zurückhaltend, und ich wußte daher noch immer nicht, wer sie wohl wäre. Am 24. Juli heißt es jedoch:

„Endlich weiß ich den Namen meiner Schönen; aber die Erkundigung darnach ist mir theuer zu stehen gekommen! Herr Eck, der nun beinahe ganz wieder hergestellt ist und schon einige kleine Spaziergänge gemacht hat, ließ einen Friseur kommen. Bei diesem zog ich Erkundigungen ein. Er sagte mir, sie heiße ***, und sei die Tochter eines Kammerdieners des vorigen, vor einigen Jahren gestorbenen Herzogs. Ihre Mutter, bei der sie wohne, lebe von einer kleinen Pension. Auf meine Frage, wie diese ihr so feine und geschmackvolle Kleidung geben könne, antwortete er, es möchten wohl Geschenke des Herrn von *** sein, der sie gerne leiden möge und häufig besuche. Vor Schrecken hätte ich bei dieser Nachricht beinahe meine Geige aus den Händen fallen lassen und

hatte kaum noch den Muth, zu fragen, ob man etwa von ihrer Tugend zweideutig spreche? Er versicherte mich jedoch des Gegentheils und meinte, der Herr von ***, der erst seit zwei Monaten majorenn geworden sei, habe die Absicht, sie zu heirathen. Er sei jetzt auf Reisen und werde in einigen Wochen zurückkehren. Ich lernte diesen Herrn v. *** schon vor seiner Abreise im Speisehause kennen und muß gestehen, daß er mir der gesittetste der anwesenden jungen Edelleute zu sein schien. Um so weniger begreife ich aber, daß er ihr Geschenke macht und sie solche annimmt; denn sie kann sich doch wohl keine Hoffnung auf seine Hand machen. Wie dürfte sie sonst als kluges Mädchen in seiner Abwesenheit mit einem jungen Menschen einsame Spaziergänge machen und Abends vor der Hausthüre sitzen? Die Sache ist mir ein Räthsel und ich bin zweifelhaft, ob ich heute Abend zu ihr gehe oder nicht."

Der Charakter des Mädchens blieb mir indessen nicht lange mehr ein Räthsel; denn kaum war Eck, der nun die Abendspaziergänge wieder mitmachte, in ihre Bekanntschaft eingeführt, so nahm sie dessen Bewerbungen noch viel freundlicher und zuvorkommender auf, als die meinigen. Eck, galant und freigebig, veranstaltete ihr zu Ehren Ausflüge in die Umgegend, nach Rheinsberg, Hohenzirze und anderen Punkten. Dafür lohnte sie ihm mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit und hatte nur noch Augen für ihn. Ich fühlte mich tief gekränkt; das Tagebuch enthält leidenschaftliche Ausbrüche von Eifersucht. Zum Glück blieb es bei solchen schriftlichen und das gute Vernehmen mit dem Lehrer wurde nicht gestört. Die Verachtung, die ich nun für das Mädchen fühlte, half mir meine Leidenschaft bezwingen und ich wandte mich mit erneuetem Eifer meinen Studien zu. Im Tagebuch heißt es:

„Die Progressen, die ich im Spielen mache, merke ich nicht besser, als wenn ich von Zeit zu Zeit Altes hervorsuche und mich dann erinnere, wie ich es früher vorgetragen. So nahm ich heute das Concert vor, welches ich in Hamburg einstudirte und fand, daß

mir die Passagen, die ich damals nicht ohne Anstoß spielen konnte, nun mit der größten Leichtigkeit gelingen."

Auch ließ es der Lehrer nicht an Aufmunterung fehlen. Als ich nämlich am 16. August mein neues Concert gespielt hatte, sagte Herr Eck zu meiner großen Freude: „Wenn Sie alle Vierteljahre solche Progressen machen, als im vergangenen, so kommen Sie als ein ganzer Virtuos nach Braunschweig zurück!"

Zwei Tage später, am 18. August, war ich fast den ganzen Tag zu Hause und komponirte ein neues Adagio zu meinem Concerte; denn obgleich ich deren schon drei gemacht hatte, so schien mir doch keins so recht zu den übrigen Sätzen zu passen.

Als bezeichnend für meinen jugendlichen Künstlerstolz mag noch Folgendes hier Platz finden:

„Man erzählte mir von einem Volksfeste, welches am 27. August, dem Geburtstage des Erbprinzen, in Hohenzirze veranstaltet werden soll. Es sind dazu die Bauern der umliegenden Dörfer zu Tanz und Abendessen eingeladen. Auch auf dem Schlosse wird man tanzen. Auf meine Frage, woher man denn die vielen Musiker nehmen werde, erfuhr ich, daß die Janitscharenmusik den Bauern, und die Kapelle — man denke sich mein Erstaunen! — dem Hofe zum Tanze aufspielen werde. Ich wollte es anfangs nicht glauben, bis es mir wiederholt betheuert wurde. Aber, fragte ich, wie ist es möglich, daß der Herzog von den Mitgliedern seiner Hofkapelle so etwas verlangen kann und daß diese so wenig Ehrgefühl und Künstlerstolz besitzen, um sich dessen nicht zu weigern? Der Herzog, antwortete man mir, fühlt nicht, daß es unschicklich für seine Kapelle ist, zum Tanze zu spielen und der größte Theil der Mitglieder darf nicht wagen, sich seinen Befehlen zu widersetzen, da sie, wenn man sie hier abdankt, schwerlich bei einer anderen Kapelle ein Unterkommen finden werden, weil sie arme Stümper sind."

Da mir der Aufenthalt in Strelitz nach dem unglücklichen Ausgange meiner Herzensangelegenheit unerträglich geworden war

so sehnte ich mich sehr nach der Abreise. Diese verzögerte sich aber, weil der Arzt Herrn Eck noch immer nicht als völlig genesen entlassen konnte, bis Ende September. Das Unbehagliche in meiner Lage wurde noch dadurch gesteigert, daß die Freundin meiner Ungetreuen, welche ich bei der ersten Begegnung „die Schwarze“ genannt, mir unverkennbar ihre Neigung zuwandte, die ich aber, obgleich das Mädchen recht hübsch war, nicht erwiedern konnte. So viel sich thun ließ, zog ich mich von der Gesellschaft zurück; doch konnte ich, aus Rücksicht für den Lehrer, von den Lustpartien und Ausflügen, die dieser häufig veranstaltete, nicht ganz wegbleiben, und auf diesen war es denn nicht zu vermeiden, der Gefährte der Schwarzen zu sein. Es finden sich im Tagebuch naive Klagen über die Verlegenheiten, die mir ihr zärtliches Anschmiegen bereitete und mehr als einmal wünschte ich den Augenblick der Abreise herbei, welcher mich von solchen Versuchungen befreien würde.

Am 27. September endlich war der Zeitpunkt da, wo wir unseren Schönen Lebewohl sagen sollten. Sophie, (so hieß die Schwarze), hatte schon seit drei Tagen eine außerordentliche Trauer affectirt oder vielleicht auch wirklich empfunden. Heute sprach sie kein Wort, seufzte nur zuweilen und warf sich mir, wenn die Anderen im Zimmer uns nicht beachteten, ungestüm an den Hals. Etwa um acht Uhr Abends verließen Herr Eck und Demoiselle * das Zimmer. Nun erst erfolgte der eigentliche Ausbruch ihrer Zärtlichkeit; denn nachdem sie auch ihre Geschwister fortgeschickt hatte, ließ sie mich kaum mehr aus ihren Armen. Bis zehn Uhr mußte ich aushalten; dann nahm ich Abschied. Das arme Mädchen vergoß so viel Thränen, daß ich mich meiner trockenen Augen schämte und um nicht ganz gefühllos zu scheinen, sie herzlich küßte. Sophie begleitete mich bis an die Hausthür und drückte mir noch ein Papier in die Hand mit der Bitte, es ihr zum Andenken aufzuheben. Ich eilte nach Hause, öffnete es und fand einen Brief und einen goldenen, mit Haaren durchflochtenen Ring. Der Brief lautete wie folgt:

„Sie, edler Freund, verzeihen einem Mädchen, deren Zudringlichkeit Ihnen gewiß schon auffallend gewesen sein muß. Ich wußte, daß ich zuweilen mehr that, wie sich für mein Geschlecht schickt. Aber Gott weiß es, daß ich in Ihrer Gesellschaft, die mir so sehr werth war, nie über mich herrschen konnte. Auch jetzt dränge ich Ihnen noch ein kleines Andenken auf, das zwar sehr gering ist, aber mit dem aufrichtigsten Herzen gegeben wird. Mein einziger Wunsch und Bitte ist, daß Sie selbiges tragen und sich dabei meiner erinnern wollen. — Könnte Ihnen doch dieses Papier sagen, wie sehr ich es schätze, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben und wie unendlich ich es bedauere, daß Sie sich so weit von uns entfernen! Ich muß schließen und in der festen Hoffnung, Sie, bester Freund, einst wieder zu sehen, freue ich mich schon jetzt auf den Tag, der Sie uns wiedergeben wird. Leben Sie wohl, so wohl und glücklich, wie es wünscht Ihre Freundin Sophie ***."

Diese unverdiente zärtliche Zuneigung blieb wohl nicht ohne dankbare Anerkennung; denn es wird im Tagebuche der Vorsatz ausgesprochen, den Brief von Stettin aus recht freundlich zu beantworten. Allein von der Ausführung dieses Vorhabens findet sich doch nichts bemerkt.

Wir reis'ten über Stettin nach Danzig, wo wir am 2. Oktober ankamen. Da Eck eine Menge Empfehlungsbriefe abzugeben und ein Concert zu veranstalten hatte, so gerieth der Unterricht, welcher bisher sehr regelmäßig stattgefunden hatte, ein wenig in's Stocken. Indessen meinte ich, „daß es mich schon fördere, Herrn Eck nur üben zu hören".

Wir wurden häufig zu Mittag und Abend eingeladen, unter anderem nach dem Landgute eines Herrn Sauermann, wo man von einem Hügel hinter dem Hause die Ostsee und einen großen Theil der Stadt übersehen konnte. Der Anblick der See und der vielen darauf befindlichen Schiffe machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Da der Tag etwas trübe war, so schienen

letztere in den Wolken zu hängen und sich mit diesen langsam fortzubewegen. Ich konnte mich nur mit Mühe von dem prächtigen Anblick losreißen.

Bei einem anderen Essen, im Garten des Herrn Simpson, wurde mir die Ehre zu Theil, bei der Frau vom Hause zu sitzen. Sie veranlaßte mich, ihr Vieles aus meiner Jugendzeit zu erzählen, namentlich wie ich anfangs für das Studium der Medicin bestimmt gewesen, dann aber durch leidenschaftliche Hinneigung zur Musik bewogen worden sei, mich ganz der Kunst zu widmen. Sie hörte mir mit wohlwollender Theilnahme zu, kränkte mich aber zum Schluß durch die hingeworfene Frage, ob ich nicht doch besser gethan haben würde, dem Berufe des Vaters zu folgen. Ganz durchdrungen von der Würde meiner Künstlerlaufbahn antwortete ich entrüstet: „So hoch der Geist über dem Körper steht, so hoch steht auch Der, welcher sich der Veredlung des Geistes widmet, über Dem, der nur den vergänglichen Körper pflegt."

Fast jedesmal, wenn eine Oper gegeben wurde, besuchte ich das Theater und versäumte nicht, eine Kritik des Werkes und der Ausführung niederzuschreiben, wobei Sänger, Chor und Orchester immer scharf mitgenommen wurden.

Zu meiner großen Freude ward auch „Ariadne auf Naxos" gegeben, das berühmte Melodrama von Brade, das ich noch nicht kannte. Es beleidigte aber meinen Geschmack, daß in dem darauf folgenden Lustspiele, „die Bauern und Advokaten", Theseus als Advokat und Ariadne als naives Bauernmädchen wieder zum Vorschein kamen. „Die Musik entzückte mich, obgleich sie sehr schlecht ausgeführt wurde. Wie konnte es aber auch anders sein, da die Partitur erst am Morgen von Königsberg angekommen und Mittags die erste und einzige Probe war?! Madame Bochmann, welche die Ariadne gab, deklamirte zwar sehr gut, war aber für diese Rolle zu häßlich." Ein junger Engländer, der neben mir saß, meinte, es sei dem Theseus nicht übel zu nehmen, daß er eine solche Ariadne verlasse. Dabei erzählte er mir folgende Anekdote: „Auf

einem Liebhabertheater in England gab man ebenfalls die Ariadne. Eine schon etwas bejahrte und nichts weniger als schöne Dame spielte die Rolle der Ariadne so vortrefflich, daß die Gesellschaft nach beendetem Stücke in die größten Lobsprüche ausbrach. Bescheiden lehnte sie diese ab und sagte: „Um die Ariadne befriedigend darstellen zu können, muß man auch jung und schön sein." Ein junger Stutzer, der ihr gern etwas Schönes sagen wollte, rief aus: „O Madame, Sie beweisen das Gegentheil!"

Ein Concert des Herrn Eck am 16. Oktober im Schauspielhause fiel sehr glänzend aus. Da ich die Concertsachen, die mein Lehrer vortrug, sehr genau kannte, so übernahm ich die Leitung derselben an der ersten Violine. Die Musiker, die bald erkannten, wie sicher der junge Dirigent war, folgten mir willig und es wurde dadurch dem Solospieler der Vortrag sehr erleichtert, was dieser auch dankbar anerkannte. Außer den drei Vorträgen des Herrn Eck gab das Concert noch eine Symphonie von Haydn, eine Ouvertüre von Mozart, ein Pianoforte-Concert von Danzi, gespielt von Herrn Reichel und zwei Arien von Cimarosa und Mozart, gesungen von Demoiselle Wotruba und Herrn Ciliax. „Der Beifall nach den Vorträgen des Herrn Eck war ein sehr enthusiastischer und wollte gar nicht enden. Ich hörte ihn aber auch noch nie so gut öffentlich spielen."

Am 20. Oktober reis'ten wir weiter nach Königsberg und verweilten daselbst bis zum 18. November. Eck gab zwei Concerte, die sehr besucht waren. Durch Empfehlungsbriefe in viele der ersten Häuser eingeführt, wurden wir häufig sowohl zu Gastereien, als auch zu Musikpartien eingeladen. Beim General-Chirurgus Gerlach musicirte ich häufig mit Demoiselle Gerlach, einer durch und durch musikalisch gebildeten Dilettantin und vortrefflichen Clavierspielerin, die auch meine neuen Lieder sang. Ob diese irgend einen Kunstwerth hatten, ist nicht mehr zu ermitteln, da sie verloren gegangen sind. Mit zwei Herren Friedländer spielte ich einigemale Quartetten. Diese Quartettpartien

waren es aber nicht allein, was mich in deren Haus zog; Demoiselle Rebekka Oppenheim, die jüngere Schwester der Madame Friedländer, hatte mein leicht entzündliches Herz wieder in helle Flammen gesetzt. „Sie war Jüdin und die Gesellschaft in diesem Hause bestand fast nur aus Juden; aber es waren sämmtlich artige und gebildete Leute. Am Tage, wo ich Abschied nahm, traf ich Madame Friedländer und Demoiselle Rebekka allein. Letztere sprudelte über von Witz und Laune, und wir hörten nicht auf zu lachen und zu scherzen, so wenig sich dies auch zu dem Anlaß meines Besuches paßte. Es ist ein Glück", sagt schließlich das Tagebuch, „daß wir morgen reisen; denn die Rebekka ist ein gefährliches Mädchen! Wer seine Freiheit und seine Ruhe liebt, muß sie je eher je lieber fliehen."

Noch ehe Herr Eck sein erstes Concert gab, traf die Familie Pixis auf der Rückreise von Petersburg in Königsberg ein. Ich erneuerte sogleich die Bekanntschaft mit ihnen. Der älteste Bruder war inzwischen sehr groß geworden und seine Diskantstimme hatte sich in eine tiefe Baßstimme verwandelt. Er trug sich aber immer noch „à l'enfant mit einem Kragenhemde und ohne Halstuch". Sie waren sehr unzufrieden mit ihrer Reise nach Rußland und der Vater behauptete, in Petersburg tausend Rubel zugesetzt zu haben, obgleich er zweihundert Empfehlungsschreiben gehabt hatte.

Wir trafen uns in einer Musikpartie beim Grafen Calnheim, wo zuerst der Jüngste Variationen auf dem Pianoforte mit großer Fertigkeit und vielem Geschmack vortrug. Dann spielte der Aelteste ein Quartett von Krommer. Aber weder die Composition noch sein Spiel wollten mir gefallen. „Sein Ton", sagt eine Tagebuchsbemerkung, „ist kraftlos, und der Vortrag ohne Ausdruck. Dabei hatte er eine so schlechte Bogenführung, daß er, wenn er diese nicht ändert, nie ein vollkommener Virtuos werden kann. Er faßt den Bogen eine Handbreit vom Frosche und hebt den rechten Arm viel zu hoch. So fehlt ihm alle Kraft im Striche und die Nuancen von piano und forte fallen bei seinem Spiele

ganz fort." Nach ihm spielte Herr Eck ebenfalls ein Quartett von Krommer. „Aber Himmel! was war das für ein Unterschied! Die Abwechselung von Stärke und Schwäche in seinen Tönen, die Deutlichkeit der Passagen, die geschmackvollen Verzierungen, womit er selbst die unbedeutendsten Kompositionen zu heben weiß, verliehen seinem Spiel einen unwiderstehlichen Reiz. Er erhielt aber auch den ungetheiltesten Beifall. Pixis spielte noch ein Quartett von Tietz, dem berühmten verrückten Geiger zu Petersburg, machte aber eben so wenig Glück damit. Zuletzt bat er Herrn Eck, mit ihm ein Duett von Viotti zu spielen, damit er doch sagen könne, er habe mit allen großen Geigern der Zeit gespielt; denn Viotti, Rode, Kreutzer, Iwanovichi, Tietz, Durand und andere hätten ihm bereits diese Ehre erzeigt. In diese Bitte stimmte die ganze Gesellschaft mit ein, und Herr Eck mußte nachgeben. Dieses Duett spielte Pixis noch am besten, obgleich er nicht eine Passage so gut herausbrachte wie Herr Eck, der doch gar nicht darauf vorbereitet war."

Auch im Concerte, das die Brüder gaben, erntete der Aeltere keinen Beifall; „die Passagen waren matt und ohne Ausdruck, ja er griff sogar sehr falsch und kratzte zuweilen, daß den Zuhörern die Ohren weh thaten. ... Meiner Meinung nach spielte er vor drei Jahren, als ich ihn in Braunschweig zum erstenmal hörte, die leichten Concerte von Iwanovichi und anderen besser, als die schweren, womit er sich heute producirte." Ja, ich zweifelte sogar, ob je ein großer Geiger aus ihm werden könne, „wenn er nicht bald einen guten Lehrer bekomme, der ihm vor allem einen guten Strich beibringe."

Auf diese sicher viel zu harten Urtheile wird wohl mein Lehrer eingewirkt haben, der ein sehr strenger Richter war. Pixis hatte sich, als ich ihn zehn Jahre später in Wien wieder traf, zu einem ausgezeichneten Virtuosen herangebildet und bewährte sich auch als Professor am Conservatorium in Prag als tüchtiger Lehrer des Violinspiels.

In Königsberg ward auch wieder gemalt. Ich lernte einen Miniaturmaler, Namens Seidel, kennen, der mir einigen Unterricht gab und dabei selbst saß. Das Bild wurde sehr ähnlich. Auch vom Componiren ist im Tagebuch die Rede. Aus einer Bemerkung über die Ausfeilung eines Concerts geht hervor, daß ich damals noch nicht verstand, in einem Guß zu arbeiten, was mir später so gut gelang, daß die Entwürfe nur selten kleine Abänderungen erlitten, das einmal in Partitur Geschriebene aber nie mehr geändert wurde.

Zur Reise nach Memel „wählten wir den Weg am Strande, weil er zwölf Meilen näher ist als der durch's Land. Auch läßt er sich im Winter, wo der Sand fest gefroren ist, besser wie jener fahren. Drei Meilen von Königsberg kommt man dicht an die See und bleibt bis Memel daran. Wir fuhren die ganze Nacht durch und litten sehr von der kalten und schneidenden Seeluft. Zwischen der vierten und fünften Station hatten wir das Unglück, daß uns ein Rad ablief. Nun mußten wir gar den Wagen verlassen, ihn mit vereinten Kräften wieder aufrichten und das Rad mit Stricken nothdürftig befestigen. Dies alles hatte wohl eine halbe Stunde gedauert und ich fürchtete, die Finger erfroren zu haben, was sich jedoch zum Glück als ungegründet erwies. Um neun Uhr kamen wir vor Memel an, mußten aber drei volle Stunden warten bis wir über den Hafen gesetzt wurden, weil die Fährleute erst aus allen Theilen der Stadt zusammen zu holen waren. Vier Meilen weiter erreicht man die Grenze."

In Mitau langten wir in verstärkter Reisegesellschaft an; denn Myrrha war, ohne daß wir es bemerkt hatten, mit neun Jungen niedergekommen, sechs lebenden und drei todten. „Bis auf zwei wurden sie der armen Mutter aber genommen."

Wir fanden in den Häusern, an welche Herr Eck adressirt war, die gastfreundlichste Aufnahme. Man lud uns Mittags und Abends, zu Musikpartien und zu Bällen ein und bot alles auf, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Bei einem Collegien-

Assessor von Berner ließ ich mich zum erstenmal neben meinem Lehrer und in dessen Gegenwart hören. Herr Eck wurde nämlich, nachdem er einige Quartetten mit großem Beifall gespielt hatte, aufgefordert, einer jungen Klavierspielerin von sechszehn Jahren, Demoiselle Brandt, die eine bewunderungswürdige Fertigkeit besaß, eine Sonate von Beethoven zu begleiten, entschuldigte sich aber mit zu großer Müdigkeit. Da ich wohl wußte, daß es Eck nicht wagen durfte, etwas Unbekanntes a vista zu spielen, so erbot ich mich statt seiner dazu. Zwar war auch mir die Sonate unbekannt, ich vertraute aber meiner Fertigkeit im Lesen. Es glückte, und der junge Künstler, dem man wahrscheinlich nicht viel zugetraut hatte, wurde mit Lobsprüchen überhäuft.

Man forderte mich in den späteren Musikpartien nun jedesmal auf, auch etwas zu spielen, und ich erinnere mich, daß mir Herr von Berner bei der Abreise mit väterlichem Wohlwollen sagte: „Mein junger Freund, Sie sind auf gutem Wege, fahren Sie nur so fort! Herr Eck steht als Virtuos wohl noch über Ihnen, Sie sind aber ein viel besserer Musiker, als er."

Im Hause des Gouverneurs hörte ich einen damals in Rußland sehr berühmten Geiger Namens Sogeneff, einen Leibeigenen des Fürsten Subow. „Er spielte Variationen eigener Composition, die ungeheuer schwer waren. Die Composition gefiel mir recht gut, sein Spiel aber war, obgleich fertig, doch sehr rauh und dem Ohr widrig. Herr Eck spielte gleich nach ihm und man konnte daher den Unterschied zwischen Beider Spiel recht deutlich hören. Des Russen Spiel war wild und ohne Abwechselung zwischen Stärke und Schwäche; des Herrn Eck Spiel aber gesetzt, kraftvoll und doch immer wohlklingend."

Auch russische Militärsänger hörten wir dort. „Es waren sechs gemeine Soldaten, von denen einige Diskant sangen. Sie schrieen fürchterlich, so daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen. Die Gesänge werden ihnen von einem Unteroffizier mit dem Prügel einstudirt. Bei einigen begleiteten sie sich mit einer

Art von Schalmei, die einen solchen penetranten Ton hatte, daß ich fürchtete, die Damen würden in Ohnmacht fallen. Die Melodien der Lieder waren nicht übel, wurden aber mit lauter falschen Harmonien begleitet."

In einer Klubgesellschaft im Hause, wo wir wohnten, wurde ich zu einer Spielpartie „mit drei Excellenzen eingeladen, mußte diese hohe Ehre aber theuer bezahlen; denn ich verlor über drei Thaler in wenigen Stunden."

Die Abreise nach Riga verzögerte sich bis zum 2. Dezember, weil Herr Eck von neuem unwohl wurde. Die Abende verbrachte ich abwechselnd in den Häusern der Herren von Berner und von Korf und musicirte fleißig mit Demoiselle Brandt. Der ganze Sonatenvorrath mit Violinbegleitung wurde durchgespielt und ich lernte viele mir noch unbekannte Meisterwerke von Mozart und Beethoven kennen. Nach Tische wurde dann noch ein Stündchen geplaudert oder Fr. v. Korf spielte mit mir Schach, was ich von Kindheit an leidenschaftlich liebte.

Herr v. Berner, der mich besonders liebgewonnen hatte, lud mich ein, auf der Rückreise von Petersburg einige Monate bei ihm auf dem Lande zuzubringen, und dann um Johannis, wo sich der ganze kurländische Adel in Mitau versammele, einige Concerte zu geben. Mit großer Genugthuung hörte ich, daß man mich für weit genug fortgeschritten halte, um öffentlich als Virtuos auftreten zu können. Freudig gab ich meine Zusage.

Befremdend ist es, daß im Tagebuche der Kinder des Herrn v. Berner gar nicht erwähnt wird; denn eine Tochter, die später Schülerin Rode's wurde und sich als Violinspielerin auszeichnete, muß doch damals schon ziemlich erwachsen gewesen sein.

Endlich schlug die Stunde des Abschieds und ich trennte mich mit gerührtem und dankbarem Herzen von den Familien, die mich so wohlwollend bei sich aufgenommen hatten.

In Riga fand ich einen Brief aus Braunschweig, der mir viele Freude machte. Ich hatte den Herzog um die Erlaubniß

gebeten, ihm mein neues Concert, als erstes der gestochenen Werke, widmen zu dürfen, und der Brief, vom Hofmarschall v. Münchhausen, brachte die Gewährung dieser Bitte. Voller Ungeduld, mein Werk erscheinen zu sehen, bat ich Herrn Eck, an Breitkopf und Härtel in Leipzig, mit denen er in Verbindung stand, zu schreiben, und ihnen den Verlag des Concertes anzutragen. Die Antwort erfolgte bald, war aber für mich sehr entmuthigend. Zum Trost für junge Componisten, die für ihre Erstlingswerke keinen Verleger finden können, mögen die Bedingungen, unter welchen die genannte Handlung den Verlag zu übernehmen sich bereit erklärte, hier Platz finden. Ich selbst hatte auf jedes Honorar verzichtet und mir nur einige Freiexemplare ausbedungen. Die Handlung verlangte aber, ich solle ihr hundert Exemplare zum halben Ladenpreise abkaufen! — Anfangs sträubte sich mein jugendlicher Künstlerstolz gegen solche, wie es mir schien, schimpfliche Bedingungen. Doch der Wunsch, die Herausgabe des Concertes so beeilt zu sehen, daß ich es, bei der Rückkehr nach Braunschweig, dem Herzoge im Stiche überreichen könne und die Hoffnung, daß dieser mir ein Geschenk machen werde, halfen mir diese Empfindlichkeit niederzukämpfen und die Bedingungen einzugehen. Das Concert wurde auch zur bestimmten Zeit fertig und lag, als ich zurückkehrte, bereits bei einem Kaufmanne in Braunschweig; der Ballen wurde mir jedoch nicht eher verabfolgt, bis die Summe für den Ankauf der hundert Exemplare entrichtet war.

In Riga bekam Eck Händel mit der Concertgesellschaft der dortigen Dilettanten. Diese, im Besitz des Concertsaales, verlangte von ihm, wie von allen fremden Künstlern, daß er zuerst in ihrem Concerte auftreten solle, wofür sie ihm dann ihr Lokal und ihr Orchester zum eigenen Concerte bewilligen würde. Herr Eck weigerte sich, diese Bedingungen einzugehen und wollte lieber ganz auf ein Concert verzichten. Dies machte die Gesellschaft nachgiebiger; sie erklärte sich nun zufrieden, wenn er auch erst nach seinem Concert bei ihnen spiele. Er sagte dies unter der

Bedingung zu, daß es vor der Hand verschwiegen bleibe. Man hatte ihm nämlich gesagt, daß die Abonnenten der Dilettanten-Concerte, wenn sie sicher wären, den fremden Künstler in diesen zu hören, nicht Lust hätten, ein Extraconcert zu bezahlen. Es war aber doch nicht verschwiegen worden und die Folge war, daß das Concert des Herrn Eck leer blieb. Hierüber sehr aufgebracht verlangte er nun für sein Auftreten im Dilettanten-Concerte ein Honorar von fünfzig Dukaten als Entschädigung für den Verlust, den ihr Ausplaudern ihm verursachte. Die Herren Direktoren, ihr Unrecht einigermaßen fühlend, verstanden sich nach langem Unterhandeln endlich zu einem Honorar von dreißig Dukaten. Herr Eck beharrte aber auf seiner Forderung. Nun drohten die Herren, ihn durch die Polizei zum Auftreten zwingen zu lassen. Auch wurde er wirklich vor den Polizeidirektor beschieden; es gelang aber, diesen für seine Sache zu gewinnen, und die Herren Dilettanten wurden mit ihrer Klage abgewiesen. Nun endlich, am Tage des Concertes, nachdem die Concertzettel, auf welchen Herrn Eck's Name paradirte, bereits an den Straßenecken klebten, bequemten sie sich, das verlangte Honorar zu bewilligen, wurden aber nicht wenig durch die Erklärung des Herrn Eck überrascht, daß er, nachdem sie ihn vor die Polizei geladen, nun gar nicht, selbst nicht für das Doppelte des geforderten Honorars, spielen würde. Alles Drohen und Toben half nichts; sie mußten ihr Concert ohne ihn geben. „Ich war dort", heißt es im Tagebuch, „und weidete mich an der Gährung, die unter den Dilettanten herrschte. Man sprach nur von Herrn Eck und seiner Weigerung, aber Niemand ließ ein Wort zu seinen Gunsten hören; man war durch die getäuschte Erwartung zu sehr aufgebracht. Das Concert fiel schlecht aus. Ein Flötenvirtuos aus Stockholm, der sich mit einem veralteten Concerte von Devienne an Herrn Eck's Stelle hören ließ, gefiel ebensowenig, als ein Dilettant aus Petersburg, der ein Klavierconcert von Mozart sehr schülerhaft spielte."

Eck hatte übrigens die Gunst des Polizeidirektors dadurch

gewonnen, daß er sich erbot, ein Concert zum Besten des Nikolai-Armenstifts zu geben. Der Theaterdirektor Meirer gab unentgeltlich das Haus und die Herren Arnold und Ohmann, so wie die Damen Werther und Bauser schmückten es durch ihren Gesang. Die Musikgesellschaft bot alles auf, es zu hintertreiben; aber vergebens. „Gleich bei seinem Erscheinen wurde Herr Eck mit dem lebhaftesten Beifall empfangen und nach seinem Spiel steigerte sich dieser noch mehr. Die Einnahme belief sich, nach Abzug der Kosten, auf mehr als hundert Dukaten, die der Kassirer des Armenstiftes in Empfang nahm; aber auch Herrn Eck wurden hundert Dukaten, als ein Geschenk des anwesenden Adels, überreicht und am anderen Morgen folgten diesen noch fünfzig Dukaten von einigen reichen Kaufleuten, die dem Adel an Großmuth nicht nachstehen wollten."

Unter den vielen Einladungen erwähnt das Tagebuch auch einer zum reichen Zuckerbäcker Klein, der „seinen Kindern nicht weniger als drei Hofmeister" hielt, — einen Deutschen, einen Franzosen und einen Russen.

Am 17. Dezember reis'ten wir von Riga ab. In Narwa ließ uns der Gouverneur, ein großer Musikfreund, der aus der Paderoschna, die wir am Thor zum Visiren abgeben mußten, ersehen hatte, welch ein berühmter Künstler durchpassire, sogleich für den Abend zu sich einladen. „Unsere Entschuldigung, daß wir in Reisekleidern nicht erscheinen könnten, wurde zurückgewiesen. Der Gouverneur schickte seinen Staatswagen und halb mit Gewalt wurden wir zu ihm gebracht. Die Verlegenheit, uns in unserm Aufzuge plötzlich in einer glänzenden Gesellschaft zu befinden, verlor sich nach dem freundlichen Empfang und der zuvorkommenden Artigkeit der Anwesenden sehr bald, und wir verlebten einen vergnügten Abend. Um ein Uhr, als die Gesellschaft auseinander ging, fanden wir unsern Wagen mit den Postpferden schon vor der Thüre und setzten sogleich unsere Reise fort."

Aber von Narwa bis St. Petersburg traf uns ein Unfall

nach dem anderen. „Zwei Stationen diesseits ließen wir uns bereden, wegen des hohen Schnees Schlittenkufen unter die Räder zu nehmen. Aber kaum waren wir eine halbe Stunde damit gefahren, als schon die Stricke, womit sie befestigt waren, rissen und wir nicht weiter konnten. Der Postillon mußte aus einem nahe gelegenen Dorfe einige Bauern zu Hülfe rufen, welche die Kufen wieder befestigten. Nach vollendeter Arbeit gaben sie uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir ihnen fünf Rubel zu bezahlen hätten. Sehr aufgebracht über diese unverschämte Forderung, weigerten wir uns, so viel zu geben; doch da sie Miene machten, die Stricke, mit denen sie die Räder befestigt hatten, von neuem mit ihren Aexten durchzuhauen, und da wir sahen, daß mit Gewalt gegen die vielen wilden Kerle, die nach und nach unseren Wagen umringten, nichts auszurichten sei, so mußten wir uns zur Zahlung bequemen."

„Nach einem Aufenthalt von länger als einer Stunde konnten wir endlich weiterfahren; aber es dauerte nicht lange, so blieben wir nun förmlich im Schnee stecken, und nur mit Hülfe vieler herbeigerufener Leute kamen wir wieder los. Wir sahen nun, daß die Kufen bei dem hohen Schnee mehr hinderten, als nützten und ließen sie daher abbinden. Nachdem dies geschehen und bezahlt war, ging es wieder weiter; aber noch siebenmal blieben wir stecken, so daß wir zu dieser Station von drei Meilen nicht weniger als sechzehn Stunden gebraucht hatten. So wie wir Petersburg näher kamen, fanden wir auch die Wege gebahnter und wurden auch schneller gefahren. Endlich am Mittwoch den 22. Abends neun Uhr, langten wir an, nachdem wir sechs Tage und fünf Nächte unterwegs gewesen waren. Die letzte Strecke von Narwa bis Petersburg ist furchtbar einförmig und ermüdend. Diese schnurgerade Straße, durch den Fichtenwald gehauen, mit den bunten Werstzeigern, von denen einer wie der andere aussieht, kann auch den Geduldigsten zur Verzweiflung bringen! Nur selten lichtet sich der endlose Wald, um einigem Anbau und einem ärmlichen Dorfe Platz zu machen. Die Häuser oder vielmehr

Hütten dieser Dörfer haben meistentheils nur ein Zimmer mit einem Fenster in der Größe eines Quadratschuhs. In diesem Zimmer wohnen Menschen und Vieh ganz einträchtig beisammen. Die Wände bestehen aus ungezimmerten, aufeinander gelegten Balken, deren Fugen mit Moos verstopft sind. Sehr warm mag es in diesen Löchern wohl nicht sein; daraus scheinen sich die Bewohner aber auch nicht viel zu machen; denn ich sah Kinder und Erwachsene bei strenger Kälte im bloßen Hemde und barfuß im Schnee herumlaufen. Je ärmlicher und dürftiger die Gegenstände auf der Reise erschienen, um so überraschender ist dann das prächtige Petersburg mit seinen Palästen. ... Wir stiegen im Hôtel de Londres ab und nahmen uns sogleich einen Lohnbedienten, ohne den man hier auch nicht einen Tag sein kann; denn sowie dem Fremden sein Zimmer angewiesen ist, bekümmert sich kein Mensch mehr um ihn."

In Petersburg war ich anfangs ganz mir selbst überlassen. Diese Zeit wäre daher für mich die geeignetste gewesen, mich in der prächtigen Stadt umzusehen. Dies ließ aber die große Kälte, die bereits über zwanzig Grad gestiegen war, nicht zu. Ich arbeitete daher in der gewohnten Weise fleißig fort, ja mit vermehrtem Eifer, da die Zeit des Unterrichtes bei Herrn Eck schon über die Hälfte verflossen war. — Durch ein Mitglied der Kaiserlichen Kapelle, Herrn Rabe, waren wir in den Bürgerklub eingeführt und lernten dort fast alle in Petersburg anwesenden ausgezeichneten Künstler und Schöngeister kennen. Das Tagebuch nennt unter Anderen Clementi, seinen Schüler Field, den Violinisten Hartmann, ersten Geiger der Hofkapelle, Remi, ebenfalls Mitglied der Hofkapelle, Leveque, Sohn des Concertmeisters in Hannover und Musikdirektor einer Kapelle von Leibeigenen beim Senator Teplow, Bärwald aus Stockholm, den Hornisten Bornaus u. A. m.

Clementi, „ein Mann in den besten Jahren, von äußerst froher Laune und einnehmendem Wesen", unterhielt sich gern mit

mir („französisch, was ich bei der vielen Uebung in Petersburg bald ziemlich geläufig sprach") und lud mich nach Tische oft ein, mit ihm Billard zu spielen. Abends begleitete ich ihn einigemale in seine große Pianoforte-Niederlage, wo Field oft stundenlang spielen mußte, um die Instrumente den Käufern im vortheilhaftesten Lichte vorzuführen. Das Tagebuch spricht mit großer Befriedigung von der vollendeten Technik und dem „schwärmerisch-melancholischen Vortrage" des jungen Künstlers. Noch bewahre ich in der Erinnerung ein Bild von dem blassen, hochaufgeschossenen Jüngling, den ich später nie wieder sah. Wenn Field, der aus seinen Kleidern herausgewachsen war, sich vor dem Piano niedersetzte, die langen Arme nach der Tastatur ausstreckte, so daß sich die Aermel fast bis zum Ellenbogen zurückzogen, dann bekam die ganze Figur etwas höchst Englisch-linkisches; sobald aber sein seelenvolles Spiel begann, wurde alles vergessen und man war nur Ohr. Leider konnte ich dem jungen Manne, der außer seiner Muttersprache keine andere sprach, meine Rührung und Dankbarkeit nur durch einen stummen Händedruck zu erkennen geben.

Man erzählte sich schon damals manche Anekdote von dem auffallenden Geize des reichen Clementi, der in späteren Jahren, wo ich in London wieder mit ihm zusammentraf, noch bedeutend zugenommen hatte. So hieß es allgemein, Field werde von seinem Lehrer sehr kurz gehalten und müsse das Glück, dessen Unterricht zu genießen, durch viele Entbehrungen erkaufen. Von der ächt italienischen Sparsamkeit Clementi's erlebte ich selbst ein Pröbchen, denn eines Tages fand ich Lehrer und Schüler mit zurückgestreiften Hemdärmeln am Waschkübel beschäftigt, ihre Strümpfe und sonstige Wäsche zu reinigen. Sie ließen sich nicht stören, und Clementi rieth mir, es ebenso zu machen, da die Wäsche in Petersburg nicht nur sehr theuer sei, sondern auch bei der dort üblichen Waschmethode sehr leide.

Von allen Bekanntschaften, die ich im Bürgerklub machte, war mir keine lieber, als die meines jungen Freundes Remi.

Das Tagebuch nennt ihn gleich nach der ersten Bekanntschaft „einen artigen, allerliebsten jungen Franzosen." Gleicher Enthusiasmus für Kunst, gleiche Studien und gleiche Neigung knüpfte unsere Verbindung immer enger. Wir trafen uns an jedem Tage, wo ich mit meinem Lehrer nicht zu Gast geladen war, beim Mittagstisch im Bürgerklub, und gab es am Abend keine Oper oder kein Concert, wo Remi beschäftigt war, so spielten wir bis spät in die Nacht Duetten, von welchen Remi eine große Sammlung besaß. Solcher Abende, an welchen das Theater geschlossen blieb, gab es in jenem kalten Winter sehr viele; denn nach einem Ukas des menschenfreundlichen Kaisers Alexander waren alle öffentlichen Vergnügungen verboten, so oft die Kälte über siebenzehn Grad stieg, damit die Kutscher und Diener nicht der Gefahr des Erfrierens ausgesetzt seien. Und in jenem Winter blieb die Kälte oft vierzehn Tage lang über siebenzehn Grad. Das war dann für die Fremden eine traurige, stille Zeit. Am übelsten waren aber die fremden Künstler daran, die nicht dazu kommen konnten, ihre Concerte zu geben. Sank die Kälte unter siebenzehn Grad, dann gab es Ankündigungen in Menge; aber oft mußten sie am folgenden Tage schon widerrufen werden. Auch das öffentliche Concert des Herrn Eck verzögerte sich, nachdem es bereits mehreremal angekündigt war, bis zum 6. März alten Styls. Unterdessen spielte er aber zweimal bei Hof in den Privatconcerten der Kaiserin und gefiel namentlich das zweitemal so sehr, daß die Kaiserin ihn als Solospieler der Hofkapelle mit einem Gehalt von 3500 Rubel engagiren ließ.

Je seltener in den kalten Monaten Januar und Februar Opern und Concert-Aufführungen zu Stande kamen, um so eifriger besuchte ich sie, um die einheimischen und fremden Talente näher kennen zu lernen. Auch Tietz, den berühmten irrsinnigen Violinspieler, sah und hörte ich. Wir fanden einen Mann von etwa vierzig Jahren, von blühender Gesichtsfarbe und angenehmen Aeußeren. Man sah ihm die Geistesverirrung durchaus nicht an.

Um so mehr waren wir überrascht, als er an Jeden von uns die Frage richtete: „Mein allergnädigster Monarch, wie befindest Du Dich?" Er erzählte uns dann ein Langes und Breites, worin sehr wenig Menschenverstand war, beklagte sich bitter über einen boshaften Zauberer, der, eifersüchtig auf sein Violinspiel, ihm den Mittelfinger der linken Hand so behext habe, daß er nicht mehr geigen könne, sprach aber doch zuletzt die Hoffnung aus, daß es ihm noch gelingen werde, den Zauber zu besiegen u. s. f. Beim Abschiede fiel er vor Herrn Eck auf die Kniee, küßte ihm, ehe dieser es verhindern konnte, die Hand und sagte: „Mein allergnädigster Monarch, fußfällig muß ich Dich und Deine Kunst verehren!"

Vier Monate später, zu Anfang Mai 1803, war auf einmal ganz Petersburg voll von der Neuigkeit, daß Tietz, den die Russen in ihrem blinden Patriotismus für den ersten Geiger aller Zeiten hielten und der wegen seiner Narrheit seit sechs Monaten nicht mehr gespielt hatte, plötzlich wieder angefangen habe. Herr Leveque erzählte mir die näheren Umstände. Tietz war zu einer Musikpartie beim Senator Teplow eingeladen, hatte aber trotz aller Bitten nicht spielen wollen, so daß Herr Teplow voller Verdruß das Orchester fortschickte und ausrief: „So will ich auch nie wieder Musik hören!" Dies machte so tiefen Eindruck auf Tietz, daß er sagte: „Allergnädigster Monarch, laß Dein Orchester wiederkommen, so will ich eine Symphonie mitspielen." Dies geschah, und als er erst im Zuge war, spielte er auch Quartetten bis zwei Uhr Nachts. Am anderen Morgen versammelten sich die Musikfreunde in seinem Hause, und er spielte wieder. Dies gab mir Hoffnung, ihn ebenfalls zu hören, und ich eilte deshalb am 2. Mai (20. April) zu ihm. Es waren wieder viel Musikfreunde dort versammelt, die ihn mit Bitten bestürmten, zu spielen; diesmal aber vergebens. Er war nicht zu bewegen, und ich hörte später, es sei Jemand in der Gesellschaft gewesen, den er nicht habe leiden können.

Am 18. Mai nahm ich mein neues Duett und meine Violine und ging wieder zu Herrn Tietz, den ich jetzt allein traf. Es kostete nicht viel Ueberredung, ihn zum Spielen des Duetts zu bewegen; doch wollte er nicht die erste Stimme übernehmen. Wir hatten kaum geendet, als Herr Hirschfeld, Hornist der Kaiserlichen Kapelle, und noch andere mir unbekannte Leute kamen. Herr Tietz bat mich also, das Duett zu wiederholen, und es schien nicht nur ihm, sondern auch den Anderen sehr zu gefallen. Nun legte Herr Tietz ein Quartett von Haydn auf und verlangte, ich solle die erste Violine übernehmen. Er selbst setzte sich zum Violoncell. Da mir das Quartett bekannt war, so weigerte ich mich nicht. Es wurde recht gut executirt, und Herr Tietz so wie die übrigen Anwesenden überhäuften mich mit Lobsprüchen. Tietz spielte die zweite Stimme meines Duetts, die nicht leicht ist, ohne allen Anstoß und recht sauber, und trug auch die Gesangstellen mit Geschmack und Gefühl vor. Weniger wollten mir seine Passagen gefallen, die er nach alter Weise mit springendem Bogen spielte.

Am 23. Mai trafen wir Tietz in dem wöchentlichen Abend-Concert des Senator Teplow, wo auch eine Clavierspielerin, Madame Meier, auftrat und ein Clavier-Concert eigener Composition, welches nicht schlecht war, vortrug. Dann folgten Eck und ich mit einer Concertante seines Bruders, die wir seit vierzehn Tagen sehr genau zusammen eingeübt hatten. Anfangs war ich furchtsam und spielte das erste Solo nicht so gut wie zu Hause; doch bald ging's besser, besonders im letzten Satze.

„Nun legte Herr Tietz ein Concert eigener Composition auf, dessen erstes Allegro und Rondo er zweimal spielte, vermuthlich weil ihm sein Spiel beim erstenmale nicht genügte. Da er seit seiner Narrheit nie mehr übte, so ist es begreiflich, daß es ihm an technischer Sicherheit fehlte. Auch gelangen ihm die schweren Stellen beim zweitenmal auffallend besser. In allen drei Sätzen brachte er nach alter Weise Cadenzen an, und zwar improvisirte,

die an sich sehr hübsch, beim zweitenmal aber ganz verschieden lauteten."

„Ist nun auch Tietz," schließt die Tagebuchs-Bemerkung, „kein großer Geiger, noch weniger der größte aller Zeiten, wie seine Verehrer behaupten, so ist er doch unbezweifelt ein musikalisches Genie, wie auch seine Compositionen hinlänglich beweisen."

Der vorzüglichste der damals in Petersburg anwesenden Geiger war ohne Zweifel Fränzl, der Sohn. Er kam eben aus Moskau zurück, wo er zu sechs Concerten für dreitausend Rubel engagirt war. Seine Stellung bei'm Spiel fiel mir unangenehm auf. Das Tagebuch sagt:

„Er hält die Violine noch nach alter Methode auf der rechten Seite des Saitenhalters und muß daher mit gebücktem Kopfe spielen. . . . Dazu kommt, daß er den rechten Arm sehr hoch hebt und die üble Angewohnheit hat, bei ausdrucksvollen Stellen die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen. Ist dies nun auch für die meisten der Zuhörer nicht störend, so fällt es einem Geiger doch sehr unangenehm auf. . . . Sein Spiel ist rein und sauber. Im Adagio macht er viele Läufe, Triller und andere Verzierungen mit einer seltenen Deutlichkeit und Delikatesse. Sobald er aber stark spielt, wird sein Ton rauh und unangenehm, weil er den Bogen zu langsam und zu dicht am Stege führt, und ihn zu sehr auf die Seite drückt. Die Passagen macht er deutlich und rein, aber immer in der Mitte des Bogens, folglich ohne Abwechslung von Stärke und Schwäche."

Noch einen Geiger von Ruf, Herrn Bärwald, später Concertmeister in Stockholm, hörte ich damals. Als er mit dem Concert von Viotti (A-dur) auftrat, wurde er schon beklatscht, noch ehe er einen Strich gethan hatte.

„Dieses, so wie sein hübscher Anstand und seine gute Bogenführung spannten meine Erwartungen sehr hoch, und ich erwartete daher mit großer Ungeduld das Ende des Tutti. Aber wie fand ich mich getäuscht, als ich nun das Solo hörte! Zwar war sein

Spiel rein und ziemlich fertig, dabei aber so schläfrig und monoton, die Passagen so matt und schleppend, daß ich lieber noch des Pixis falsches, aber doch feuriges Spiel gehört haben würde. Ein eingelegtes Adagio von seines Vaters Composition spielte er besser und söhnte mich dadurch wieder etwas aus. Nach ihm spielte ein Herr Palzow, ein wegen seiner theoretischen Kenntnisse sehr berühmter Mann, ein Klavierconcert eigener Composition auf einem Pianoforte mit einem Flötenzuge, den er zugleich mit dem Hammerwerk gebrauchte. So gut und gelehrt aber das Concert auch gearbeitet sein mochte, so wollte es doch weder mir, noch einem der anderen Zuhörer gefallen, weil es gar zu lang und monoton war. Auch machten die Töne der Saiten mit denen der Flöten zusammen einen sehr schlechten Effekt."

Auch über den damals berühmten Geiger und Componisten Fodor schrieb ich ein Urtheil nieder. Ich hörte ihn im Concert des „adeligen oder musikalischen Klubs", wo es aber sehr unmusikalisch herging; denn die vornehme Welt fand sich dort ein, „nicht um zuzuhören, sondern um zu plaudern und im Saal umherzuspazieren". Zuerst wurde eine schöne Symphonie von Romberg (C-dur) vortrefflich ausgeführt. Dann sang Herr Pasco, erster Tenorist des italienischen Theaters, eine Arie so lieblich, zart und geschmackvoll, daß es wirklich etwas ruhiger im Saale wurde. Nun folgte Herr Fodor mit einem Concerte eigener Composition, das mir aber schlechter schien, als die mir bekannten. Auch sein Spiel wollte mir nicht behagen. Er spielte zwar rein und ziemlich fertig, aber ohne Wärme und Geschmack. Auch ließ er bei den Passagen den Bogen fortwährend springen, was bald unerträglich wird. Madame Canavassi, erste Sängerin der italienischen Oper, die mir früher in der Oper nicht gefallen wollte, sang diesmal so schön, daß ich eingestehen mußte, ihr Unrecht gethan zu haben.
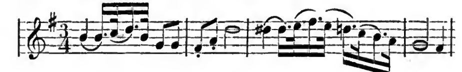
Während der Fastenzeit, in der die griechische Kirche keine Theatervorstellungen duldet, gab die Hoftheater-Intendanz wö-

chentlich zwei große Concerte im Steiner-Theater, in welchen sämmtliche Virtuosen der Kaiserlichen Kapelle, zu denen Herr Eck nun auch gezählt wurde, auftraten. Die vorzüglichsten, die ich dort zu hören Gelegenheit fand, waren die Geiger Hartmann, Jerchow und Remi, der Violoncellist Delphino, der Hautboist Scherwenka, und der Waldhornist Hirschfeld.

Das Orchester bestand beim ersten Concerte aus sechsunddreißig Violinen, zwanzig Bässen und doppelt besetzter Harmonie. Außer dieser waren zur Unterstützung der Chöre noch vierzig Hornisten der Kaiserlichen Kapelle da, von denen ein Jeder nur einen Ton zu blasen hatte. Sie dienten als Orgel und gaben dem Chorgesange, dessen Töne ihnen zugetheilt waren, große Festigkeit und Kraft. In einigen kleinen Soli's waren sie von hinreißender Wirkung. Vorn vor dem Orchester standen die Hoffänger, Männer und Knaben, etwa fünfzig an der Zahl, alle in rother, mit Gold besetzter Uniform. Nach dem ersten Theil des Oratoriums von Sarti spielte Remi ein Violinconcert von Alday mit vielem Beifall. „Nach dem Concerte, als wir nach Haus fuhren, verlangte er mein Urtheil über sein Spiel zu hören. Da nun unter Freunden stets Wahrheit herrschen muß, so verhehlte ich ihm nicht, daß ich an seinem Spiele, so rein und sauber es auch gewesen sei, doch noch Schattirung von Stärke und Schwäche, Ausdruck im Gesange und hinlängliche Kraft in den Passagen vermißt habe. Er dankte mir für meine Aufrichtigkeit und äußerte, er sei heute besonders befangen gewesen, weil er an Herrn Eck's Stelle habe auftreten müssen, der früher für dies Concert angekündigt gewesen sei." — Nach dem zweiten Theile des Oratoriums spielte Herr Delphino ein Violinconcert. Da man viel Rühmens von seinem Spiele machte, so erwartete ich mehr, als er leistete. „Er spielte ohne Geschmack und nicht einmal immer rein."

Im zweiten Concerte traten die italienischen Sänger, im dritten die französischen auf. Unter den ersten zeichneten sich die schon genannten Herr Pasco und Madame Canavassi aus.

Unter den französischen waren nur zwei, die auf den Namen Sänger Anspruch machen durften, Herr St. Leon und die berühmte Phyllis Andrieux, die durch ihren korrekten, lieblichen Gesang, ihr gewandtes, graziöses Spiel und ihre Schönheit damals ganz Petersburg entzückte. Besonders war es eine Polonaise, womit sie Alles hinriß und die sie stets da capo singen mußte. Den Anfang davon giebt das Tagebuch wie folgt:



„Zwischen dem ersten und zweiten Theile dieses Concertes wurde von den Kaiserlichen Hornisten eine Ouvertüre von Gluck executirt und zwar mit einer Geschwindigkeit und Genauigkeit, die für Saiteninstrumente schon schwer gewesen wäre, wie viel mehr für die Hornisten, deren Jeder nur einen Ton bläs't. Es ist kaum glaublich, daß sie die schnellsten Passagen mit großer Deutlichkeit hervorbrachten, und ich würde es auch nicht für möglich halten, wenn ich es nicht mit eigenen Ohren gehört hätte. Doch machte begreiflicherweise das Adagio der Ouvertüre größeren Effekt, als das Allegro; denn es bleibt immer eine Unnatur, mit diesen lebendigen Orgelpfeifen so schnelle Passagen einzuüben, und man kann nicht umhin, an die Prügel zu denken, die es dabei gesetzt haben mag."

Diese Fasten-Concerte waren übrigens mit Ausnahme eines einzigen, in welchem Herr Eck spielte und Demoiselle Phyllis sang, nur wenig besucht, weshalb die Intendanz auch bald damit aufhörte.

Sehr besucht war aber eine Aufführung der „Jahreszeiten" von Haydn, die zum Besten einer Wittwenkasse ebenfalls in der Fastenzeit veranstaltet wurde. Baron Rall, der einer der Unternehmer war, hatte auch mich zur Mitwirkung eingeladen. Ich

machte daher alle Orchesterproben mit und spielte in diesen, so wie auch bei der Aufführung, mit Herrn Leveque aus einer Stimme. Das Orchester war so zahlreich, wie ich noch keins gehört hatte. Es bestand aus siebzig Violinen, dreißig Bässen und doppelten Blasinstrumenten. Die Wirkung war daher eine sehr großartige, und das Tagebuch spricht mit Entzücken davon, sowie auch von dem Werke selbst, das ich dort zum erstenmale hörte, obwohl ich „die Schöpfung" doch noch höher stellte!

Das gemeinschaftliche Spiel mit Leveque hatte mich mit diesem näher befreundet, und so erfuhr ich von ihm, daß er im Sommer seine Eltern in Hannover besuchen werde. Wir beschlossen daher, die Reise nach Lübeck auf demselben Schiffe zu machen.

Bei den nun öfteren Besuchen des neuen Freundes spielte ich ihm auch mein neues Violinconcert vor, und äußerte den Wunsch, es mit Orchester hören zu können, bevor ich es an den Verleger zum Stich absende. Leveque erbot sich sogleich, es mit seinem Orchester einzuüben, nahm dazu die Stimmen mit und lud mich einige Tage später zu einer Probe ein.

„Ich war in großer Bewegung, da ich meine Composition nun zum erstenmale vollstimmig hören sollte. Die Tutti waren gut eingeübt, und ich konnte daher recht gut beurtheilen, in wiefern jede Stelle den von mir beabsichtigten Effekt machte. Bei den meisten war ich zufrieden, und einige übertrafen sogar noch meine Erwartung. ... Desto weniger war ich es aber mit meinem Spiel. Da meine ganze Aufmerksamkeit auf die Begleitung gerichtet war, so spielte ich viel schlechter, als zu Hause. Ich bat daher Herrn Leveque um die Erlaubniß, das Concert in acht bis zehn Tagen, wenn ich die Abschrift erhalten haben würde, noch einmal probiren zu dürfen, was er gern gewährte."

Später heißt es dann: „Gestern erhielt ich die Abschrift meines Concertes, wofür ich acht Silberrubel bezahlen mußte. In Deutschland hätte ich dafür sechs Concerte abgeschrieben bekommen können."

Das Werk wurde nun nochmals aus den neuen Stimmen probirt. Ich war viel ruhiger, als das erstemal und spielte daher viel besser. Auch wurde es noch besser als das vorigemal begleitet und machte daher auch mehr Wirkung. Leveque äußerte sich sehr zufrieden. „Ich eilte daher vergnügt nach Haus, packte das Concert ein, und trug es nebst einem Briefe auf die Post. Dort hörte ich mit Verwunderung, daß es in Rußland gar keine Fahrpost, mit welcher man Packete in's Ausland schicken kann, giebt, und daß ich für mein Packet, wenn ich es mit der Briefpost versenden wolle, wenigstens fünfzig Rubel zu zahlen haben würde." Ich nahm es daher zurück, um es demnächst mit Schiffsgelegenheit abzusenden.

Ich habe oben der Kaiserlichen Hornisten gedacht, von denen jeder nur einen Ton zu blasen hatte. Am 12. Januar, dem Neujahrstage der Russen, wo der Kaiser, wie alljährlich, eine große Frei-Maskerade im Winterpalast gab, wozu zwölf tausend Billette ausgetheilt waren, fand ich dieselben dem gewöhnlichen Tanzorchester beigesellt und vernahm so eine Musik, von der ich bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. „Die Begleitung dieser Hörner gab dem Orchester eine Fülle und einen Wohlklang, wie ich sie nie gehört habe. Einzelne Soli der Hörner machten eine hinreißende Wirkung. Ich konnte mich lange nicht von diesem Platze losreißen."

In einem anderen Saale, dem Throne gegenüber, tanzte, vom Hofstaat umgeben, die Kaiserliche Familie. Da aber dieser Theil des Saales „durch eine Mauer von baumlangen Grenadieren mit ungeheuer hohen Bärenmützen abgesperrt war, und da ich, trotz meiner ansehnlichen Länge, nicht einmal über die Schultern dieser Riesen wegsehen konnte, so erblickte ich nicht viel von der Kaiserlichen Pracht und dem Diamantenschmuck der Damen. Ich ging daher weiter und gelangte bald in den dritten und schönsten Saal. Dieser ist ganz von polirtem Marmor, die Wände weiß, die Säulen violet, und die Fenstereinfassung blau. Die Be-

leuchtung spiegelte sich tausendfach in dem glänzenden Stein. Sie soll in sämmtlichen Räumen in zwanzigtausend Wachskerzen bestanden haben."

„Nachdem ich die Räume mehrmals durchwandert, und alle Herrlichkeiten besehen hatte, versuchte ich, Herrn Eck wieder aufzufinden, der mir gleich anfangs abhanden gekommen war. Dies war aber unter den zwölftausend Anwesenden ein vergebliches Bemühen. Ich vermuthete nun, er sei bereits nach Haus gegangen, und wurde durch den Umstand, daß unser Bedienter nicht mehr auf dem ihm angewiesenen Platze war, hierin noch mehr bestärkt. Ich hielt es daher für's Beste, nun auch nach Haus zu gehen, und hoffte, gut durchwärmt wie ich war, den kurzen Weg zu unserem Wirthshause auch ohne Mantel zurücklegen zu können, obgleich die Kälte bis auf vierundzwanzig Grad gestiegen war. Kaum hatte ich aber den Platz vor dem Winterpalaste, an dessen entgegengesetzter Seite unser Hôtel liegt, betreten, so fühlte ich, daß mir Nase und Ohren erstarrten, und sicher hätte ich sie erfroren, obgleich ich sie fortwährend rieb, wäre nicht auf der Mitte des Platzes ein großes Feuer für die Kutscher angezündet gewesen, bei dem ich mich wieder ein wenig erwärmen konnte, bevor ich die zweite Hälfte des Weges zurücklegte. Herr Eck war aber leider noch nicht nach Haus gekommen, und da er den Schlüssel zu unserem Zimmer hatte und die Kaffeestube im Hause schon geschlossen war, so mußte ich mich entschließen, wieder hinzugehen. Dort angekommen, gelang es mir, zum Büffet vorzudringen und mich mit einem Glase Punsch wieder zu erwärmen. Während ich noch das reiche Gold- und Silbergeschirr, womit dieses Zimmer geschmückt war, betrachtete, kam auch Herr Eck zum Büffet. Wir durchwanderten nun noch einmal die prächtigen Räume Arm in Arm und fuhren dann, da sich unser Bedienter mit den Mänteln auch wieder eingefunden hatte, zusammen nach Haus. Freund Remi, dem ich mein Abenteuer erzählte, schalt mich sehr wegen meiner Unvorsichtigkeit."

Am 27. Februar endete die sogenannte „tolle Woche“, die daher den Namen hat, weil die Russen sich während derselben die tollsten Ausschweifungen erlauben, um sich für die Entbehrungen, die ihnen die nachfolgenden Fasten auferlegen, im voraus schadlos zu halten. „Da sie sechs Wochen lang weder Fleisch, noch Milch, noch Butter essen dürfen, so stopfen sie sich noch einmal recht voll, sprechen der Branntweinsflasche so fleißig zu, daß sie gar nicht mehr nüchtern werden und erlauben sich in diesem Zustande alle mögliche Sünden, weil sie dieselben durch das nun folgende Fasten hinlänglich abzubüßen glauben. — In allen Gegenden der Stadt werden Buden aufgeschlagen, in denen Obst, Getränke und Näschereien aller Art verkauft werden. In anderen werden Puppenspiele, abgerichtete Hunde, Taschenspielerkünste und dergleichen gezeigt. Das Hauptvergnügen der Russen in dieser Woche ist aber das Hinabfahren von den Eisbergen, vermuthlich weil es so halsbrechend ist. Auf der Newa und an verschiedenen anderen Orten werden hohe Gerüste erbaut, die von der einen Seite Treppen zum Hinaufsteigen haben und auf der anderen sich allmälig bis zum Boden herabsenken. Dieser Abhang ist mit großen Eisstücken belegt, die in den Fugen durch hineingegossenes Wasser auf das Genaueste verbunden sind. Auf dieser spiegelglatten Eisfläche wird nun mit kleinen mit Stahl beschlagenen Schlitten hinabgefahren, und diese mit kurzen Stäben, in jeder Hand einer, regiert. Es gehört viel Geschicklichkeit dazu, bei dem rasend schnellen Fahren stets die Mitte der Bahn zu halten, damit man nicht an den Seiten, die nur durch eine leichte Barrière geschützt sind, hinabstürzt. Vier betrunkene Russen, die, kaum abgefahren, mit ihren Schlitten in einander geriethen, dadurch der Barrière zu nahe kamen, mußten ihre Ungeschicklichkeit hart büßen. Sie stürzten hinab; zwei blieben auf der Stelle todt, die anderen wurden mit zerbrochenen Gliedern weggetragen. Das Vergnügen wurde aber dadurch nicht im geringsten gestört, und man drängte sich immer

wieder von neuem zu den Treppen. Am 26. fuhr der Hof hin und sah eine lange Zeit dem halsbrechenden Vergnügen zu."

In einer Abendgesellschaft beim Baron Rall fand ich auch den Gouverneur von Narwa, der uns bei unserer Durchreise fast mit Gewalt zu sich holen ließ. Er erkundigte sich freundlich nach meinem Befinden und setzte hinzu: „Bei der Rückreise werden Sie in Narwa das Petersburger Thor geöffnet, das entgegengesetzte aber verschlossen finden und dann ohne Gnade auf acht Tage mein Gefangener sein müssen!"

„An diesem Abend spielte außer Herrn Eck auch Field, und zwar wundervoll. Um zwei Uhr setzte sich die Gesellschaft zu Tische und erst nach vier kamen wir nach Haus."

Am 5. April, meinem Geburtstage, lud mich Herr Eck in's Hôtel de Londres zum Mittagsessen ein. Vorher machten wir bei dem freundlichen Wetter einen Spaziergang an die Newa, deren mit Granitmauern eingefaßtes Ufer der Sammelplatz der beau monde war. Man erwartete mit Ungeduld den Durchbruch des Eises und es wurden in Bezug auf den Tag, wo er erfolgen würde, große Wetten abgeschlossen. — Abends hatte ich unerwartet noch eine große Freude. „Remi hatte mich wieder eingeladen, mit ihm Duetten zu spielen, und ich konnte ihm heute ein neues von meiner Composition bringen. Nachdem wir dieses zum zweitenmal durchgespielt hatten, umarmte er mich und sagte: Du mußt mit mir die Geige tauschen, damit wir Beide ein Andenken von einander besitzen! Ich erschrak vor Freude; denn seine Geige hatte mir schon längst besser als die meinige gefallen. Da sie aber, eine ächte Guarneri, wenigstens noch einmal so viel werth ist, wie die meinige, so mußte ich sein Anerbieten ablehnen. Er ließ sich aber nicht abweisen und sagte: Deine Geige gefällt mir, weil ich Dich so oft darauf habe spielen hören, und wenn die meinige wirklich besser ist, so nimm sie als ein Geburtstagsgeschenk von mir an! Nun durfte ich mich nicht länger weigeren und trug überglücklich meinen neuen Schatz nach Haus. Hier hätte

ich gar zu gern noch die ganze Nacht gespielt und mich an dem himmlischen Tone ergötzt; da Herr Eck aber schon zu Bett gegangen war, so mußte ich sie ruhig im Kasten liegen lassen. Schlafen werde ich aber nicht können!"

Am 11. April holte mich Herr Leveque zu einem Spaziergange an die Newa ab. „Wir fanden dort halb Petersburg versammelt, den Durchbruch des Eises erwartend. Endlich verkündete ein Kanonenschuß aus der Festung den lang ersehnten Moment. Dieser war auch zugleich das Signal für die Matrosen, um die lange Schiffbrücke, die Wasiliostrow mit diesem Theil der Stadt verbindet, abzubrechen, was auch in wenigen Minuten geschah. Nun konnte das Eis ungehindert abfließen und es dauerte nicht lange, so fuhr man schon mit Booten hin und her. Das erste derselben brachte den Gouverneur der Festung herüber, der, von einem ansehnlichen Gefolge und der Regimentsmusik begleitet, dem Kaiser in seinem Palast ein Glas Wasser aus der Newa überbringt, und dafür ein Geschenk von tausend Rubel erhält. Nachher fahren die Kronmatrosen, alle in rothen Uniformen, Jedermann unentgeltlich hin und her, bis die Communication zwischen beiden Stadttheilen durch die Schiffbrücke wieder hergestellt ist. — Nachdem wir dies alles einige Stunden, hin- und herspazierend, mit großem Vergnügen angesehen hatten, kehrten wir nach Haus zurück."

In der Osternacht, Sonntag, 17. April, wurde ich durch Kanonenschüsse geweckt, die den Anbruch des Festes verkündeten. Da es sehr ruhig war, so hörte man jeden Schuß in vielfachen Echo's so lange nachhallen, bis wieder ein neuer fiel. — Am Ostertage begrüßt der Russe seine Bekannten mit den Worten: „Christus ist auferstanden!" worauf der Gegrüßte den Grüßenden küssen muß. Man braucht nur an das Fenster zu treten, um allenthalben Umarmende und Küssende zu sehen. Man erzählte mir: „die Kaiserin Katharina sei einst am Ostertage, von ihrem Hofstaat umgeben, am Ufer der Newa spazieren gegangen,

als ein schmutziger Kerl, wahrscheinlich etwas angetrunken, sich ihr mit dem Gruß: „„Christus ist auferstanden!““ in den Weg stellte und sie, um nicht gegen die heilige Sitte zu verstoßen, gezwungen war, ihn zu küssen. Er wurde indessen auf einen Wink von ihr sogleich gepackt und hatte nachher in Sibirien Zeit genug, seine Keckheit zu bereuen!“

Einige Wochen später erhielt ich von Breitkopf und Härtel in Leipzig die Aufforderung, einen Bericht über die Petersburger Musikzustände für ihre Zeitung zu liefern, der auch im Jahrgang von 1803 abgedruckt worden ist.

„Am 13. Mai war wieder ein originelles Volksfest. Alles, was Equipage, ein Reitpferd, oder zwei gesunde Beine besitzt, zieht an diesem Tage zum Rigaer Thor hinaus nach Katharinenhof, begafft sich dort ein paar Stunden und kehrt dann nach Haus zurück. Ich war mit Leveque dort und muß gestehen, daß der Anblick der prächtigen Equipagen, deren wohl zweitausend sein mochten, nebst ihrem geputzten Inhalt, mir recht viel Unterhaltung gewährte. Katharinenhof ist ein kleines Gehölz, welches für das Klima ziemlich frisch aussieht. Man hat von dort eine schöne Aussicht auf das Haff. Mitten im Holze liegt Peter des Großen Lustschloß, welches mit seinen antiken Möbeln noch ganz so erhalten ist, wie er es bewohnte. Es ist sehr ärmlich und gleicht eher einem Bürgerhause, als dem Schlosse eines mächtigen Kaisers. Wir nahmen einen anderen Rückweg und sahen viele schöne Landhäuser und Gärten, deren es vor diesem Thore eine große Menge giebt.“

So nahte unter mancherlei Beschäftigungen und unter kleinen Ausflügen zur Besichtigung der prächtigen Stadt die Zeit unserer Abreise heran. Wir accordirten die Ueberfahrt mit einem Lübecker Schiffer, dem wir, Kost mit eingerechnet, zwanzig Dukaten für uns Beide zahlten. Kurz vor der Abreise erlebten wir noch ein glänzendes Fest, das ich ausführlich geschildert habe. Es war

das Jubiläum der Erbauung von Petersburg, wozu Peter der Große vor hundert Jahren den Grund gelegt hatte.

„Am 28. Mai, um neun Uhr, versammelte sich alles anwesende Militair auf dem Isaaksplatze und wurde vom Kaiser selbst aufgestellt und commandirt. In seinem Gefolge war die ganze Generalität und sämmtliche Gesandte zu Pferde. Um zehn Uhr erschien die Kaiserin mit dem Hofstaate in etwa zwanzig prächtigen Wagen. Die Staatskarosse, in welcher neben der Kaiserin auch die Kaiserin-Mutter Platz genommen hatte, war ganz vergoldet und reich mit Edelsteinen besetzt. Oben auf war sie mit einer Brillantkrone geschmückt, die auf einem Purpurkissen befestigt war. Acht eiergelbe Pferde in Silbergeschirr mit Steinen besetzt, zogen diesen Prachtwagen. Die übrigen Hofwagen, ebenfalls sehr schön, waren mit sechs Pferden bespannt. Der Kaiser ritt ein wunderschönes Pferd, reich aufgeschirrt, war im Uebrigen aber in einfache Uniform gekleidet. In seinem Gefolge war auch ein türkischer Prinz, der durch glänzende Kleidung die Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Griff seines Säbels war ganz mit großen Diamanten bedeckt und Steigbügel und Sporen waren von massivem Golde. Als der Zug vor der Isaakskirche angekommen war, stieg der Kaiser vom Pferde und führte seine Gemahlin in die Kirche, wo sogleich das Tedeum-laudamus von den Hofsängern angestimmt wurde. Leider gelang es uns nicht, in die Kirche einzudringen, da sogleich nach Eintritt des Hofes die Thüren geschlossen wurden. Doch mag wohl auch im Inneren der Kirche wenig von der Musik zu hören gewesen sein, da nicht nur mit allen Glocken geläutet wurde, sondern auch von der Festung und den auf der Newa liegenden Kriegsschiffen Kanonensalven gegeben wurden. Das auf dem Platze neben der Kirche aufgestellte Militair vermehrte noch den Lärm durch Kleingewehrfeuer, und das Volk genirte sich im Toben und Lärmen auch nicht sehr. So drang denn nicht ein einziger Ton der Musik bis zu uns auf den Platz. Nach geendetem Gottesdienste ging der Hof zu Fuß durch ein

Spalier von Militair in den Senat. Was dort für Ceremonien stattgefunden, habe ich nicht erfahren können. Nach einer halben Stunde etwa wurden die Wagen wieder bestiegen, und der Zug kehrte in der früheren Ordnung in den Palast zurück. Abends war die Stadt auf das Glänzendste erleuchtet, so schön wie ich es noch nie sah. Um neun Uhr holte mich Leveque ab und führte mich zuerst in den Sommergarten. Es hingen schwere Wolken am Himmel und drohten durch einen tüchtigen Platzregen die so eben angesteckten Lampen wieder auszulöschen. Bei den jetzigen hellen Nächten, in welchen es bis zwölf Uhr so hell bleibt, daß man, ohne Licht anzuzünden, lesen und schreiben kann, war aber dieser schwarze Himmel höchst willkommen, weil sonst die Illumination wenig Wirkung gemacht haben würde. Der Garten war sehr glänzend erleuchtet. An beiden Seiten der Alleen waren Gerüste errichtet, die dicht mit Glaslampen von verschiedenen Farben behängt waren. Am Ende der Alleen sah man hellerleuchtete Triumphbogen, in deren Mitte die Buchstaben P. (Peter) und A. (Alexander) brannten. Auch sämmtliche Pavillons des Gartens waren glänzend und geschmackvoll erleuchtet. Aber einen wahrhaft zauberhaften Anblick gewährte die Festung, als wir aus dem Garten an das Ufer der Newa traten. Sie schwamm in einem wahren Feuermeer! Die Granitmauern der Wälle waren mit weißen, die Säulen und das Gesimse des Eingangsthors mit rothen und die Schilderhäuser auf der Höhe der Mauern mit blauen Lampen behängt. Der zierliche Festungsthurm war bis zur höchsten Spitze erleuchtet, und da es völlig windstill, so war auch nicht eine Lampe unangezündet geblieben. Auf unserem Standpunkte spiegelte sich nun noch einmal das ganze Feenbild zu unseren Füßen in der Newa ab! Es war ein Anblick zum Entzücken! Doch der Himmel wurde immer schwärzer und drohender; wir mußten daher eilen, auch andere Gegenden der Stadt zu sehen."

„Neben der Brücke, die auch auf das Glänzendste erleuchtet

war, fanden wir ein großes Schiff, welches bis auf die höchsten Spitzen der Masten mit bunten Lampen behängt war, zwischen denen unzählige Wimpel flatterten. Die von der Admiralität fächerartig auslaufenden Straßen, deren mehrere über eine Stunde lang sind, waren taghell erleuchtet und gewährten, von der fröhlichen bunten Menge durchwogt, einen herrlichen Anblick. Unter den öffentlichen Gebäuden, die mit Transparentgemälden und Inschriften reich verziert waren, zeichnete sich besonders die Admiralität aus. Auch einige Privatgebäude hatten Transparente, unter anderen das des Ober-Kammerherrn von Naritschkin. Mars, von den allegorischen Figuren der Weisheit und Gerechtigkeit begleitet, bekränzte die Buchstaben P. und A., ersterer mit der Unterschrift: Gloire du premier siècle, letzterer: Gloire du second siècle! — Wir folgten nun dem Strome der Menschenmasse, die nach dem Sommergarten eilte, wo ein großes Feuerwerk abgebrannt werden sollte. Doch kaum hatten wir die Arkaden des Winterpalastes erreicht, als ein plötzlich herabstürzender Platzregen der Herrlichkeit auf einmal ein Ende machte und das eben noch taghelle Petersburg in weniger als einer Minute in egyptische Finsterniß einhüllte! Nur der Platz unter den Arkaden, wohin wir uns geflüchtet hatten, blieb hell erleuchtet. Dieser Umstand verhalf uns noch zu einem eigenthümlichen Schauspiel. Die bunte, mit dem Sonntagsstaat behängte Menge, die aus dem Sommergarten nach Hause flüchtete, mußte nämlich vor unserem Standpunkte vorbeidefiliren und nahm sich, triefend von Regen, komisch genug aus. Einige Frauenzimmer hatten in Ermangelung eines Regenschirmes die Röcke über den Kopf gezogen; andere sogar, auf die Finsterniß vertrauend, Schuhe und Strümpfe ausgezogen, um sie zu schonen, und wateten nun barfuß vorüber, nicht wenig erschrocken, einen so hell erleuchteten, mit lachenden Zuschauern besetzten Raum passiren zu müssen! Endlich, nach einer Stunde etwa, hörte der Regen auf, und wir konnten nun auch unsere Wohnungen aufsuchen."

Am 1. Juni (20. Mai) packte ich meine letzten Sachen und ging dann, um von Freunden und Bekannten Abschied zu nehmen. Die Trennung von meinem guten Remi war sehr schmerzlich und kostete uns beiden viele Thränen. Er versprach mir, mich in einigen Jahren in Deutschland aufzusuchen. Auch der Abschied von meinem Lehrer, dem ich so viel verdankte, war ein sehr betrübter, um so mehr, da er seit einiger Zeit wieder recht leidend war und ich daher fürchten mußte, ihn nie wieder zu sehen!

Diese Befürchtung war nur zu wahr; wir sahen uns nicht wieder! Ueber seine späteren, zum Theil höchst abenteuerlichen Schicksale habe ich Folgendes erfahren, ohne mich jedoch für die strenge Wahrheit desselben verbürgen zu können, da ich es größtentheils nur vom Hörensagen habe.

Eck hatte zu der Zeit, als ich von Petersburg abreis'te, ein Liebesverhältniß mit der Tochter eines Mitglieds der Kaiserlichen Kapelle angeknüpft, dachte aber nicht entfernt daran, das Mädchen ehelichen zu wollen. Empört über solchen Leichtsinn, hielt ich es für meine Pflicht, die Eltern zu warnen. Es geschah; meine Warnung wurde aber kühl und ungläubig aufgenommen. Einige Monate später, als auf einmal Herrn Eck's Besuche plötzlich aufhörten, gestand die Tochter, in Thränen zerfließend, sie sei von ihm verführt und spüre schon die Folgen davon. Die Mutter, eine entschlossene Frau, wußte sich Audienz beim Kaiser zu verschaffen, warf sich ihm zu Füßen und flehte um Wiederherstellung der Ehre ihrer Tochter. Der Kaiser gewährte. Er ließ in ächt Kaiserlich Russischer Weise Herrn Eck die Wahl, ob er sich binnen vierundzwanzig Stunden mit seiner Geliebten trauen lassen, oder eine Spazierfahrt nach Sibirien antreten wolle. Herr Eck wählte natürlich das erstere. Daß aus einer solchen Ehe bald eine Hölle auf Erden werden mußte, begreift sich leicht. Eck, dessen Gesundheit durch frühere Ausschweifungen ohnehin ganz zerrüttet war, konnte die Einwirkung der täglich sich erneuernden Ehestandsscenen nicht lange ertragen. Er verlor den Verstand und

tobte bald dermaßen, daß die Schwiegermutter abermals die Hülfe des Kaisers anflehen mußte. Dieser ließ die Ehe trennen, gab der Frau eine Pension und befahl, ihren Mann, unter gehöriger Aufsicht, zu seinem Bruder nach Nancy zu schicken. Die Wahl des Menschen, dem der Unglückliche so wie das vom Kaiser bewilligte Reisegeld anvertraut wurden, war aber eine sehr unglückliche und verfehlte; denn kaum war derselbe mit seinem Kranken in Berlin angelangt, so erklärte er dem dortigen Russischen Gesandten, das Reisegeld sei ausgegeben, und er könne daher seinen Pflegebefohlenen nicht weiter begleiten. Zugleich legte er dem Gesandten eine Berechnung seiner Ausgaben vor, nach welcher allerdings die vom Kaiser bewilligte Summe erschöpft war. Es fanden sich aber sonderbare Posten darin, u. A. ein Diner von hundert Gedecken, welches der Verrückte ohne Wissen seines Führers in einem der ersten Hôtels von Riga bestellt habe und das letzterer dann vollständig habe bezahlen müssen. Ob der Gesandte sich bei dieser Berechnung beruhigte, ist nicht bekannt geworden; der Führer aber war plötzlich verschwunden!

Unterdessen war dem Geisteskranken, der sich nicht mehr bewacht sah, die Lust angekommen, davonzulaufen. Nur halb angekleidet entwischte er am Abend unbemerkt aus dem Zimmer, und da draußen starkes Schneegestöber war, so gelang es ihm auch, unaufgehalten zum Thor hinauszukommen. Erst einige Stunden von Berlin wurde er von Bauern ergriffen, und da diese ihn für einen entsprungenen Sträfling hielten, gebunden nach der Stadt zurückgebracht. Auf der Polizei erkannte man den armen, halb erfrorenen Flüchtling bald für einen Geisteskranken und lieferte ihn in's Irrenhaus ab. Einige Mitglieder der Hofkapelle, die den Unglücklichen wenige Jahre vorher in dem Glanze seiner Künstlerlaufbahn gekannt und bewundert hatten, nahmen sich seiner an. Sie veranstalteten unter ihren Collegen und wohlhabenden Kunstfreunden eine Collecte, mit deren Ertrag sie ihn unter der Aufsicht eines zuverlässigen Mannes nach Nancy

zu seinem Bruder schickten. Dieser verschaffte ihm ein anständiges Unterkommen im Irrenhause zu Straßburg, wo er mehrere Jahre verblieb. Dann hörte seine ehemalige Gönnerin, die verwitwete Kurfürstin von Bayern, von seinem Unglück und sandte ihn zu einem Prediger in oder bei Offenbach, der sich mit der Heilung Geisteskranker beschäftigte. Hier soll er, wenn auch nicht geheilt, doch merklich ruhiger geworden sein, so daß man ihm wieder eine Violine in die Hand geben konnte, der er rührende Melodien entlockt haben soll. Nach dem Tode der Kurfürstin fand er dann im Irrenhause zu Bamberg ein Unterkommen, wo er 1809 oder 1810 gestorben ist.

Am 2. Juni (21. Mai), Vormittags um neun Uhr, fuhren wir von Petersburg ab.

„Bei einem Wachtschiffe am Ausflusse der Newa mußten wir unsere Pässe vorzeigen und erhielten sie zurück, ohne daß es etwas kostete, was uns nach den bisher gemachten Erfahrungen sehr verwunderte. Da der Wind uns entgegen kam, mußten die Matrosen fortwährend ruderen, wodurch die Fahrt lang und zuletzt auch langweilig wurde, so daß wir froh waren, als wir endlich um 2 Uhr in Kronstadt ankamen. Wir kehrten beim deutschen Traiteur ein, dessen Ehrlichkeit uns gerühmt war. Er hatte aber außer dieser auch vollständig die rauhe Derbheit, um nicht zu sagen Grobheit, conservirt, denn als wir Abends um neun Uhr, von einem Spaziergange zurückkehrend, Abendessen verlangten, antwortete er: Jez is keine Tit tau eten, jez geit man schlapen! Und damit kehrte er uns den Rücken zu. Ganz verblüfft stiegen wir die Treppe hinauf, und hatten uns schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, hungrig zu Bette gehen zu müssen, als er doch noch zum Essen hinunterrufen ließ. Anfangs hatten wir große Lust, es nun zu verschmähen; doch der Hunger siegte über die Empfindlichkeit. Wir gingen hinunter, fanden recht gutes Essen und der Wirth, der uns selbst bediente, suchte durch Freundlichkeit die vorige Grobheit vergessen zu machen.“

Der Wind wurde erst nach einigen Tagen zur Weiterfahrt günstig; aber gar bald und gar lange mußte der „Saturn", so hieß unser Schiff, laviren, und noch am 14. Juni waren wir „nicht weit vom Hochland entfernt, was wir schon am ersten Tage erreicht hatten." Am zweiten Tage ging die See sehr hoch und es wurden daher die Passagiere, drei Frauenzimmer und neun Männer, nach und nach sämmtlich krank. Bei mir fing es mit Kopfschmerzen an. „Es war mir so schlecht zu Muthe, daß ich es bitter bereute, zur See gegangen zu sein." Doch am vierten Tage wurde mir besser, und bald befand ich mich, obgleich die See noch immer sehr unruhig war, so wohl wie am Lande. Aber nicht Allen ging es so gut, denn die Damen und auch einige von den Herren waren noch lange krank und unsichtbar. Leveque und ich amüsirten uns indessen ganz gut. Wir spielten Duetten, lasen, schrieben, zeichneten, gingen auf dem Verdeck spazieren und ließen uns Essen und Trinken recht gut schmecken. So verging ein Tag nach dem andern. Doch seufzten wir wie die übrigen nach gutem Winde, „denn dieses ewige Laviren, wobei man nicht vorwärts kommt, ist unerträglich!"

Am 15. Juni hatten wir guten Wind, am 16. aber fast Windstille und am 20. Sturm. Dieser war so arg, daß das Schiff in allen Fugen krachte. „Ich kroch, so krank ich auch war, hinauf, um das schauerlich schöne Schauspiel anzusehen. Zwar wurde ich tüchtig durchnäßt, denn die Wellen schlugen alle Augenblick über das Verdeck; auch konnte ich wegen der Kälte und dem schneidenden Winde nicht lange oben aushalten. Aber der Mühe werth war es, zu sehen, wie die Wellen, Bergen gleich, angerollt kamen und uns zu verschlingen drohten, dann uns plötzlich packten, in die Höhe schleuderten und eben so schnell in einen tiefen Abgrund stürzen ließen! Obgleich ich durch die vorhergegangene unruhige See schon einigermaßen an dieses Schauspiel gewöhnt war, so lief es mir doch bei jedem Sturze eiskalt über den Rücken, und ich würde uns in großer Gefahr geglaubt

haben, hätte ich nicht auf des Capitäns ruhigem Gesichte das Gegentheil gelesen. Dieser gab mit demselben Phlegma wie immer seine Befehle. Schrecklich war es aber anzusehen, wie die Matrosen bis zur höchsten Spitze der Masten hinaufkletterten und dann auf den Raaen hinausrutschten, um die Segel einzureffen. Nur Leute, die bei solchen Gefahren aufgewachsen sind, können mit kaltem Blute dem tobenden Elemente so Trotz bieten.«

Am 26. Juni kamen wir in die Nähe von Bornholm, einer dänischen Insel, wo wir zwei kleine Städte, viele Dörfer und ein sorgfältig bebautes Land gewahrten. „Besonders erfreulich war mir der Anblick der grünen Getreidefelder, den ich so lange entbehrte.« Bei einer kleinen Nebeninsel »brachten uns Bauern in einem Boote frisches Fleisch, Gemüse und Milch. Letztere erfreute mich besonders, da mir der schwarze Kaffee durchaus nicht hatte munden wollen."

„Einige Abende hatten wir bei heiterm Himmel und Windstille ein Schauspiel, wie man es am Lande in dieser Majestät niemals sieht, nämlich den Sonnenuntergang. Es ist nicht möglich, die Pracht der stets wechselnden Farben zu beschreiben, mit denen sowohl die am Himmel zerstreuten Wolken, wie die einem Spiegel gleiche See übergossen wurden; aber der Eindruck, den dieses erhabene Schauspiel bei der feierlichen Stille des Abends auf die ganze auf dem Verdeck versammelte Schiffsgesellschaft machte, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Ich sah die Gefühllosesten davon ergriffen."

Am 28. Juni endlich warf der Saturn nach einer Seefahrt von einundzwanzig Tagen auf der Rhede von Travemünde Anker, und am 5. Juli 1803 war ich wieder in meiner Vaterstadt Braunschweig, die mir durch die lange Abwesenheit doppelt lieb geworden war. Früh um zwei Uhr kamen wir an.

„Ich stieg beim Petrithore ab, ließ mich über die Ocker setzen und eilte nach der Großmutter Garten. Dort fand ich aber Haus- und Gartenthüre verschlossen, und da mein Pochen nicht gehört

wurde, so überstieg ich die Gartenmauer und legte mich in dem am Ende des Gartens befindlichen offenen Pavillon auf die Erde nieder. Ermüdet von der Reise schlief ich augenblicklich ein und würde, trotz des harten Lagers, wahrscheinlich noch lange ruhig fortgeschlafen haben, hätten mich nicht die Tanten bei einem Morgenspaziergange durch den Garten in meinem Verstecke entdeckt. Erschrocken kehrten sie zurück und verkündigten der Großmutter, es liege ein Fremder im Gartenhause. Zu Dreien zurückgekehrt, wagten sie sich näher, erkannten mich, und unter Jubel, Umarmungen und Küssen wurde ich nun geweckt. Lange konnte ich mich nicht besinnen, wo ich war; endlich erkannte ich die lieben Verwandten und freute mich, wieder bei ihnen und in der Heimath zu sein. Sie waren um mich sehr besorgt gewesen, da wegen unserer ewig langen Seereise seit sechs Wochen keine Nachrichten von uns eingetroffen waren."

Die erste erfreuliche Neuigkeit, die ich erfuhr, war die, daß der berühmte Rode da sei und nächstens bei Hofe spielen werde. Ich ließ mich daher sogleich beim Herzog melden, um das Hofconcert besuchen zu dürfen.

Zugleich schloß ich das oft erwähnte Tagebuch, mit dem Wunsche, daß „es mir noch oft eine angenehme Rückerinnerung an die schöne Reise gewähren möge".

Ich wurde von meinem Gönner mit dem alten Wohlwollen empfangen, welches sich auf's neue dadurch kundgab, daß er mir durch den Hofmarschall den nicht unbedeutenden Rest des Reisegeldes, als ich darüber Rechnung ablegte, zum Geschenk einhändigen ließ. Auch empfing ich für die Dedication meines Concertes, das ich beim ersten Besuche überreichte, zwanzig Friedrichsd'or.

Ich brannte nun vor Begierde, mit diesem Concerte als Geiger und Componist vor dem Herzog und dem Publikum aufzutreten, um Proben meines Fleißes und meiner Fortschritte abzulegen. Doch ließ sich dies nicht so schnell bewerkstelligen, da

Rode bereits ein Concert im Theater angekündigt hatte. Auch konnte ich nicht ohne Bangigkeit daran denken, so bald nach diesem großen Geiger auftreten zu müssen. Denn je öfter ich ihn hörte, desto mehr wurde ich von seinem Spiele hingerissen. Ja! ich trug kein Bedenken, Rode's Spielweise, damals noch ganz der Abglanz von der seines großen Meisters Viotti, über die meines Lehrers Eck zu stellen und mich eifrigst zu befleißigen, sie mir durch sorgfältiges Einüben der Rode'schen Compositionen möglichst anzueignen. Es gelang mir dies auch gar nicht übel, und ich war bis zu dem Zeitpunkte, wo ich mir nach und nach eine eigene Spielweise gebildet hatte, wohl unter allen damaligen jungen Geigern die getreueste Copie von Rode. Besonders gelang es mir, das achte Concert, die drei ersten Quartetten und die weltberühmten Variationen in G-dur ganz in dessen Weise vorzutragen; ich erntete damit sowohl in Braunschweig, als auch später auf meiner ersten Kunstreise großen Beifall.

Bald nach Rode's Abreise brach dann der von mir so sehnlichst erwartete Tag an, wo ich in einem von mir gegebenen Concerte im Theater die erste Probe meiner auf der Reise erworbenen Kunstfertigkeiten ablegen durfte. Die Neugierde hatte ein zahlreiches Publikum herbeigeführt. Bei der Sicherheit, mit der ich nicht nur mein eigenes Concert, sondern auch die anderen unter Eck's Leitung eingeübten Musikstücke spielen konnte, hätte ich billig ohne alle Befangenheit hintreten sollen. Doch konnte ich sie bei dem Gedanken, daß kurz vorher auf meinem Platze, vor denselben Zuhörern, ein so großer Geiger gestanden hatte, nicht ganz überwinden. Aber es galt jetzt, meine Neider zu beschämen, die bei meiner Abreise laut geäußert hatten, der Herzog werde seine Wohlthaten wieder an einen Unfähigen und Undankbaren verschwenden. Ich raffte daher allen meinen Muth zusammen und es gelang mir, schon während des Tutti's meines Concertes Alles um mich her zu vergessen und mich mit ganzer Seele nur meinem Spiele hinzugeben. Der Erfolg war nun aber auch ein

über alle Erwartung günstiger; denn schon nach dem ersten Solo brach ein allgemeiner Beifall los, der sich nach jedem folgenden noch steigerte und am Ende des Concert's gar nicht enden wollte. Auch der Herzog, der den jungen Künstler während der Zwischenpause in seine Loge rufen ließ, bezeugte ihm seine volle Zufriedenheit. Es gilt daher dieser Tag noch jetzt in meiner Erinnerung als einer der glücklichsten meines Lebens.

Ich wurde nun an die Stelle eines unlängst verstorbenen Kammermusikers zur ersten Violine versetzt und erhielt auch dessen Gehalt von zweihundert Thalern als Zulage. Da aber dieser wegen des Gnadenvierteljahres für die Witwe nicht sogleich fällig war, so wurde ich durch ein abermaliges Geschenk von zwanzig Friedrichsd'or entschädigt.

Mit meinem Gehalte von dreihundert Thalern und meinen Nebenverdiensten konnte ich nun in damaliger Zeit ganz anständig und sorgenfrei leben. Ich nahm daher meinen Bruder Ferdinand von neuem zu mir und widmete mich mit Eifer dessen Ausbildung. Da ich die Eltern und Geschwister noch nicht wiedergesehen hatte, so holte ich ihn selbst in Seesen ab. Dort erhielt ich auch einen Besuch meines Reisegefährten Leveque, der im Begriffe stand, nach Petersburg zurückzugehen. In den acht Tagen unseres Zusammenseins wurde fleißig musicirt und besonders ergötzte der Vortrag meiner Duetten, die wir während der Seereise so genau eingeübt, die Eltern und Musikfreunde des Städtchens.

Nach Braunschweig zurückgekehrt, begann ich meine Compositionsarbeiten von neuem. Zunächst vollendete ich ein schon auf der Reise angefangenes Violinconcert in E-moll, welches ungedruckt geblieben ist, weil es mir, nachdem ich Rode's Vortragsweise angenommen hatte, nicht mehr gefiel. Doch wurde es damals von mir mehreremale mit Beifall in den Winterconcerten vorgetragen. Auch eine Concertante für Violine und Violoncell mit Orchesterbegleitung schrieb ich in jener Zeit auf den Wunsch des Violoncellisten Beneke, mit dem ich häufig bei Quartett-

partien zusammentraf. Dieses Werk ist ebenfalls nicht im Stich erschienen, ja selbst nicht einmal in das Verzeichniß meiner sämmtlichen Compositionen aufgenommen, da es mir in der Zeit, wo ich dieses aufzustellen begann, schon abhanden gekommen, ja aus dem Gedächtniß entschwunden war. Doch werden wohl noch einige Abschriften davon bestehen; denn ich hörte es im Jahre 1817 oder 1818 einmal in einem Concerte in Mainz von den Gebrüdern Gans, den späteren Mitgliedern der Berliner Hofkapelle, vortragen, ohne es sogleich als meine Composition zu erkennen. Zwar schien mir das Musikstück bekannt, gleich als hätte ich es schon früher einmal gehört; doch erst als ich mir von meinem Nachbar den Concertzettel erbeten und mit Erstaunen meinen Namen erblickt hatte, dämmerte in mir die Erinnerung an diese Jugendarbeit auf. Jetzt weiß ich nichts mehr von ihr, als daß sie aus einem Adagio und Rondo bestand, und letzteres im Sechsachtel-Takt geschrieben war. Der Tonart kann ich mich nicht mehr erinnern.

Das Einüben dieser Concertante mit Beneke mag wohl die Veranlassung gewesen sein, daß wir den Entschluß faßten, gemeinschaftlich eine Kunstreise zu machen und zwar nach Paris, wohin ich mich schon längst sehnte. Der Urlaub zu dieser Reise war bei der Gunst, in der ich bei'm Herzog stand, leicht erwirkt, und so traten wir sie denn im Januar 1804 voll der fröhlichsten Hoffnungen an.

Zuerst verweilten wir einige Tage bei meinen Eltern in Seesen, von wo aus wir uns in Göttingen ankündigten, um dort unser erstes Concert zu geben. Wir nahmen zu der Reise dahin einen Miethwagen. Ich hatte mir kurz vor der Abreise aus Braunschweig für meine aus Rußland mitgebrachte herrliche Geige eine ihrer würdige Hülle, d. h. ein höchst elegantes Kästchen, machen lassen und dieses, um es gegen jede Beschädigung zu sichern, mit in den Koffer zwischen Wäsche und Kleider gepackt. Ich trug daher Sorge, daß dieser, der meine ganze Habe barg, recht sorg-

fältig mit Stricken hinten auf dem Wagen befestigt wurde. Demohngeachtet hielt ich es für nöthig, mich oft nach ihm umzusehen, besonders, als der Kutscher erzählte, es wären seit kurzem zwischen Nordheim und Göttingen einigemale Koffer von Reisewagen abgeschnitten worden. Dieses Umsehen war aber, da der Wagen nach hinten kein Fenster hatte, eine sehr beschwerliche Arbeit, und ich war daher sehr froh, als wir mit Anbruch der Nacht zwischen den Gärten vor Göttingen anlangten und ich mich noch ein letztesmal überzeugt hatte, daß der Koffer noch an seinem Platze sei. Froh, ihn glücklich so weit gebracht zu haben, äußerte ich gegen den Reisegefährten: meine erste Sorge soll nun sein, zur besseren Befestigung des Koffers eine tüchtige Kette nebst Schloß anzuschaffen.

So kamen wir am Thore an, als eben die Laternen angezündet wurden. Der Wagen hielt vor der Wache. Während Beneke dem Unteroffizier die Namen diktirte, fragte ich, von innerer Unruhe getrieben, einen der Soldaten, die den Wagen umstanden: der Koffer ist doch noch gut befestigt? — „Es ist kein Koffer da!“ war die Antwort. Mit einem Sprunge war ich aus dem Wagen und rannte mit gezogenem Hirschfänger wie rasend zum Thore hinaus. Hätte ich besonnen gelauscht, so wäre es mir vielleicht geglückt, die auf einem Seitenwege davoneilenden Diebe zu hören und einzuholen. So aber war ich in meiner blinden Wuth weit über den Punkt, wo ich den Koffer zum letztenmal gesehen hatte, hinausgerannt und bemerkte meine Uebereilung erst dann, als ich mich auf freiem Felde befand. Trostlos kehrte ich zurück. Während mein Reisegefährte das Wirthshaus aufsuchte, eilte ich auf die Polizei und verlangte augenblickliche Untersuchung der Gartenhäuser außerhalb des Thores. Mit Staunen und Aerger erfuhr ich, daß die Gerichtsbarkeit jenseits des Thores dem Amte Weende zustehe und daß ich mich wegen meines Verlangens an dieses zu wenden habe. Da Weende eine halbe Stunde von Göttingen entfernt ist, so mußte ich für den Abend alle

weiteren Schritte zur Wiedererlangung meiner Sachen einstellen. Daß diese auch am anderen Morgen erfolglos sein würden, wußte ich schon jetzt, und so durchwachte ich die Nacht in einer Stimmung, wie ich sie in meinem bisherigen vom Glück begünstigten Leben noch gar nicht gekannt hatte. Wäre nur meine herrliche Guarneri-Geige, die Trägerin meiner ganzen bis dahin erworbenen Virtuosität, nicht verloren gegangen, ich hätte das Uebrige leicht verschmerzt. Bei einigem Glück wäre es auf der Reise bald wieder zu gewinnen gewesen. So aber ohne Geige mußte ich nicht nur die Reise aufgeben, sondern auch gewissermaßen mein Studium ganz von vorn wieder anfangen.

Am anderen Morgen ließ mich die Polizei benachrichtigen, es sei auf dem Felde hinter den Gärten ein leerer Koffer und ein Violinkasten gefunden worden. Voll Freude eilte ich hinaus, hoffend, es werde wohl von den Dieben die Geige, als ein für sie werthloser und in Bezug auf Entdeckung gefährlicher Gegenstand, im Kasten zurückgelassen worden sein. Leider war dem aber nicht so. Nur der Violinbogen, ein ächter Tourté, am Deckel des Kastens befestigt, war unentdeckt geblieben; alles Uebrige, worunter sich auch das Reisegeld in Gold befand, war mitgenommen worden. Die Musikalien allein hatten die Diebe verschmäht. Sie fanden sich auf dem Felde zerstreut sämmtlich wieder. Da meine Manuscripte darunter waren, von denen ich keine Abschrift hatte, so war ich froh, diese wenigstens wieder zu bekommen.

Ohne Geld, ohne Kleider und Wäsche, mußte ich mir nun erst auf Borg das Nöthigste wieder anschaffen, bevor ich mit meinem Reisegefährten das von uns bereits angekündigte Concert geben konnte. In der Zwischenzeit übte ich mich auf einer von einem Studenten aus Hannover erborgten ganz guten Geige von Stainer fleißig ein und so vorbereitet, trat ich zum erstenmale außerhalb Braunschweig als Künstler auf. Das Concert war ungemein zahlreich besucht. Vielleicht hatte die Kunde von meinem Verlust mit dazu beigetragen. Die Vorträge beider Künstler,

einzeln und in meiner Concertante zusammen, wurden mit mehr als enthusiastischem Beifalle aufgenommen.

Dies war nun zwar für die Weiterreise sehr ermunternd; doch konnte ich, ängstlich für meinen Ruf besorgt, mich nicht entschließen, öffentlich aufzutreten, bevor ich wieder eine eigene gute Geige gewonnen und mich sorgfältig darauf eingeübt hätte. Wir kehrten daher, da Beneke nicht allein reisen wollte, nach Braunschweig zurück.

Dort hatte sich die Kunde von meinem Verlust schon allgemein verbreitet. Auch der Herzog hatte davon gehört und schickte, um mir den Ankauf eines neuen Instrumentes zu erleichtern, von neuem ein ansehnliches Geschenk. Mit Hülfe desselben erkaufte ich nun zwar von einem Herrn von Hantelmann, einem ausgezeichneten Dilettanten, die beste Geige, die damals in Braunschweig war, fühlte jedoch bald, daß sie mir die verlorene nicht vollständig ersetzen könne.

Um mich für eine folgende Reise würdig vorzubereiten, wurde wieder mit großem Eifer componirt. So entstand das Concert in D-moll, das bei Kühnel in Leipzig als zweites, (Op. 2) gestochen wurde, ein Potpourri über bestimmte Themen (bei demselben als Op. 5 erschienen) und ein Concert in A-dur, welches Manuscript geblieben ist. In diesen, wie auch in einigen folgenden Compositionen herrscht nun ganz die Rode'sche Manier vor, aus der sich dann erst später mein Styl und die mir eigenthümliche Vortragsweise entwickelten.

So verlief der Sommer 1804. Im Herbste vollständig zu einer neuen musikalischen Reise gerüstet, zog es mich nun zunächst nach den deutschen Hauptstädten. Auch wünschte ich sehnlichst, einmal in Leipzig aufzutreten, das sich durch die von Rochlitz vortrefflich redigirte Musikalische Zeitung zum Mittelpunkt der musikalischen Kritik emporgeschwungen hatte. Ich trat daher meine zweite Kunstreise am 18. Oktober über Leipzig und Dresden nach Berlin an.

Auch von dieser Reise ist ein Tagebuch vorhanden, welches aber nur bis zum 9. Dezember fortgeführt ist und dann plötzlich abbricht. Die Veranlassung dazu wird später erzählt werden.

Den ersten Aufenthalt machte ich in Halberstadt, wo ich ein öffentliches Concert gab und Tags darauf beim Grafen von Wernigerode spielte. Unter den dortigen Musikfreunden, die sich meiner besonders freundlich annahmen, nenne ich den Domvikarius Körte, den Domprediger Augustin und den Auditeur Ziegler. Mit Letzterem, der ein gebildeter Musikkenner und fertiger Klavierspieler war, stand ich bis zu dessen Tode in freundschaftlicher Verbindung. Auch die dortigen Musiker, die Organisten Gebrüder Müller und Holzmärker, der Geiger Glöckner, mit dem ich meine Duetten spielte, der Fagottist Barnbeck und der Sekretär und Concertmeister des Grafen v. Wernigerode, Clase, waren sehr zuvorkommend gegen mich und zur Einrichtung meines Concertes behülflich. Ich verlebte daher vergnügte Tage in Halberstadt.

Eines Nachmittags „machte ich mit Herrn Holzmärker und einem seiner Freunde einen Spaziergang vor das Thor. Wir besuchten die Klus, einen Berg auf dessen Spitze mehrere isolirte hohe und schroffe Felsen stehen, deren Inneres ausgehöhlt ist, der Sage nach von Räubern, die ehemals dort gehaus't haben sollen. Ich konnte der Lust nicht widerstehen, einen dieser Felsen zu ersteigen, so halsbrechend das Unternehmen auch war, und so ernstlich meine Gefährten davon abmahnten. Ich kam glücklich hinauf und hatte außer dem Vergnügen, etwas vollführt zu haben, was nicht Jeder wagt, auch noch eine weite und herrliche Aussicht. Bis dahin war Alles gut. Als ich nun aber hinabsteigen wollte und in die Tiefe blickte, überfiel mich ein plötzlicher Schwindel, und ich mußte mich eiligst niedersetzen, um nicht hinabzustürzen. Wohl zehn Minuten dauerte es, bis ich die nöthige Fassung zum Hinabsteigen gewann und schwerlich würde ich glücklich hinuntergekommen sein, wenn mir nicht die Herren

unten zugerufen hätten, wohin ich den Fuß zu setzen habe, was ich selbst, mit dem Gesicht nach dem Felsen gekehrt, nicht sehen konnte. Zitternd von der Anstrengung und dem krampfhaften Anklammern an den Felsen, sowie tüchtig beschämt, die Warnung der beiden Herren nicht beachtet zu haben, kam ich endlich wieder zu ihnen und kehrte froh, einer großen Gefahr glücklich entkommen zu sein, mit ihnen zur Stadt zurück."

Am 22. Oktober gab ich mein Concert. Bei der Probe erregte mein Concert in D-moll große Sensation.

„Die Herren Ziegler, Müller u. A. behaupteten zu meiner großen Freude, nie ein schöneres Violinconcert gehört zu haben."

„Das Concert selbst begann um fünf Uhr. Der Saal war sehr leer, das Auditorium aber ein kunstsinnig gebildetes, wie ich es an der Stille und Theilnahme, mit der mein Spiel aufgenommen wurde, wohl bemerken konnte."

Es wurden unter anderen folgende Sachen vorgetragen: Symphonie von Haydn; Concert D-moll von mir; Concert D-dur von Kreutzer; Polonaise von Rode aus dem Es-dur-Quartett. Nach dem Concerte bezeugte mir der Graf von Wernigerode seinen Beifall und lud mich auf nächsten Tag zu einem Concerte zu sich ein, wobei der dritte Herr Graf als Clarinettist im Orchester mitwirkte. Ich spielte das Concert von Rode A-dur und dessen Quartett Es-dur.

„Nach Beendigung des Concertes umringte mich die Gesellschaft und überhäufte mich mit Lobeserhebungen. Den Damen mußte ich viel von Petersburg erzählen."

Auch in Magdeburg fand ich als Künstler die freundlichste Aufnahme. Die Herren Hauptmann von Cornberg, Major von Witzleben, Regimentsquartiermeister Türpen und Geheimerath Schäfer, an die ich empfohlen war, boten Alles auf, mir ein zahlreiches Publikum zu werben, sowie den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Schon mein erstes Concert am 3. November

war sehr besucht. Ich spielte mein D-moll-Concert, das A-moll-Concert von Rode und die G-dur-Variationen.

„Es gelang mir Alles besonders gut und die Leute schienen von meinem Spiel ganz hingerissen zu sein."

Um dieselbe Zeit beschäftigte ich mich mit der Umarbeitung meines vorletzten Concerts in E-moll. Das Adagio schrieb ich ganz neu.

In einer Musikpartie beim Kammersekretarius Fesla hörte ich dessen Sohn in einem Quartett eigener Composition.

„Das Quartett," sagt das Tagebuch, „ist sehr gut gearbeitet und zeugt von großem Talent. Als Spieler gefiel er mir weniger. Es fehlt ihm zwar nicht an mechanischer Fertigkeit, wohl aber an einer gewandten, geregelten Bogenführung, daher an einem guten Ton und an Deutlichkeit der Passagen. Auch intonirte er nicht immer ganz rein. Käme er zu einem guten Meister, so könnte viel aus ihm werden."

Ich war auch häufig in Gesellschaft bei den Kaufleuten Hilbebrandt und Schmager, beim Criminalrath Sukrow und dem Geheimerath Schäfer und „allenthalben sehr vergnügt".

„Auch zu einer interessanten Musikpartie bei Türpen ward ich eingeladen. Ich fand eine kleine, aber sehr ausgesuchte Gesellschaft der eifrigsten Musikfreunde Magdeburgs versammelt. Ich spielte Quartetten von Haydn, Beethoven, Mozart und zum Schluß das Es-dur-Quartett von Rode. Es wurde mir Alles sehr gut accompagnirt, so daß ich mich ganz meinem Gefühle überlassen konnte. Die Zuhörer schienen entzückt. Herr Türpen behauptete, ich verstände wie Keiner, jeden Componisten in seinem eigenthümlichen Style wiederzugeben. Zum Schluß spielte unser Herr Wirth ein Trio von Mozart auf einem sehr guten Pianoforte von Blum in Braunschweig recht brav. Nur hat er die üble Angewohnheit, den Gesang zu dehnen, womit er dem Ausdruck mehr schadet, als nützt."

Am 10. November gab ich mein zweites Concert, welches nicht

ganz so zahlreich wie das erste besucht war und worin ich eine Symphonie von Haydn und mein Violinconcert in E-moll vortrug, auch mit Feska eine Concertante von Eck spielte. Das umgearbeitete E-moll-Concert machte sich gut. Das neue Adagio schien sehr zu gefallen.

Von sonstigen Erlebnissen in Magdeburg will ich nur einer Bühnenvorstellung gedenken, weil der Verfasser des Stücks sich später in der Theaterwelt durch seine pikanten Berichte: „Musikalisches Allerlei aus Paris", einen Namen gemacht hat. Es war die erste Aufführung des „weiblichen Abällino" von Sievers.

„Nie habe ich ein erbärmlicheres Stück weder gelesen, noch aufführen sehen. Es ist eine unglückliche Nachahmung des bekannten „großen Banditen", hat aber weder die spannenden Scenen, noch den gewandten Dialog, die jenes Stück zum Lieblinge des Publikums gemacht haben. Die Hauptperson, Rosa Salviati, die, um ihren Geliebten gegen eine Verschwörung seines Onkels zu schützen, sich der abenteuerlichsten und abgeschmacktesten Mittel bedient, erklärt die Ursachen ihres Verfahrens am Ende des Stückes in einer Rede, die wenigstens eine Viertelstunde dauert. Das Publikum, das schon früher Zeichen von Ungeduld gegeben hatte, wurde während dieser Rede so unruhig, daß kaum zu Ende gespielt werden konnte. Als endlich der Vorhang fiel, brach ein allgemeines Zischen und Pfeifen los. Der unglückliche, in Braunschweig verkannte Dichter, der hier Triumphe feiern wollte, soll im Theater anwesend gewesen sein, aber noch vor dem Ende des Stückes das Weite gesucht haben."

Ueber den Aufenthalt in Halle, wohin ich zunächst ging, berichtet das Tagebuch nur sehr dürftig. Je mehr ich durch vermehrte Bekanntschaften zur Geselligkeit herangezogen wurde, desto weniger, scheint es, habe ich Lust gehabt, in der bisherigen oft breiten Weise darüber zu berichten. Auch mag es mir wohl an Zeit gefehlt haben, da ich mich zu allen Produktionen, sie mochten

öffentlich oder privatim stattfinden, stets sehr sorgfältig vorbereitete, auch fortwährend mit Compositionsarbeiten beschäftigt war.

Meine beiden Concerte am 21. und 23. November waren sehr besucht. Ich spielte außer meinen eigenen Werken ein Concert von Rode, A-moll, und die G-dur-Variationen.

„Mein Spiel wurde mit Enthusiasmus aufgenommen.“

Die Leute, die sich besonders für mich interessirten und denen ich viel vergnügte Stunden verdankte, waren die Familie Garrigues, bestehend aus Vater, Mutter, Tochter und zwei Söhnen, sämmtlich gar liebe, artige Menschen; Lafontaine und seine reizende Pflegetochter; Chodowiecki, Niemeier und Loder. Unter den Studenten lernte ich einige tüchtige Dilettanten kennen. Ein Herr Schneider spielte fertig Clavier, ein Herr Müller sehr brav die Violine. Ein Herr Gründler aus Trebnitz bei Breslau nahm sogleich Unterricht im Violinspiel bei mir.

Noch erinnere ich mich folgenden Vorfalles:

Unter Denen, die mir zum Arrangement meiner Concerte behülflich waren, befand sich auch der berühmte Contrapunktist Türk. Er dirigirte die akademischen Concerte, deren eines während meiner Anwesenheit in Halle stattfand. Es wurde die Oper „Titus“ als Concertmusik gegeben. Schon war das Publikum seit einer halben Stunde versammelt, das Orchester hatte eingestimmt und harrete des Zeichens zum Anfang. Aber noch fehlte einer der Sänger, ein dortiger Gesanglehrer, der die Partie des Titus übernommen hatte. Im studentischen Theile des Auditoriums gab sich schon große Unzufriedenheit über den säumigen Sänger kund; als dieser nun aber in einem sehr unfestlichen Anzuge, im Ueberrocke und mit beschmutzten Stiefeln erschien, machte sich der allgemeine Unwille durch Scharren und Zischen Luft. Der Sänger, dem der ungeduldige Dirigent bereits die Noten in die Hand geschoben hatte, trat vor und sprach mit verächtlicher Miene: „Bin ich Ihnen so nicht recht, so kann ich auch wieder gehen!“ Damit warf er die Noten dem Dirigenten vor die Füße und eilte zur Thür

hinaus. Man stürzte ihm nach, um ihn zurückzuhalten; allein Alles vergebens! Ich erwartete nun, man werde das Concert verschieben, oder doch wenigstens alle die Nummern, bei denen Titus beschäftigt ist, auslassen. Nichts weniger! Der gewissenhafte Dirigent verkürzte seine Zuhörer auch nicht um einen Takt des Werks; er wußte sich zu helfen! Er spielte auf seinem Kielflügel die ganze Partie des Titus, Recitative, Arien und Ensemble-Stücke von der ersten bis zur letzten Note! Ich erstarrte und wußte nicht, ob ich mich ärgeren, oder über das naive Auskunftsmittel lachen sollte. So viel wurde mir aber an jenem Abend klar, daß man ein gelehrter Contrapunktist und doch ohne irgend eine Spur von Geschmack sein kann!

Nach der Ankunft in Leipzig am 29. November gibt das Tagebuch noch zwei kurze Berichte und verstummt dann gänzlich. Der erste bespricht eine Aufführung der Oper von Paer: „die Wegelagerer". Der zweite erzählt von einem Besuche des Gewandhaus-Concertes.

„Diese Concerte", heißt es, „werden von einer Gesellschaft von Kaufleuten veranstaltet. Es sind aber keine Dilettanten-Concerte; denn nur Musiker bilden das Orchester, welches stark besetzt und recht brav ist. Für den Gesang wird immer eine fremde Sängerin verschrieben, da der Theaterdirektor seinen Sängern das Auftreten in Concerten nicht gestattet. Dieses Jahr ist es eine Signora Alberghi von Dresden, die Tochter eines dortigen Kirchensängers. Sie ist noch sehr jung, besitzt aber schon eine recht gute Methode und eine klare, klingende Stimme. Sie sang zwei Arien mit großem Beifall. Außerdem hörte ich den Concertmeister der Gesellschaft, Herrn Campagnoli, ein Concert von Kreutzer sehr brav spielen. Seine Methode ist zwar veraltet; er spielt aber rein und fertig. Der Saal, in welchem diese Concerte gegeben werden, ist wunderschön und für die Wirkung der Musik besonders günstig."

Beim Arrangement meines Concertes hatte ich viele Schwierigkeiten zu überwinden. Bei dem geschäftsvollen Treiben der Handelsstadt kam man mir nicht so hülfreich entgegen, wie ich es bisher gewohnt gewesen war, und ich hatte manchen Weg zu machen, bis alle Hindernisse beseitigt waren. Auch kränkte es mich, daß die reichen Handelsherren, an die ich empfohlen war, noch nichts von meinen Kunstleistungen zu wissen schienen und mich zwar höflich, aber kalt empfingen. Ich wünschte daher sehnlichst einmal zu einer Musikpartie eingeladen zu werden, um mich bemerklich machen zu können. Dieser Wunsch wurde erfüllt; ich erhielt eine Einladung zu einer großen Abendgesellschaft mit der Bitte, etwas vorzutragen. Ich wählte dazu eines der schönsten der sechs neuen Quartetten von Beethoven, durch dessen Vortrag ich in Braunschweig schon oft meine Zuhörer entzückt hatte. Aber schon nach wenigen Takten merkte ich, daß meine Begleiter mit dieser Musik noch unbekannt und daher unfähig waren, in den Geist derselben einzudringen. Verstimmte mich dies nun schon, so steigerte sich mein Unmuth doch noch weit mehr, als ich bemerkte, daß die Gesellschaft meinem Spiele bald keine Aufmerksamkeit mehr schenkte. Denn es entspann sich nach und nach eine Conversation, die bald allgemein so laut wurde, daß sie die Musik fast übertönte. Ich sprang daher mitten im Spiele, noch ehe der erste Satz beendet war, auf und eilte, ohne ein Wort zu sagen, zu meinem Kasten, um meine Geige einzuschließen. Dies erregte große Sensation in der Gesellschaft und der Herr vom Hause näherte sich mir mit fragender Miene. Ich trat ihm entgegen und sagte laut, daß es von der Gesellschaft gehört werden konnte: „Ich war bisher gewohnt, daß man meinem Spiele mit Aufmerksamkeit zuhörte. Da das hier nicht geschah, so glaubte ich der Gesellschaft gefällig zu sein, indem ich aufhörte." Der Hausherr wußte nicht, was er antworten sollte, und zog sich verlegen zurück. Als ich nun aber, nachdem ich mich zuvor bei den Musikern wegen meines brüsken Aufhörens entschuldigt hatte, Miene

machte, die Gesellschaft zu verlassen, kehrte der Wirth zurück und sagte freundlich: „Wenn Sie sich entschließen könnten, der Gesellschaft etwas Anderes vorzutragen, was ihrem Geschmacke und Fassungsvermögen angemessener wäre, so würden Sie ein sehr aufmerksames und dankbares Auditorium haben.“ Mir, dem längst klar geworden war, daß ich das Vorgefallene durch meinen Mißgriff in der Wahl der Musik für eine solche Gesellschaft selbst verschuldet hatte, war froh, wieder einlenken zu können. Ich nahm daher willfährig die Geige von neuem und spielte das Quartett in Es von Rode, welches die Musiker kannten und daher auch gut accompagnirten. Es herrschte nun eine lautlose Stille, und die Theilnahme an meinem Spiele steigerte sich mit jedem Satze. Nach Beendigung des Quartetts wurde mir so viel Schmeichelhaftes über mein Spiel gesagt, daß ich dadurch veranlaßt wurde, nun auch noch mein Paradepferd vorzureiten, die G-dur-Variationen von Rode. Mit diesen setzte ich die Gesellschaft dermaßen in Entzücken, daß ich der Gegenstand der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit für den Rest des Abends wurde.

Dieser Vorfall machte einige Tage viel von sich reden und war wahrscheinlich die Veranlassung, daß sich die Musikfreunde, dadurch auf mich aufmerksam gemacht, schon in beträchtlicher Zahl bei meiner Concertprobe einfanden. Hier wußte ich sie besonders durch den Vortrag meines D-moll-Concertes so für mich zu gewinnen, daß sich durch sie noch vor Anbruch des Concertabends ein günstiger Ruf über meine Leistungen in der Stadt verbreitete und dadurch eine größere Zuhörerzahl herbeigelockt wurde, als ich hatte hoffen dürfen. Es war die Elite der Leipziger Musikfreunde und ein sehr empfängliches Publikum. Es gelang mir nun auch, mein Auditorium so zu enthusiasmiren, daß ich nach Beendigung des Concerts stürmisch aufgefordert wurde, ein zweites zu geben. Dieses fand acht Tage später statt und war eins der besuchtesten, die je ein fremder Künstler in Leipzig gegeben hat. In der Zwischenzeit wurde ich

häufig zu Quartettpartien eingeladen, bei welchen ich dann meine Lieblinge, die sechs ersten Beethovenschen Quartetten, nachdem ich sie vorher mit den Begleitern eingeübt hatte, vorzugsweise zu Gehör brachte. Ich war der Erste, der sie in Leipzig spielte, und es gelang mir, sie durch meine Vortragsweise zu voller Anerkennung zu bringen. Bei diesen Quartettpartien lernte ich auch zuerst den Redakteur der musikalischen Zeitung, Hofrath Rochlitz, kennen und blieb seitdem mit ihm in der freundschaftlichsten Verbindung bis zu seinem Tode. Rochlitz berichtete in seiner Zeitung über meine Concerte.

Da dieser Bericht meinen Ruf in Deutschland zuerst begründete und auf mein Lebensgeschick einwirkte, so möge dies als Entschuldigung dienen, daß ich ihn hier wörtlich aufnehme:

„Herr Spohr gab am 10. Dezember 1804 zu Leipzig ein Concert und auf Aufforderung Vieler am 17. ein zweites; in beiden aber gewährte er uns einen so begeisternden Genuß, als außer Rode kein Violinist uns gewährt hatte, so weit wir zurückdenken können. Herr Spohr gehört ohne allen Zweifel unter die vorzüglichsten jetzt lebenden Violinspieler, und man würde über das, was er, besonders noch in so jungen Jahren, leistet, erstaunen, wenn man vor Entzücken zum kalten Erstaunen kommen könnte. Er gab uns ein großes Concert von seiner Composition (D-moll), und dies auf Begehren zweimal, und ein anderes eben so von ihm selbst geschrieben (E-moll). Seine Concerte gehören zu den schönsten, die nur vorhanden sind, und besonders wissen wir dem aus D-moll durchaus kein Violinconcert vorzuziehen, sowohl in Hinsicht auf Erfindung, Seele und Reiz, als auch in Hinsicht auf Strenge und Gründlichkeit. Seine Individualität neigt ihn am meisten zum Großen und in sanfter Wehmuth Schwärmenden. So ist nun auch sein herrliches Spiel. Herr Spohr kann Alles; aber durch jenes reißt er am meisten hin. Was vorerst Richtigkeit des Spiels in weitester Bedeutung heißt, ist hier, gleichsam als sicheres Fundament, nur vorausgesetzt; voll-

kommene Reinheit, Sicherheit, Präcision, die ausgezeichnetste Fertigkeit, alle Arten des Bogenstrichs, alle Verschiedenheiten des Geigentons, die ungezwungenste Leichtigkeit in der Handhabung von diesem Allen, selbst bei den größten Schwierigkeiten — das macht ihn zu einem der geschicktesten Virtuosen. Aber die Seele, die er seinem Spiele einhaucht, der Flug der Phantasie, das Feuer, die Zartheit, die Innigkeit des Gefühles, der feine Geschmack, und nun seine Einsicht in den Geist der verschiedensten Compositionen und seine Kunst, jede in diesem ihrem Geiste darzustellen, das macht ihn zum wahren Künstler. Diesen letzteren Vorzug haben wir noch an keinem Violinisten in dem Maße zu bewunderen Gelegenheit gehabt, als an Herrn Spohr, und zwar vornehmlich bei seinem Quartettenspiel. Kein Wunder daher, wenn er überall wohlgefällt und fast gar keinen Wunsch zurückläßt, als daß man ihn behalten und immer hören möchte."

Ich fühlte mich damals sehr glücklich! Doch war es die Anerkennung, die ich als Künstler fand, nicht allein, die mein ganzes Sein belebte; es war noch ein anderes zarteres Gefühl. Ich liebte und wurde geliebt.

Gleich nach dem Tage, wo ich Rosa Alberghi im Gewandhausconcerte zum erstenmale gesehen und gehört hatte, machte ich ihr einen Besuch, um sie zur Mitwirkung bei meinem Concerte einzuladen. Mutter und Tochter empfingen mich sehr freundlich. Erstere, obgleich eine lange Reihe von Jahren in Deutschland, hatte doch kein Wort von unserer Sprache erlernt. Da sie auch auf meine französische Ansprache mit dem Kopfe schüttelte, so mußte ich mich mit meinem Anliegen an die Tochter wenden, die, in Dresden erzogen, geläufig Deutsch sprach. Sie gewährte sehr gern meine Bitte und plauderte nun mit kindlicher Unbefangenheit mit mir, als hätten wir uns schon lange gekannt. Beim Abschied bat mich Rosa, bald wiederzukommen. Ich hatte ihr bereits zu tief in die feurigen schwarzen Augen geblickt, um lange auf mich warten zu lassen. So brachte ich, da mich bald auch die Mutter

freundlich willkommen hieß, fast alle meine freien Stunden bei ihnen zu. Ich accompagnirte, so gut ich es vermochte, die Gesangübungen Rosa's am Piano, studirte ihr die Sachen ein, welche ihr die Concert-Direction zuschickte und schmückte ihre Arien mit neuen Verzierungen aus, worüber sie stets eine wahrhaft kindliche Freude hatte. So wurde unser Verhältniß, ohne daß wir uns dessen bewußt waren, ein immer innigeres. Die Aufzeichnungen im Tagebuche waren aber darüber in's Stocken gerathen und wurden auch späterhin nicht wieder begonnen. Rosa sang nun auch in meinem zweiten Concerte und da ihr Contrakt in Leipzig zu Ende ging und sie im Begriffe stand, nach Dresden zurückzukehren, so erbot sie sich, auch in meinem dortigen Concerte aufzutreten.

Ich ging nun, mit gewichtigen Empfehlungen versehen, nach Dresden. Ein Brief Rosa's führte mich bei ihrem Vater ein, der mich auf das freundlichste empfing. Er und einige Mitglieder der Dresdener Hofkapelle, namentlich die Gebrüder Rothe, waren mir beim Arrangement meines Concertes behülflich und erleichterten mir dadurch dieses stets unangenehme Geschäft.

Rosa kehrte einige Tage vor dem Concerte nach Dresden zurück und sang mit ihrem Vater in demselben. Der Erfolg, den mein Spiel und meine Compositionen hatten, war ein ebenso glänzender, als in Leipzig. Ich wurde, wie dort, allgemein aufgefordert, ein zweites Concert zu geben. Während ich dieses arrangirte, rieth man mir, mich auch bei Hofe zu melden, da nach dem Aufsehen, welches mein Spiel erregt habe, an einem günstigen Erfolg nicht zu zweifeln sei. Doch, da ich erfuhr, daß die Hofconcerte während der Tafel stattfänden und auch zu Gunsten der fremden Künstler kein Unterschied gemacht würde, empörte sich mein jugendlicher Künstlerstolz bei dem Gedanken, daß mein Spiel von dem Geklapper der Teller accompagnirt sein würde, so, daß ich sogleich auf die Ehre verzichtete, vom Hofe gehört zu werden.

Mein zweites Concert war außerordentlich zahlreich besucht, und der Beifall fast noch stürmischer, als beim ersten.

Ich dachte nun an meine Abreise nach Berlin, konnte mich aber nicht dazu entschließen, weil mir die Trennung von meiner geliebten Rosa gar zu schmerzlich fiel. Da überraschte mich ihr Vater mit einem Vorschlag, der diese so gefürchtete Trennung noch weiter hinausschob. Er sagte, er habe schon lange den Wunsch gehegt, daß seine Tochter einmal in Berlin auftrete; wenn ich daher geneigt wäre, dort mit ihr gemeinschaftlich Concerte zu geben, so wolle er sie in Begleitung seiner Frau, da er selbst keinen Urlaub bekommen könne, mitreisen lassen.

Ich ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein und traf nun sogleich alle Anstalten zur Abreise. Da die Reise mit dem Postwagen für die Damen zu beschwerlich erachtet wurde, so nahmen wir gemeinschaftlich einen Miethwagen. Ich saß meinem geliebten Mädchen gegenüber und beklagte mich nicht über die Langsamkeit und lange Dauer der Reise. In Berlin angekommen, fanden wir in einem und demselben Hause Wohnung, die uns mein ehemaliger Lehrer Kunisch, jetzt Mitglied der Berliner Hofkapelle, auf meine briefliche Anmeldung im voraus besorgt hatte. Dieser, nicht wenig stolz, den jungen Künstler als seinen ehemaligen Schüler vorführen zu können, verschaffte mir die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Künstler Berlins und war mir auch möglichst behülflich, ein Concert zu arrangiren, was jedoch wegen des großen Andranges von Concertgebenden ziemlich weit hinausgeschoben werden mußte.

Unterdessen gab ich meine Empfehlungsbriefe ab und wurde in Folge davon zu einigen Musikpartien eingeladen. Zuerst spielte ich beim Fürsten Radziwill, der bekanntlich selbst ein ausgezeichneter Violoncellist und talentvoller Componist war. Ich fand dort Bernhard Romberg, Möser, Seidler, Semmler und andere ausgezeichnete Künstler versammelt. Romberg, damals in der Blüthe seiner Virtuosität, spielte eines seiner Quar-

tetten mit obligatem Violoncell. Ich hatte ihn noch nicht gehört und war entzückt von seinem Spiele. Nun selbst zu einem Vortrage aufgefordert, glaubte ich solchen Künstlern und Kennern nichts Würdigeres bieten zu können, als eines meiner Lieblingsquartetten von Beethoven. Doch abermals mußte ich bemerken, daß ich, wie früher in Leipzig, einen Fehlgriff gethan hatte; denn die Musiker Berlins kannten diese Quartetten ebensowenig, wie die Leipziger, und wußten sie daher auch weder zu spielen, noch zu würdigen. Nachdem ich geendigt, lobten sie zwar mein Spiel, sprachen aber sehr geringschätzend von dem, was ich vorgetragen hatte. Ja, Romberg fragte mich geradezu: „Aber lieber Spohr, wie können Sie nur so barockes Zeug spielen?"

Ich wurde ganz irre an meinem Geschmack, als ich einen der berühmtesten Künstler der damaligen Zeit so über meine Lieblinge urtheilen hörte. Später nochmals aufgefordert zu spielen, wählte ich nun, wie damals in Leipzig, das Es-dur-Quartett von Rode und hatte mich auch hier eines gleich günstigen Erfolges zu erfreuen.

Die zweite Musikpartie, zu der auch meine Reisegefährtin eingeladen wurde, war beim Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Wir fuhren zusammen hin und wurden vom Wirthe auf das Artigste empfangen. Wir fanden dort einen vornehmen Cirkel besternter Herren und geputzter Damen, sowie die vorzüglichsten Künstler Berlins versammelt. Auch traf ich einen früheren Bekannten von Hamburg, den berühmten Claviervirtuosen und Componisten Dussek, der jetzt Lehrer des Prinzen war und bei ihm wohnte. Die Musikpartie begann mit einem Clavierquartett, welches von ihm in ächt künstlerischer Vollendung vorgetragen wurde. Dann folgte ich. Gewitzigt durch den neulichen Mißgriff, wählte ich heute nur solche Compositionen, mit denen ich als Geiger glänzen konnte, nämlich ein Quartett und die G-dur-Variationen von Rode. Mein Spiel fand den lautesten Beifall, und besonders schien Dussek davon hingerissen zu sein.

Auch meine geliebte Rosa erwarb sich durch den Vortrag einer Arie, die ihr Dussek auf dem Clavier accompagnirte, allgemeine Anerkennung.

Nach beendigter Musik bot der Prinz einer der anwesenden Damen den Arm und führte die Gesellschaft, die auf einen Wink von ihm ein Gleiches gethan, in den Speisesaal, wo ein glänzendes Mahl ihrer wartete. Man nahm ohne Etikette an der Seite seiner Dame Platz; ich neben meiner lieben Reisegefährtin. Anfangs war die Unterhaltung, obgleich frei und ungenirt, doch anständig. Als aber der Champagner erst zu schäumen begann, da fielen Reden, die für die keuschen Ohren eines unschuldigen Mädchens nicht geeignet waren. Ich war daher, sobald ich merkte, daß die vermeintlichen vornehmen Damen nicht dem Hofe, wie ich geglaubt, sondern wahrscheinlich dem Ballete angehören mochten, darauf bedacht, mit meiner Gefährtin mich heimlich fortzuschleichen. Ich kam, ohne weiter von der Gesellschaft bemerkt oder aufgehalten zu werden, auch glücklich zu meinem Wagen und kehrte mit Rosa zu der harrenden Mutter zurück. Am anderen Tage sagte man mir, daß des Prinzen Musikpartien gewöhnlich mit solchen Orgien schlössen.

Noch einer dritten Musikpartie erinnere ich mich — beim Banquier Beer — wo ich den jetzt so berühmten Meyerbeer als dreizehnjährigen Knaben zum erstenmale im elterlichen Hause spielen hörte. Der talentvolle Knabe erregte schon damals durch seine Virtuosität auf dem Pianoforte solches Aufsehen, daß seine Verwandten und Glaubensgenossen nur mit Stolz auf ihn blickten. Man erzählte sich, daß einer von ihnen, aus einer Vorlesung über populäre Astronomie zurückkehrend, den Seinen voll Freude zurief: „Denkt Euch, man hat unseren Beer schon unter die Sterne versetzt! Der Professor zeigte uns ein Sternbild, das ihm zu Ehren „der kleine Beer" genannt wird."

Ich hatte den klugen Einfall, den jungen Virtuosen zum Vortrage eines Solo's in meinem Concerte einzuladen, was von

der Familie gern genehmigt wurde. Da es das erste öffentliche Auftreten des Knaben war, so zog es eine Menge seiner Glaubensgenossen herbei, und ich hatte es diesem Umstande wohl hauptsächlich mit zu verdanken, daß mein Concert eines der besuchtesten jener mit musikalischen Aufführungen so überhäuften Periode war. Nach Beseitigung vieler Hindernisse fand es endlich im Saale des Schauspielhauses statt. Mein Spiel und der Gesang meiner Gefährtin wurden auch hier, wie in Leipzig und Dresden, mit großem Beifalle aufgenommen. Nicht so günstig lautete der Bericht der neuen, seit kurzem vom Kapellmeister Reichard herausgegebenen musikalischen Zeitung. Dieser rügte in seiner eigenthümlich verletzenden Weise hauptsächlich mein Sichgehenlassen im Zeitmaße. Obgleich gekränkt durch solchen Tadel, an den ich noch nicht gewöhnt war, mußte ich mir doch eingestehen, daß ich, von meinem tiefen Gefühl verleitet, im Gesang wohl zu sehr zurückgehalten und, von jugendlichem Feuer fortgerissen, in den Passagen und anderen leidenschaftlichen Stellen zu sehr geeilt hatte. Ich nahm mir daher vor, meinen Vortrag, ohne daß er dadurch an Ausdruck verliere, von solchen Verirrungen zu reinigen, und durch fortgesetzte Aufmerksamkeit auf mich gelang es mir auch.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, ein zweites Concert in Berlin zu Stande zu bringen, mußte ich darauf verzichten. Ich theilte daher die nicht unbeträchtliche Einnahme des ersteren mit meiner Reisegefährtin und dachte nun an meine Abreise nach Braunschweig, da mein Urlaub bald zu Ende ging. Auch Rosa's Mutter machte Anstalten, in die Heimath zurückzukehren, weil ein Versuch, für ihre Tochter ein Engagement bei der italienischen Oper in Berlin zu finden, mißglückt war. Rosa hatte sich immer inniger an mich angeschlossen und mir unverhohlen ihre Neigung gezeigt. Ich dagegen hatte bei näherer Bekanntschaft mir sagen müssen, daß sie sich zu meiner Lebensgefährtin nicht eigene, und daher sorgfältig vermieden, es zu einer Erklärung kommen zu lassen. Sie war zwar ein liebenswürdiges, unver-

dorbenes Kind und von der Natur mit reichen Gaben ausgestattet; ihre Erziehung aber war, die geselligen Formen abgerechnet, sehr vernachlässigt, und was mich besonders abstieß, war ihre bigotte Frömmigkeit, die sie schon einigemale zu Versuchen getrieben hatte, den lutherischen Ketzer zur alleinseligmachenden Kirche zu bekehren. Ich ertrug den Abschied mit ziemlicher Fassung; Rosa aber zerfloß in Thränen und drückte mir bei der letzten Umarmung noch ein auf ein Kartenblatt genähtes R von ihrem schönen, schwarzen Haar als Andenken in die Hand.

Nach Braunschweig zurückgekehrt, widmete ich mich mit neuem Eifer der Composition. Ich schrieb mir das H-moll-Concert, welches später als viertes Violinconcert bei Simrock erschienen ist. Auch wurde mir zum erstenmal ein Schüler aus der Fremde zugeschickt, ein Herr Grünewald aus Dresden. Auch ein junges, sechszehnjähriges, talentvolles Mädchen, eine Demoiselle Mayer, die mit Beifall als Violinvirtuosin in Braunschweig Concerte gab, unterrichtete ich während meines Aufenthaltes daselbst und studirte ihr mein D-moll-Concert ein. Diese Schülerin erregte nach einem Vierteljahrhundert, während dem ich nichts mehr von ihr gehört hatte, auf einmal die allgemeinste Theilnahme, sowohl durch ihr Schicksal, als durch ihre Virtuosität auf der Violine.

Auf einer ihrer früheren Kunstreisen nach Polen gelangt, hatte sie sich dort mit einem wohlhabenden Gutsbesitzer verheirathet. Obgleich jetzt in glänzenden Verhältnissen hatte sie doch nicht versäumt, ihr schönes Talent, wenn auch nur als Dilettantin, fortzubilden. Dieses verschaffte ihr nun, nachdem ihr Mann in der polnischen Revolution sein ganzes Vermögen verloren hatte und landesflüchtig geworden war, das Glück, sich und ihre Tochter ernähren zu können. Als Madame Filipowicz trat sie als Künstlerin zum erstenmale in Dresden wieder auf und zwar mit demselben D-moll-Concert, welches ich ihr fünfundzwanzig Jahre vorher einstudirt hatte. Da sie glaubte, ihre nunmehrigen Er=

folge hauptsächlich dem Vortrage dieses Concertes verdanken zu müssen, so drängte es sie, dem ehemaligen Lehrer in einem Briefe ihren Dank auszusprechen. So erfuhr ich das Vorstehende. Nach ihrer Kunstreise durch Deutschland ließ sie sich in Paris nieder, später in London. Aus beiden Orten erhielt ich von ihr noch mehrere Zuschriften. Als ich sie aber bei meiner vorletzten Reise nach London persönlich wiederzusehen hoffte, war sie einige Tage vorher gestorben, und ich lernte nur ihre Tochter und deren Mann, der Arzt und ebenfalls polnischer Flüchtling war, kennen.

Doch zurück zum Jahre 1805. Im Frühjahre erhielt ich von Rosa einen Brief, in welchem sie mir mit ihrer naiven Unbefangenheit schrieb, ihre Sehnsucht, mich wiederzusehen, sei so groß geworden, daß sie ihren Vater bewogen habe, mit ihr eine Kunstreise nach Braunschweig anzutreten; sie würden in einigen Tagen ankommen und bäten, vorläufige Anstalten zu einem Concerte zu treffen. Ich war nicht erfreut über diese Nachricht und sah großen Verlegenheiten entgegen. Ich bemerkte nun mit Kummer, daß Rosa's Neigung zu mir eine viel ernstlichere sei, als ich geglaubt hatte, und machte mir bittere Vorwürfe über mein Benehmen gegen sie. Auch war es mir klar, daß der Vater die Reise nur unternommen, um mich zu einer Erklärung in Bezug auf seine Tochter zu veranlassen. Ich sah daher seiner Ankunft mit großer Bangigkeit entgegen. Doch ging Alles besser, als ich erwartet hatte. Rosa's herzliche Freude, mich wiederzusehen, ihre heitere Unbefangenheit, die sie gar nicht an einer Erwiederung ihrer Gefühle zweifeln ließ, halfen über jede Erklärung hinweg. So verließen sie, sehr zufrieden mit ihrem Aufenthalte und dem unter meiner Mitwirkung gegebenen brillanten Concerte, nach vierzehn Tagen Braunschweig und kehrten nach Dresden zurück, wo ich sie nach einer von mir projectirten Reise nach Wien im Herbst wiedersehen sollte.

Da sie ihre Rückreise über Göttingen nehmen wollten, so

führte ich sie durch einen Brief im elterlichen Hause ein. Dort hatte Rosa durch ihre Liebenswürdigkeit bei einem mehrtägigen Aufenthalte die Eltern so für sich zu gewinnen gewußt, daß sie ihnen ohne Bedenken ihre Liebe zum Sohne gestehen durfte. In der Voraussetzung, daß ich diese Liebe erwidere, hatten die Eltern sie darauf als meine Verlobte umarmt. Ich war höchst erschrocken, als ich dies durch einen Brief des Vaters erfuhr, protestirte sogleich gegen diese Verlobung und führte, als Grund meiner Weigerung, Rosa's Mangel an Bildung und die Verschiedenheit unserer Religionsbekenntnisse an. Dem Vater wollte dies nicht einleuchten, und er erklärte wiederholt, ich sei ein Thor, ein so herrliches Mädchen nicht nehmen zu wollen.

Im Juni des Jahres 1805 erhielt ich einen Brief von einem mir unbekannten Kammermusikus Bärwolf in Gotha, der auf mein ferneres Geschick großen Einfluß ausübte. Herr Bärwolf schrieb mir nämlich, durch den Tod des Concertmeisters Ernst sei dessen Stelle bei der dortigen Kapelle erledigt worden, und der Intendant, Baron von Reibnitz, der so viel günstiges über meine Leistungen in der Leipziger musikalischen Zeitung gelesen habe, sei sehr geneigt, mich zu derselben vorzuschlagen, wenn ich mich sogleich darum bewerben wolle. Es sei aber dazu erforderlich, daß ich selbst nach Gotha komme. Er lade mich daher ein, in dem Hofconcerte, welches zur Geburtstagsfeier der Herzogin am 11. Juli stattfinden werde, mich hören zu lassen.

Höchst erfreut eilte ich zum Herzog, um dessen Genehmigung zur Reise zu erbitten. Ich erhielt sie und meldete dies sogleich nach Gotha. Dort angekommen, führte mich Herr Bärwolf zum Intendanten. Dieser schien erstaunt, einen noch so jungen Mann vor sich zu sehen und äußerte mit bedenklicher Miene: um mich an die Spitze so vieler, sämmtlich älterer Männer stellen zu können, scheine ich ihm doch fast noch zu jung zu sein. Nachdem ich jedoch in der Concertprobe zwei Ouvertüren dirigirt und mein D-moll-Concert probirt hatte, war der Herr In-

tendant wohl anderer Ansicht geworden, denn er bat mich, mein wahres Alter zu verschweigen und mich um vier bis fünf Jahre älter zu machen. Als fünfundzwanzigjähriger Mann wurde ich daher als Bewerber um die vakante Stelle dem Hofe vorgestellt. Doch hätte es wohl kaum eines solchen Betruges bedurft, um sie zu erlangen, da mir mein erstes Auftreten im Hofconcerte gleich so sehr die Gunst der Herzogin erwarb, daß die übrigen Bewerber um die Stelle sämmtlich zurücktraten. Ich wurde als herzoglich Gothaischer Concertmeister mit einem Gehalte von ungefähr fünfhundert Thalern, die Naturalien mit eingerechnet, laut Dekret vom 5. August 1805, angestellt und mein Dienstantritt auf den 1. Oktober festgesetzt.

Da der Urlaub noch nicht ganz abgelaufen war, so machte ich auf den Rath des Herrn Bärwolf vor meiner Rückkehr nach Braunschweig noch einen kleinen Ausflug nach Wilhelmsthal bei Eisenach, dem Stammsitze des Weimar'schen Hofes. Durch die Frau Herzogin von Gotha empfohlen, wurde es mir leicht, dort zu Gehör zu kommen. Ich spielte, gefiel sehr und wurde reich beschenkt entlassen. Nach Gotha zurückgekehrt, gab ich noch in Eile ein unterdessen arrangirtes Concert in der Stadt, welchem auch der Hof beiwohnte, und kehrte dann höchst beglückt über den Erfolg meiner Reise in die Vaterstadt zurück. Ich nahm meinen Weg über Seesen und wurde von den Eltern und den Freunden des Hauses in meiner neuen Würde mit Jubel begrüßt. Um mir den letzten Rest des Weges angenehmer zu machen, lieh mir der Vater sein Reitpferd und veranlaßte dadurch ein tragisches Ende der bisher so glücklichen Reise; denn einige Stunden vor Braunschweig, als ich, in Gedanken an die Zukunft vertieft, ohne viel auf den Weg zu achten, rasch meinem Ziele entgegentrabte, stürzte das Pferd, indem es mit dem Vorderfuße in einer tiefen Gleise hängen blieb und seinen Reiter höchst unsanft abwarf. Ich stürzte über den Kopf des Pferdes mit dem Gesicht auf einen Haufen klein geschlagener Chausseesteine, bevor ich Zeit gewann,

die Hände hinlänglich schützend vorzuschieben; es war daher von den scharfen Steinen auf solche Weise zerfleischt, daß das Blut in Strömen herabfloß. Auch verbreitete sich binnen wenigen Minuten eine solche Geschwulst über die leidenden Theile, daß beide Augen davon geschlossen wurden. Blind und völlig rathlos stand ich daher auf dem Wege, als mir einige Fußreisende zu Hülfe kamen. Sie führten mich, nachdem sie mein Pferd eingefangen hatten, zum nächsten Dorfe. Dort verschafften sie mir einen mit Stroh belegten Bauernwagen, auf welchem ich im kläglichsten Zustande spät Abends vor meiner Wohnung anlangte. Der herbeigerufene Arzt verordnete Umschläge mit Goulard'schem Wasser, welche, die ganze Nacht fortgesetzt, am Morgen die Geschwulst so weit vertheilt hatten, daß ich die Augen ein wenig wieder öffnen konnte. Nachdem der Arzt mein Gesicht sorgfältig untersucht und mich über weitere nachtheilige Folgen des Sturzes beruhigt hatte, gewann ich bald meine frohe Laune wieder und bedauerte nur, nicht sogleich zu meinem hohen Gönner eilen und ihn um Genehmigung zur Annahme der Concertmeisterstelle bitten zu können. Da ich indessen nicht ohne Besorgniß war, mein Wohlthäter, dem ich so viel verdankte, werde es übel aufnehmen, daß ich aus seinen Diensten scheiden wolle, so sah ich es nicht ungern, daß mir mein Unfall als Vorwand dienen konnte, mich schriftlich an den Herzog zu wenden. Doch hatte ich diesen sehr falsch beurtheilt; denn schon am nächsten Tage erhielt ich in einem eigenhändigen Schreiben die erbetene Entlassung. Ich habe dieses Schreiben als ein theueres Andenken sorgfältig aufbewahrt und kann mir es nicht versagen, es hier mitzutheilen. Es heißt:

„Mein lieber Herr Spohr.

Ich habe mit vieler Theilnahme den Beyfall vernommen, welchen Ihr Spiel in Wilhelmsthal und Gotha gefunden hat. Das Ihnen zu Gotha geschehene vortheilhafte Anerbieten ist von der Art, daß es ganz Ihren Ta-

lenten entspricht und da Ich jederzeit vielen Antheil an Ihrem Glück und Wohlergehen genommen habe, so kann Ich nicht anders als Ihnen Glück zu der Stelle wünschen, worin Sie ohnstreitig mehr Gelegenheit finden werden, Ihre Talente auszuüben.

Der Ich mit vieler Achtung verbleibe

Ihr
sehr wohlgeneigter
Carl W. Ferd.

Ich fühlte mich nun, meiner letzten Sorge überhoben, ganz glücklich. Nur fiel mir auf, daß mich der Herzog in diesem Briefe zum erstenmale Sie nannte, während er mich bisher stets mit dem wohlwollenden, väterlichen Du beehrt hatte. Doch beruhigte ich mich leicht bei dem Gedanken, daß der Herzog es bei einem, aus seinem Dienste Scheidenden wohl unpassend finden werde.

Nach etwa vierzehn Tagen oder drei Wochen war mein Gesicht so weit geheilt, daß ich mich wieder zu meinem Orchesterdienste melden konnte.

Bevor ich denselben antrat, erhielt ich einen Brief von Dussek, der mir schrieb, sein Herr, der Prinz Louis Ferdinand, werde das große Militärmanöver in Magdeburg besuchen und wünsche, daß ich für diese Zeit sein Gast sei, um bei den beabsichtigten Musikpartien mitwirken zu können. Der Prinz werde selbst an den Herzog schreiben, um den Urlaub für mich auszuwirken. Dieser fand keinen Anstand. Ich reis'te daher nach Magdeburg und fand in dem Hause, welches der Prinz für sich und sein Gefolge hatte einrichten lassen, auch ein Zimmer für mich.

Ich führte nun ein sonderbares, wild bewegtes Leben, das aber meinem jugendlichen Geschmack für kurze Zeit ganz gut zusagte. Oft schon des Morgens um 6 Uhr wurde ich wie auch Dussek aus dem Bette gejagt und im Schlafrock und Pantoffeln zum Prinzen in den Empfangsaal beschieden, wo dieser bei der

damals herrschenden großen Hitze in noch leichterem Costüm, gewöhnlich nur mit Hemd und Unterhose bekleidet, bereits vor dem Pianoforte saß. Nun begann das Einüben und Probiren der Musik, die für den Abendzirkel bestimmt war und dauerte bei des Prinzen Eifer oft so lange, daß sich unterdessen der Saal mit besternten und mit Orden behängten Offizieren angefüllt hatte. Das Costüm der Musicirenden contrastirte dann sonderbar genug mit den glänzenden Uniformen der zur Cour Versammelten. Doch das genirte den Prinzen nicht im Geringsten, und er hörte nicht früher auf, als bis Alles zu seiner Zufriedenheit eingeübt war. Nun wurde eilig Toilette gemacht, ein Frühstück eingenommen und dann zum Manöver hinausgezogen.

Ich erhielt ein Pferd aus dem Marstalle des Prinzen und durfte mich dem Gefolge anschließen. So machte ich zu meiner großen Belustigung eine Zeitlang alle kriegerischen Evolutionen mit. Als ich jedoch eines Tages, neben einer Batterie eingeklemmt, länger als eine Stunde daselbst bei einem wahren Höllenlärm aushalten mußte, und es mir dann am Abend bei der Musikpartie schien, als höre ich nicht mehr so leise wie früher, da zog ich mich von dem Kriegsspektakel zurück und verbrachte von nun an die Stunden, in denen der Prinz meiner nicht bedurfte, wieder bei meinen früheren Magdeburger Bekannten. Eine besonders freundliche Aufnahme fand ich im Hause des Geheimeraths Schäfer. Dessen Tochter Jettchen, schon früher, so lange sie in Braunschweig im Hause ihres Schwagers, des Kapellmeisters Le Gaye, zubrachte, ein Gegenstand meiner Huldigungen, war nun in's elterliche Haus zurückgekehrt und mir auch hier eine freundliche, zuvorkommende Wirthin.

Doch bald wurde der Prinz aus seinem Magdeburger Exil zurückberufen und ich konnte daher, von ihm mit freundlichen Danke entlassen, nach Braunschweig zurückkehren. Dussek sagte mir beim Abschiede, der Prinz habe die Absicht gehabt, mir auch ein Honorar zuzuwenden, es sei aber jetzt solche Ebbe in seiner

Kasse, daß er es für eine spätere, günstigere Zeit verschieben müsse. Diese trat jedoch nie ein, da der Prinz schon im folgenden Jahre in einem Gefechte bei Saalfeld einen frühen Tod fand.

Anfangs Oktober verließ ich, nachdem mir ein ehrenvoller Abschied ausgefertigt war, meine Vaterstadt. Der Herzog sagte mir beim Abschiede mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen, indem er mir die Hand reichte: „Sollte es Ihnen, lieber Spohr, in Ihrer neuen Stellung nicht gefallen, so können Sie jeden Augenblick in meine Dienste zurücktreten."

Ich verließ meinen Wohlthäter in tiefer Rührung und sah ihn leider nie wieder! denn er wurde bekanntlich in der unglücklichen Schlacht bei Jena tödtlich verwundet und mußte als Flüchtling in fremden Landen sterben. Ich betrauerte ihn wie einen Vater.

In Gotha angekommen, wurde ich den Mitgliedern der Hofkapelle durch den Intendanten, Baron von Reibnitz, als Concertmeister vorgestellt und in meinen Wirkungskreis eingeführt. Dieser bestand, sowohl im Winter wie im Sommer, in dem Arrangement eines Hofconcertes für jede Woche und in dem Einüben der dafür gewählten Musik. Da die Kapelle außer diesen Concerten keinen Dienst hatte, so konnte ich drei bis vier Proben zu jedem derselben abhalten und alles darin aufzuführende mit größter Genauigkeit einüben. Bei meinem Eifer und dem guten Willen der Mitwirkenden gelang es denn auch bald, ein höchst genaues Zusammenspiel zu erreichen, was von der Herzogin und einigen unter dem Hofzirkel befindlichen Musikkennern lobend anerkannt wurde.

Die Kapelle bestand zum Theil aus Kammermusikern, zum Theil aus Hofhautboisten. Letztere hatten nebenbei auch die Verpflichtung, bei Tafel und auf den Hofbällen zu spielen. Unter den Kammermusikern gab es eine ganze Reihe von Solospielern. Die vorzüglichsten waren: Für Violine Madame Schlick und die Herren Preißing und Bärwolf; für Violoncell die Herren

Schlick, Preißing der Jüngere und Rohde; für Clarinette, Bassethorn und Harfe Herr Backofen; für Oboe Herr Hofmann und für Horn Herr Walch.

Für den Gesang in den Hofconcerten waren zwei Hofsängerinnen engagirt, die Damen Scheidler und Reinhard. Der Mann der Letzteren saß bei den Vokalvorträgen der Sängerinnen am Pianoforte. Da er, der Aelteste unter den Orchestermitgliedern, sich sehr eifrig um die erledigte Concertmeisterstelle beworben hatte und man ihm als Musiklehrer des Herzogs einige Rücksicht schuldig war; so hatte man ihm bei meiner Anstellung ebenfalls den Titel Concertmeister verliehen, und sein Rescript war sogar von älterem Datum als das meinige. Er machte daher anfangs einige schwache Versuche, sich bei den Vokalvorträgen als Dirigenten zu geriren. Ich wußte ihm aber als Vorgeiger durch meine Entschiedenheit so zu imponiren, daß er sich meinen Anordnungen bald eben so willig am Pianoforte fügte, wie bei der Viola, an welcher er bei der Instrumentalmusik mitwirkte. Auch einige andere Widersetzlichkeiten, namentlich der Familie Schlick, die auf die Gunst des Prinzen August, Onkels des Herzogs, fußte, wußte ich bald zu beseitigen und mich dann in ungestörtem Dirigenten-Ansehen zu erhalten.

Bei den Antrittsbesuchen, die ich den Mitgliedern der Hofkapelle machte, wurde ich besonders freundlich von der Hofsängerin, Madame Scheidler empfangen. Sie stellte mir ihre achtzehnjährige Tochter Dorette vor, von deren Virtuosität auf Harfe und Pianoforte ich schon viel Rühmliches gehört hatte. Ich erkannte in dieser reizenden Blondine das Mädchen wieder, welches ich bei meinem ersten Aufenthalte in Gotha bereits gesehen und deren freundliche Gestalt mir seitdem oft in der Erinnerung vorgeschwebt hatte. Sie saß nämlich bei dem Concerte, welches ich damals in der Stadt gab, in der ersten Zuhörerreihe, neben einer Freundin, die bei meinem Auftreten, erstaunt über eine so lange und schlanke Gestalt, wohl lauter als sie es wollte, ausrief:

„Siehe doch, Dorette, welch' eine lange Hopfenstange!" Da ich den Ausruf gehört hatte, warf ich einen Blick auf die Mädchen, und sah Dorette verlegen erröthen. Mit einem solchen holden Erröthen stand sie jetzt abermals vor mir, sich jenes Vorfalles wahrscheinlich erinnernd. Um der auch für mich peinlichen Situation ein Ende zu machen, bat ich sie, mir etwas auf der Harfe vorzuspielen. Ohne Ziererei erfüllte sie meinen Wunsch.

Ich hatte als Knabe selbst einmal den Versuch gemacht, die Harfe zu erlernen, nahm auch Unterricht bei einem Herrn Hasenbalg in Braunschweig und brachte es bald so weit, daß ich mir meine Lieder begleiten konnte. Nachdem ich aber mutirt hatte und nun eine geraume Zeit ganz ohne Stimme war, wurde die Harfe vernachlässigt und endlich ganz bei Seite gesetzt. Meine Vorliebe für das Instrument war aber dieselbe geblieben; auch hatte ich mich lange genug damit beschäftigt, um zu wissen, wie schwer es ist, wenn man mehr als bloße Begleitung darauf spielen will. Man denke sich daher mein Erstaunen und Entzücken, als ich dieses noch so junge Mädchen eine schwere Phantasie ihres Lehrers Backofen mit größter Sicherheit und feinster Nuancirung vortragen hörte. Ich war so ergriffen, daß ich kaum meine Thränen zurückhalten konnte. Mit einer stummen Verbeugung schied ich; — mein Herz blieb aber zurück!

Es drängte mich nun oft hin, und immer freundlicher wurde ich empfangen. Ich begleitete die Tochter am Piano, welches sie eben so fertig wie die Harfe spielte, half der Mutter beim Einüben der Gesangstücke für die Hofconcerte und machte mich so der Familie immer unentbehrlicher. Das erste, was ich in Gotha componirte, war eine große Gesangscene für Sopran, die ich Dorettens Mutter widmete und die sie mit großem Beifall im Hofconcerte vortrug. Für mich und die Tochter schrieb ich dann eine concertirende Sonate für Violine und Harfe, die ich mit ihr auf das sorgfältigste einübte. Das waren glückliche Stunden!

So war ein Monat nach meiner Ankunft für mich höchst an-

genehm verflossen, als der Hof zum Landtage nach Altenburg zog und die Kapelle mitnahm. Auch Dorette begleitete ihre Mutter dahin. Ich trug mich ihnen als Reisegefährten an, hatte mich aber leider zu spät gemeldet; denn sie hatten bereits mit den Brüdern der Madame Scheidler, den Herren Preißing, gemeinschaftliche Fahrt verabredet. Ich mußte mir daher andere Reisegefährten suchen; doch versäumte ich nicht, mich bei jeder Einkehr auf der Reise sogleich der Scheidler'schen Familie anzuschließen und wußte mir auch stets bei Tische den Platz neben Doretten zu verschaffen. Dieses Wiedersehen nach vier- bis fünfstündiger Trennung gab der übrigen so langen und langweiligen Reise doch einen eigenthümlichen Reiz, so daß es mir fast zu früh kam, als wir endlich am dritten Tage Abends in die Thore von Altenburg einzogen. Ich wurde beim Sekretar Brummer einquartiert, der als großer Musikfreund mich als Gast für sich erbeten hatte. Ich fand die freundlichste Aufnahme und Verpflegung. Doch hatte ich mir den Mittagstisch bei Madame Scheidler ausgemacht, die als rüstige Hausfrau sogleich für sich und ihre Brüder eigene Küche etablirte. Von nun an fast wie ein Glied der Familie behandelt, fand ich Gelegenheit, meine geliebte Dorette immer näher kennen zu lernen. Ihr Vater, ein tüchtiger Musiker und wissenschaftlich gebildeter Mann, hatte sich bis zu seinem vor zwei Jahren erfolgten Tode ausschließlich mit der Erziehung und Ausbildung dieser Tochter beschäftigt. Mit einer fast zu großen Strenge war sie von ihm nicht nur seit ihrer frühesten Kindheit angehalten, ihr Musiktalent auszubilden, sondern auch in allem, für ein junges Mädchen Wissenswerthen theils selbst, theils von anderen guten Lehrern unterrichtet worden. Sie sprach daher mit großer Geläufigkeit italienisch und französisch und schrieb ihre Muttersprache correct und gewandt. Ihre Virtuosität auf Harfe und Pianoforte war aber schon damals, trotz ihrer großen Jugend, eine wahrhaft ausgezeichnete! Ja selbst im Violinspiel, worin sie ihr Onkel

Preißing unterrichtete, hatte sie so viel Fertigkeit erworben, daß sie mit mir Viotti'sche Duetten spielen konnte. Da ich ihr aber rieth, dieses für Frauenzimmer unpassende Instrument nicht weiter zu üben und ihren Fleiß lieber ungeschmälert den beiden anderen zu widmen, so befolgte sie diesen Rath und gab es von da an auf.

Die Hofconcerte hatten unterdeß begonnen. Sie fanden in einem großen, für Musik sehr günstigen Saale des Schlosses statt und wurden außer dem Hofe auch von den Landständen und den Honoratioren der Stadt besucht. Das Orchester sowohl, als meine und der übrigen Solospieler Concertvorträge fanden großen Beifall. Auch Dorettens Solovorträge auf Harfe und Piano erregten große Sensation. So wurden die Concerttage bald als wahre Festtage von den Altenburgern begrüßt, und das Zuströmen der Zuhörer nahm immer mehr zu, so daß zuletzt kaum der Raum ausreichen wollte. Auch in Privatgesellschaften wurde häufig musicirt, und ich nebst der Scheidler'schen Tischgesellschaft fehlten niemals dabei. Eines Tages wurde ich jedoch mit Doretten, und zwar ohne ihre Mutter, zu einem Feste eingeladen, das der Minister von Thümmel dem Hofe und dessen nächster Umgebung gab. Wir waren gebeten worden, meine Sonate für Harfe und Violine, die wir bereits in Hofconcerten mit großem Beifall vorgetragen hatten, hier zu wiederholen. Schüchtern wagte ich die Anfrage, ob ich Dorette im Wagen abholen dürfe und fühlte mich hochbeglückt, als die Mutter ohne Bedenken ihre Einwilligung gab. So zum erstenmale allein mit dem geliebten Mädchen drängte es mich, ihr meine Gefühle zu gestehen; doch fehlte mir der Muth und der Wagen hielt, bevor ich nur eine Sylbe hatte über die Lippen bringen können. Als ich ihr beim Aussteigen die Hand reichte, fühlte ich an dem Beben der ihrigen, wie bewegt auch sie war. Dies gab mir neuen Muth, und fast wäre ich noch auf der Treppe mit meinem Liebesgeständnisse herausgeplatzt, hätte sich nicht soeben die Thür zum Gesellschaftssaale geöffnet.

Wir spielten an dem Abende mit einer Begeisterung und einem Einklange des Gefühles, der nicht nur uns selbst ganz hinriß, sondern auch die Gesellschaft so elektrisirte, daß sie unwillkürlich aufsprang, uns umringte und mit Lobsprüchen überhäufte. Die Herzogin flüsterte dabei Doretten einige Worte in's Ohr, welche diese erröthen machten. Ich deutete auch dies zu meinen Gunsten und so gewann ich denn endlich auf der Rückfahrt den Muth, zu fragen: „Wollen wir so für's Leben mit einander musiciren?“ Mit hervorbrechenden Thränen sank sie mir in die Arme; der Bund für das Leben war geschlossen! Ich führte sie zur Mutter hinauf, die segnend unsere Hände in einander legte.

Am anderen Morgen meldete ich den Eltern mein Glück. Bevor ich es jedoch ungetrübt genießen konnte, mußte ich noch einen anderen Brief schreiben, der mir sehr sauer wurde. Ich fühlte mein Unrecht gegen Rosa, und es drängte mich, es ihr abzubitten. Ich hatte ihr zwar nie ein Geständniß meiner Liebe gemacht; es lag jedoch deutlich genug in meinem Benehmen gegen sie in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft. Dazu kam nun noch, daß die Eltern in Seesen sie als meine Braut begrüßt hatten. In welchen Wendungen ich es versuchte, mein Unrecht zu beschönigen, ist mir nach so langer Zeit nicht mehr erinnerlich. Wahrscheinlich war es wieder der Unterschied der Religion, der als Vorwand meines Rücktrittes dienen mußte. Der Brief wurde endlich fertig, und mit erleichtertem Herzen trug ich ihn zur Post. Ich hoffte sehnlichst auf Antwort; es kam jedoch keine. Später erfuhr ich, daß Rosa mit ihren Eltern, die sich in Deutschland einiges Vermögen erworben hatten, nach Italien zurückgekehrt sei. In Dresden erzählte man mir dann einige Jahre später, Rosa sei, von ihrer Frömmigkeit getrieben, in ein Kloster gegangen und habe nach dem Novizenjahre die Gelübde abgelegt. Ich konnte nie ohne tiefe Wehmuth an das liebe Mädchen denken!

Am Mittagstische des folgenden Tages erschienen Alle geputzt und festlich geschmückt; denn es wurde unsere Verlobung gefeiert.

Bald drang die Kunde davon in die Stadt, und es erschienen nicht nur die Mitglieder der Hofkapelle, sondern auch viele Bewohner der Stadt, um dem Paare ihre Glückwünsche darzubringen. Ein Gleiches geschah beim nächsten Hofconcerte von der Herzogin und dem Hofe.

Mit dem scheidenden Jahre neigte sich auch der Landtag seinem Ende zu, und man sprach bereits von der Rückkehr des Hofes nach Gotha, als ich vorher noch einen achttägigen Urlaub zu einer Reise nach Leipzig nahm, um dort ein Concert zu geben. Ich hatte deshalb bereits bei meinen vorjährigen Freunden angefragt und die günstigsten Zusicherungen erhalten. Meine Braut und deren Mutter begleiteten mich, um in dem Concerte ebenfalls aufzutreten. Es bot dieses daher des Anziehenden mancherlei dar und war in Folge dessen sehr zahlreich besucht. Ich spielte ein neues Violinconcert in C-dur (als drittes bei Kühnel gestochen), welches ich in Gotha begonnen und in Altenburg vollendet hatte. Spiel und Composition fanden ebenso glänzende Aufnahme wie im vorigen Jahre. Auch meine Braut hatte sich eines enthusiastischen Beifalles zu erfreuen. Sie spielte die Phantasie von Backofen und mit mir die neue Sonate. Auch hier war es wieder unser Zusammenspiel, was als Glanzpunkt des Abends gepriesen wurde. Die Mutter, eine Sängerin mit kräftiger, klingender Stimme und guter Schule, sang, von der Tochter begleitet, die Arie von Mozart mit obligatem Pianoforte, sowie die neue Gesangsscene von mir, ebenfalls mit großem Beifalle.

Höchst zufrieden mit dem Erfolge unseres Unternehmens kehrten wir nach Altenburg und bald darauf mit dem Hofe nach Gotha zurück.

Madame Scheidler bewohnte daselbst eine sehr geräumige, vollständig möblirte Wohnung, von der sie, ohne sich im geringsten beengt zu fühlen, leicht einige Zimmer an mich abgeben konnte. Da sie sich erbot, außer uns auch meinen Bruder Ferdinand, der, als mein Schüler, bei mir wohnte, in Kost zu nehmen, so

stand meiner alsbaldigen Verheirathung nichts im Wege. Die Hochzeit wurde daher auf den 2. Februar 1806 angesetzt. Ich beeilte mich, die dazu erforderlichen Papiere, den Taufschein und die Einwilligung der Eltern, herbeizuschaffen. Leider konnten sie mir diese nicht selbst überbringen, da der Vater damals seine Patienten, unter denen lebensgefährliche waren, nicht verlassen durfte, schickten mir jedoch meinen Bruder Wilhelm *), um Zeuge meines Glückes zu sein.

Einige Verwunderung erregte es, als ich meinen Taufschein vorzeigte und man nun sah, daß ich in Gotha, statt älter zu werden, um einige Jahre jünger geworden war! Da ich indessen meine Autorität als Concertmeister schon hinlänglich zu befestigen gewußt hatte, so brachte mir diese Entdeckung weiter keinen Nachtheil.

Der ersehnte 2. Februar brach an. Die Trauung fand auf den Wunsch der Herzogin, die ihr beiwohnen wollte, in der Schloßkapelle statt. Nach beendigter Ceremonie empfingen die Neuvermählten die Glückwünsche und Hochzeitsgeschenke ihrer hohen Gönnerin. Zu Hause fanden wir die beiden Onkel Preißing und mehrere andere befreundete Mitglieder der Hofkapelle, sowie auch Cantor Schade, einen langjährigen Freund des Scheidler'schen Hauses, als Hochzeitsgäste. Nachmittags kamen deren noch mehrere. Unter diesen die Gespielinnen und Schulgefährtinnen Dorettens. Alle überbrachten ihr freundliche Gaben. Auch die, welche mich mit einer Hopfenstange verglichen hatte, fehlte nicht und mußte sich, zur Strafe für den ungebührlichen Vergleich, manche Neckerei gefallen lassen. Da das Wetter zu einem Ausfluge oder Spaziergange zu ungünstig war, so wurde bis zum späten Abende musicirt.

Unter Musik verlebte das glückliche Paar auch die Flitter-

---

*) Später Kammerbaumeister in Braunschweig, der Vater der als Harfenspielerin bekannten Rosalie Spohr.

wochen. Ich begann alsbald ein eifriges Studium der Harfe, um zu ergründen, was dem Charakter des Instrumentes am angemessensten sei. Da ich in meinen Compositionen reich zu moduliren gewohnt war, so mußte ich besonders die Pedale der Harfe genau kennen lernen, um nichts für sie Unausführbares niederzuschreiben. Bei der großen Sicherheit, mit der meine Frau schon damals die ganze Technik des Instrumentes beherrschte, konnte dies freilich so leicht nicht geschehen. Ich überließ mich daher auch ganz dem freien Fluge meiner Phantasie, und es gelang mir bald, dem Instrumente ganz neue Effekte abzugewinnen. Da die Harfe am vortheilhaftesten im Vereine mit dem singenden Tone meiner Geige erklang, so schrieb ich vorzugsweise concertirende Compositionen für beide Instrumente allein. Später machte ich zwar auch Versuche mit zwei Concertanten mit Orchesterbegleitung und einem Trio für Harfe, Violine und Violoncell; da ich aber fand, daß jede Begleitung unser einiges und inniges Zusammenwirken nur störe, so kam ich bald wieder davon zurück.

Ein anderer Versuch eine größere Wirkung hervorzubringen, hatte aber einen günstigeren Erfolg. Ich kam auf die Idee, die Harfe einen halben Ton tiefer als die Violine zu stimmen. Dadurch gewann ich zweierlei. Da nämlich die Geige am brillantesten in den Kreuztönen klingt, die Harfe aber am besten in den B-Tönen, wenn möglichst wenig Pedale angetreten werden, so erhielt ich dadurch für beide Instrumente die günstigsten und effektvollsten Tonarten: für Geige nämlich D und G, für Harfe Es und As. Ein zweiter Gewinn war der, daß bei der tieferen Stimmung der Harfe nun nicht so leicht während des Spieles eine Saite riß, was bei öffentlichen Vorträgen in heißen Sälen dem Harfenisten so leicht geschieht und dem Zuhörer den Genuß verleidet. Ich schrieb daher von nun an alle meine Compositionen für Harfe und Violine in einer solchen verschiedenen Stimmlage.

Dorette, von diesen neuen Compositionen mächtig ange-

zogen, widmete damals ihren Fleiß ausschließlich dem Studium der Harfe und erwarb sich daher bald eine so glänzende Virtuosität darauf, daß ich vor Eifer brannte, diese einem größern Publikum, als dem der Gothaischen Hofconcerte zu produciren. Da ich mein eigenes Spiel nun auch in einer Weise ausgebildet zu haben glaubte, daß es mir so leicht kein Anderer darin zuvorthun würde, so beschloß ich, in nächstem Herbste eine Kunstreise mit meiner Frau anzutreten. Den Urlaub dazu hatte ich mir schon bei meiner Anstellung ausbedungen, und er war mir, in Betracht meines damals noch sehr geringen Gehaltes, auch zugestanden worden.

Als indessen der Herbst herannahete, trat der Ausführung des schönen Planes ein doppeltes Hinderniß entgegen. Der Krieg zwischen Preußen und Frankreich drohete auszubrechen. Schon war in der Umgegend von Gotha das preußische Heer kampfbereit aufgestellt, und die Bewohner des Herzogthums hatten durch Einquartierung und den Uebermuth der Preußen viel zu erdulden.

Hätte ich nun auch meiner Reise eine Richtung geben können, die uns von dem Kriegslärme entfernt haben würde, so konnte ich doch die Heimath, die in Gefahr stand, der Kriegsschauplatz zu werden, in solcher Bedrängniß nicht gut verlassen. Sodann gestand mir mein Weibchen eines Tages erröthend, aber mit strahlendem Auge, sie sehe zu Ende des Winters Mutterfreuden entgegen. Nun war vollends an eine Reise nicht mehr zu denken und jeder Zweifel deshalb beseitigt.

Ich sann daher für den Winter auf eine anziehende Arbeit, die mich von den Sorgen der Zeit möglichst abziehen könne. Schon längst hatte ich gewünscht, mich einmal in einer dramatischen Composition zu versuchen; doch hatte es bisher an jeder Veranlassung dazu gefehlt. Eine solche lag nun zwar auch jetzt nicht vor, denn Gotha besaß kein Theater. Doch dachte ich: Ist nur erst die Oper da, so findet sich auch wohl eine Gelegenheit, sie zu hören. Nun besuchte mich aber gerade ein Jugend-

gefährte Eduard Henke, der jüngste Bruder meiner Mutter, später Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Halle, der sich schon mit Glück in Liederdichtungen versucht hatte. Diesen beredete ich, mir ein Opernbuch zu schreiben. Wir ersannen gemeinschaftlich den Stoff und die Scenenfolge für eine einaktige Oper und nannten sie „die Prüfung"; Eduard begann sogleich die Dichtung der Gesangsnummern und vollendete sie auch noch vor seiner Abreise. Die Dialoge versprach er nachzuliefern.

Bevor ich jedoch meine Arbeit beginnen konnte, brach das Kriegsunwetter los. Die Schlacht bei Jena wurde geschlagen und mit ihr das Geschick des preußischen Staates entschieden. Die kurz vorher noch so übermüthigen Preußen, die in und um Gotha gestanden hatten, sah man nun in größester Unordnung vorüberfliehen. Die Auflösung der Truppen war eine so vollständige, daß die weggeworfenen Gewehre zu Tausenden auf den Feldern bei Gotha aufgesucht werden konnten. Bei einem Spaziergange, den ich einige Tage nachher machte, fand ich als Nachlese noch einen Ladestock, den ich zum Andenken an die verhängnißvolle Zeit mit nach Hause nahm. An einem Faden aufgehängt, gab derselbe im hellen Klange das einmal gestrichene B und diente daher lange Jahre statt Stimmgabel beim Einstimmen der Harfe.

Wiewohl sich nun zwar der Kriegsschauplatz, nachdem das französische Heer nachgerückt war, sehr bald weiter und immer weiter von Gotha entfernte, so hörte deshalb die Einquartierung dennoch nicht auf. Immer rückten neue Zuzüge französischer und süddeutscher Truppen nach. Auch wurde ein großer Theil der bei Jena gefangenen Preußen über Gotha geführt. Diese kamen in Zügen von drei- bis viertausend von allen Waffengattungen, oft nur von vierzig bis fünfzig Voltigeuren escortirt und wurden in die große Marktkirche, unserer Wohnung gegenüber, eingesperrt, von wenigen Schildwachen vor den verschlossenen Thüren bewacht. Da die Nächte schon sehr kalt waren, so mochten die Leute in ihren dünnen Uniformen wohl frieren. Sie tobten und lärmten deshalb

auch unaufhörlich. Die Umwohnenden, in der steten Besorgniß, daß sich die Gefangenen bei ihrer großen Ueberzahl befreien und dann arge Excesse begehen würden, mußten fortwährend auf ihrer Hut sein und konnten manche Nacht gar nicht daran denken, zur Ruhe zu gehen.

Dies war nun eben nicht die bestgewählte Zeit, um mich in einer mir ganz neuen Kunstgattung zu versuchen. Doch da mein Arbeitszimmer, vom Straßenlärm entfernt, nach dem Hofe hin lag, so gelang es mir bald, Alles um mich her zu vergessen und mit ganzer Seele mich der Arbeit hinzugeben. So vollendete ich noch, bevor der Winter zur Hälfte verflossen war, die Composition der acht Nummern der Oper nebst der Ouvertüre. Die vier Gesangpartien derselben ließen sich durch die beiden Hofsängerinnen und zwei Dilettanten, die ich zur Mitwirkung bei den Hofconcerten bereits herangezogen hatte, ganz gut besetzen. Ich ließ daher die Oper eiligst ausschreiben, übte sie sorgfältig ein und führte sie dann als Concertmusik in einem der Hofconcerte auf.

So groß nun auch anfangs meine Freude über das neue Werk war, so fühlte ich doch bald dessen Mängel und Schwächen. Von Probe zu Probe wurden mir diese immer klarer und bevor noch die Aufführung stattfand, war mir die Oper (die Ouvertüre und eine Tenor-Arie ausgenommen), zuwider geworden. Selbst der große Beifall, den dieselbe sowohl bei den Ausübenden als bei den Zuhörern fand, konnte mich nicht günstiger für sie stimmen, und so legte ich sie bei Seite und gab, die beiden genannten Nummern abgerechnet, nie wieder etwas davon zu hören.

Ich fühlte mich aber in dieser Unzufriedenheit mit meiner Arbeit recht unglücklich, denn ich glaubte nun zu erkennen, daß ich für Gesangs-Compositionen kein Talent besitze. Ich hatte dabei jedoch zweierlei zu erwägen vergessen; erstens, daß ich einen viel zu hohen Maßstab angelegt, indem ich meine Oper mit den Mozart'schen verglichen hatte, und zweitens, daß es mir für diese

Compositionsgattung an der nöthigen Uebung und Erfahrung noch gänzlich fehlte. Dies fiel mir erst einige Jahre später ein und ermuthigte mich dann zu einem neuen Versuche in der dramatischen Composition.

Für jetzt widmete ich mich wieder ausschließlich der Instrumental-Composition, schrieb die schon genannten Concertanten für Harfe und Violine mit großem Orchester, eine Phantasie (Op. 35) und Variationen (Op. 36) für Harfe allein, und für mich mein fünftes Violin-Concert (Op. 17, bei Nägeli in Zürich) und den Potpourri (Op. 22 bei André in Offenbach).

Da Dorette im Frühjahre ihrer Niederkunft entgegensah, so konnten wir nicht länger in der beschränkten Wohnung der Mutter bleiben und mußten uns nun einen eigenen Hausstand einrichten. Dies geschah Ostern 1807.

Bald nachher, am 27. Mai, wurden wir durch die Geburt eines Töchterchens erfreut. Da Mutter und Kind sich wohl befanden, so war unser Glück ganz ungetrübt. Als Pathen für die Neugeborene mußte ich den Herzog einladen, da er sich schon früher für dieses Ehrenamt angetragen hatte. Er erschien denn auch am Tauftage in vollem Glanze seiner herzoglichen Würde, umgeben von seinen Hofherren und gefolgt von dem Janhagel der Stadt, der die Pracht der selten gebrauchten Galawagen und deren Inhalt anstaunte, vor meiner Wohnung und wurde von mir an der Hausthüre empfangen und in die mit Blumenkränzen geschmückten Zimmer geführt. Die Ceremonie begann und die Neugeborene wurde nach des Herzogs zweitem Namen Emilie getauft.

Zu meinem großen Leidwesen konnten meine Eltern auch diesem schönen Familienfeste nicht beiwohnen. Doch hatte ich ihnen schon im Sommer vorher, bei einem Besuche in Seesen, mein liebes Weib vorgestellt und nicht nur die Freude gehabt, daß sie dieselbe bald sehr lieb gewannen, sondern auch die Genugthuung, daß mir der Vater nun zugestehen mußte, ich hätte

mit Rosa nicht so glücklich werden können, auch wenn meine Liebe zu ihr dauernder gewesen wäre.

Sobald Dorette ihre volle Kraft wiedergewonnen hatte, begann sie von neuem das Einüben der kürzlich vollendeten Harfen-Compositionen, um sich für die beabsichtigte Kunstreise würdig vorzubereiten. Sie erkannte dabei aber immer mehr das Mangelhafte ihres bisherigen Instrumentes, einer Straßburger Pedalharfe, die sie von der Herzogin als Geschenk erhalten hatte. Es wurde daher im Familienrathe beschlossen, ein kleines Kapital, das ihr als Erbtheil angehörte, zur Anschaffung einer anderen besseren Harfe zu verwenden. Herr Backofen besaß eine solche, eine recht vorzügliche, von Nadermann in Paris, und war geneigt, sie seiner Schülerin für einen mäßigen Preis zu überlassen. Diese wurde daher angekauft. Es blieben von dem kleinen Kapitale aber noch einige hundert Thaler übrig, um noch ein zweites unerläßliches Reisebedürfniß anzuschaffen, einen Reisewagen nämlich, der für den Transport der Harfe eingerichtet war. Ich sann lange darüber nach, wie ein solcher am zweckmäßigsten zu construiren sei. Es war dabei besonders zweierlei zu bedenken, erstlich, daß er nicht zu viel koste, und zweitens, daß er leicht genug sei, um von zwei Postpferden gezogen zu werden. Endlich fiel mir das Rechte ein. Ich ließ einen langen, nicht zu schweren Korbwagen bauen, hinten mit einem Chaisenkasten für die Reisenden. Vor demselben lag zwischen den Korbwänden der Harfenkasten, schwebend auf Riemen und mit einem Leder bedeckt, das, mit einer Eisenstange eingefaßt, vor den Reisenden am Chaisenkasten eingehakt wurde. Unter demselben befand sich ein Sitzkasten, in welchem das Violin-Futteral Platz fand, und hinter ihm ein großer, für den Platz eingerichteter Koffer, in welchen alle übrigen Reisebedürfnisse gepackt werden sollten. Vorn über dem Harfenkasten befand sich der erhöhte Sitz für den Postillon. Eine Probefahrt, bei welcher der Wagen vollständig bepackt war, zeigte,

daß er seinem Zwecke entspreche. So war denn alles für die Kunstreise gerüstet!

Nach einem schmerzlichen Abschiede von unserem Kinde, welches die Schwiegermutter in Pflege nahm, traten wir die Reise in der Mitte des October an. Da ich auf dieser, so wie den folgenden von Gotha aus unternommenen Reisen leider kein Tagebuch führte, so bin ich bei dem Berichte über dieselben ganz auf meine, für jene Zeit ziemlich verwischten, Erinnerungen angewiesen, die durch einige Berichte in der Leipziger musikalischen Zeitung nur dürftig wieder aufgefrischt worden sind. Von einem Tagebuche meiner Frau aus jener Zeit, wovon sie aber nie etwas sehen ließ, habe ich nach ihrem Tode auch nichts auffinden können. Wahrscheinlich hat sie es in späteren Jahren vernichtet.

Unsere Reise begann gleich am ersten Tage sehr ominös mit dem Umwerfen des Wagens auf einer Strecke zwischen Erfurt und Weimar, wohin damals noch keine Kunststraße führte. Doch wurden zum Glück weder die Reisenden, noch ihre Instrumente beschädigt; wir konnten uns daher glücklich preisen, mit dem Schrecken davongekommen zu sein. Ein ähnlicher Unfall ist uns auf keiner unserer vielen Reisen wieder begegnet.

In Weimar, wohin wir durch die Herzogin von Gotha empfohlen waren, spielten wir mit großem Beifalle bei Hofe und wurden von der Erbgroßherzogin, der Großfürstin Maria, reich beschenkt. Unter den Zuhörern im Hofconcerte befanden sich auch die beiden Dichter-Heroen Goethe und Wieland. Letzterer schien von den Vorträgen des Künstlerpaares ganz hingerissen zu sein und äußerte dies in seiner lebhaft-freundlichen Weise. Auch Goethe richtete mit vornehm-kalter Miene einige lobende Worte an uns.

In Leipzig gaben wir, wie ich aus einem Berichte der musikalischen Zeitung ersehe, am 27. October Concert. Das Urtheil über meine darin aufgeführten Compositionen, nämlich die Ouvertüre zur „Prüfung“, das Violinconcert in Es, die erste Con-

certante für Harfe und Violine, den Potpourri in B und die Harfenphantasie, lautet sehr günstig. In Bezug auf unser Spiel heißt es:

„Ueber Herrn Spohr's und seiner Gattin Spiel haben wir schon früher ausführlich gesprochen und setzen hier nur hinzu, daß er sich von manchem Allzuwillkürlichen (im Takt u. dgl.), was er sonst angenommen hatte und worüber hin und wieder geklagt worden ist, jetzt ganz entwöhnt hat, und nun, ohne allen Zweifel, im Ton und Ausdruck, in Sicherheit und Fertigkeit unter die ersten aller jetzt lebenden Violinisten, im Allegro wie im Adagio (ja unserem Urtheile nach in letzterem noch mehr) gehört; sie aber, Madame Spohr, durch große Fertigkeit, Nettigkeit und Anmuth des Spiels ganz gewiß ausgezeichneten Beifall finden wird."

Von Dresden, wo wir ebenfalls Concert gaben und auch — wenn ich dies nicht etwa mit einem späteren Male verwechsele — bei Hofe spielten (doch sicher nicht während der Tafel, wozu wir uns Beide nicht verstanden haben würden) ist mir nichts Specielles mehr erinnerlich. Wohl weiß ich aber noch manches von unserem Prager Aufenthalte. Dorthin war mein Ruf noch nicht gedrungen, und ich hatte deshalb anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Diese waren jedoch sogleich beseitigt, als ich mit meiner Frau in einer Soirée bei der Fürstin von Hohenzollern gespielt hatte und diese Dame sich darauf als unsere Beschützerin erklärte. Nun waren wir sogleich in der Mode, und die vornehme Welt strömte in Masse zu den beiden Concerten herbei, die wir in der durch Kunstbildung so berühmten Stadt gaben. Wir hatten daher volle Ursache, mit unserem Aufenthalte zufrieden zu sein. Dies bestätigt auch ein Bericht in der Musikzeitung, der folgendermaßen beginnt:

„Der dritte (unter den fremden Concertgebenden) war der rühmlichst bekannte Herzoglich-Sachsen-Gothaische Concertmeister, Herr Spohr, der sich auf der Violine, sowie seine Frau auf der Pedalharfe, hören ließ. Nicht sobald wird wieder ein

Künstler Ursache haben, so vollkommen mit der Aufnahme zufrieden zu sein, die ihm hier zu Theil ward, als Herr Spohr, und gewiß wird jeder Freund der Kunst laut eingestehen, daß er diese Auszeichnung reichlich verdiente."

Im Verfolge des Berichtes hat aber der Verfasser doch mancherlei an meinem Spiel auszusetzen, mag mit diesem Urtheil jedoch wohl ziemlich isolirt gestanden haben, da er bei dem Berichte über das Concert der Gebrüder Pixis, welches dem meinigen unmittelbar folgte, von dem Geiger sagt: „man habe ihm seinen Platz weit unter Spohr angewiesen", und dann fortfährt: „da man wenige Tage vorher durch des Letzteren Spiel so entzückt war und das Urtheil aus diesem Gesichtspunkte fällte, so ging es dabei nicht ohne Ungerechtigkeit ab."

Ich lernte damals unter den Kunstfreunden Prags einen Mann kennen, mit dem ich bis zu dessen Tode fortwährend in freundschaftlichster Verbindung geblieben bin. Es war dies Herr Kleinwächter, Chef des Handlungshauses Ballabene. Jeden Sonntag Vormittags versammelte sich bei ihm ein kleiner, aber auserwählter Cirkel von Künstlern und Kunstfreunden, um Quartett-Musik zu machen und anzuhören. Jeder fremde Künstler suchte dort eingeführt zu werden, und war er Geiger oder Violoncellist, so nahm er thätigen Antheil. Ich spielte daselbst gern; denn meine Vortragsweise und mein Bestreben, jede Composition in dem ihr angemessenen Style wiederzugeben, wurden dort in vollem Umfange anerkannt. So trug ich an einem Sonntag Morgen ein Solo-Quartett von mir (D-moll, Op. 11, bei Simrock) vor, als der Hausherr plötzlich abgerufen wurde, und, nach einiger Zeit zurückkehrend, der Gesellschaft verkündete, es sei ihm so eben während des Quartetts ein Sohn geboren worden! Unter die Glückwünsche der Anwesenden mischte sich auch der, daß diese harmonische Begrüßung des neuen Weltbürgers für sein Leben von der besten Vorbedeutung sein und ihm vor Allem den Sinn für Musik erschlossen haben möge! Letzteres traf denn auch in hohem

Grade ein. Louis Kleinwächter (man hatte ihm mir zu Ehren meinen Taufnamen gegeben) bildete sich wirklich, obgleich nur Dilettant (er wurde Jurist) zu einem ausgezeichneten Künstler aus, wie dessen Compositionen, von denen mehrere gestochen sind, genügend beweisen. War es nun, daß man ihm erzählt hatte, er sei während des Vortrages einer Spohr'schen Composition geboren, was seine Vorliebe für diese erweckte, oder war es das eifrige Studium derselben: genug, nie hat es einen enthusiastischeren Verehrer meiner Musik gegeben, als ihn. Galt es in den Prager musikalischen Vereinen eine Wahl der aufzuführenden Compositionen zu treffen, so kämpfte er stets für die Spohr'schen und ruhte nicht, bis seine Ansicht durchgedrungen war. Er hieß deshalb auch bald allgemein „Der enragirte Spohrianer.“

Leider ist dieser junge Mann, von dem in diesen Blättern noch öfter die Rede sein wird, den Seinigen früh durch den Tod entrissen worden; er starb früher noch als sein Vater.

Von Prag aus ging das Künstlerpaar über Regensburg nach München. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich in ersterer Stadt ein Concert zu Stande brachte. Einen Bericht darüber habe ich nicht auffinden können. Auch von München aus wird in einem summarischen Berichte der Musikalischen Zeitung über die damalige Wintersaison nur ganz kurz bemerkt: „Herr Spohr aus Gotha gab ein Concert und fand auch hier vielen Beifall.“ Des dortigen Aufenthaltes erinnere ich mich jedoch noch ziemlich genau. Bevor wir unser Concert in der Stadt gaben, wurden wir bei Hofe gehört. Als wir vortraten, um unsere Concertante für Harfe und Violine zu spielen, fehlte es an einem Stuhle für Doretten. Der König Max, der neben seiner Gemahlin in der ersten Reihe der Zuhörer saß, bemerkte es und brachte sogleich seinen eigenen vergoldeten und mit der Königskrone geschmückten Lehnsessel, bevor noch ein Diener das Fehlende herbeischaffen konnte. In seiner freundlich-gutmüthigen Weise bestand er darauf, daß Dorette sich dessen bedienen solle, und nur erst

dann, als ich ihm bemerklich machte, daß die Armlehnen beim Spiel hinderlich sein würden, gestattete er, daß sie den vom Bedienten herbeigebrachten annahm. Nach beendetem Spiele stellte er selbst uns der Königin und ihrer Umgebung vor, die sich auf das Zuvorkommendste mit uns unterhielt. Tags darauf wurden uns die königlichen Geschenke eingehändigt, für mich ein Brillantring, für Dorette ein Diadem; Beides sehr werthvoll.

Bei unserem Concerte in der Stadt wurden wir auf das Willfährigste von der königlichen Kapelle unterstützt. Kapellmeister Winter dirigirte. Ich war entzückt über die präcise und feurige Ausführung meiner Compositionen und fand es sehr natürlich, daß sie, so vorgetragen, gefielen. Eine besondere Genugthuung gewährte es mir aber, daß auch der Componist des „Opferfestes", in seiner aufrichtig-derben Weise, mich seines Beifalles versicherte. Ich war oft bei Winter und ergötzte mich an dessen originellem Wesen, das die sonderbarsten Widersprüche in sich vereinigte. Winter, von colossalem Körperbau, begabt mit riesiger Kraft, war dabei furchtsam wie ein Hase. Bei geringfügiger Veranlassung leicht in Zorn aufbrausend, ließ er sich doch wie ein Kind lenken. Seine Haushälterin hatte das bald bemerkt und tyrannisirte ihn in arger Weise. Er hatte z. B. eine besondere Freude an dem Krippenspiel zu Weihnachten und ergötzte sich oft Stunden lang mit dem Anputzen der kleinen Figuren. Aber wehe ihm, wenn die Haushälterin ihn dabei überraschte; sie jagte ihn sogleich davon und rief: „Müssen Sie denn ewig spielen?! Setzen Sie sich sogleich an's Clavier und machen Sie Ihre Arie fertig!"

Die jüngeren Mitglieder der Hofkapelle, die er gern um sich hatte und zuweilen zu Tische einlud, neckten ihn dafür unaufhörlich. Sie hatten bald entdeckt, daß er sich vor Geistern fürchte, und veranstalteten daher allerlei Spukgeschichten und Geistererscheinungen, um ihn zu ängstigen. So besuchte er im Sommer häufig einen öffentlichen Garten außerhalb der Stadt, kehrte aber, da er sich im Dunkeln fürchtete, stets vor anbrechender Nacht

zurück. Eines Tages hatten ihn die jungen, muthwilligen Leute durch allerlei Künste länger, als gewöhnlich aufgehalten, und es war daher schon ganz dämmerig, als er den Rückweg antrat. Da die übrigen Gäste noch in guter Ruhe sitzen blieben, so fand er seinen Weg, der zwischen düstern Hecken hinlief, schauerlich einsam. Es überfiel ihn daher eine fürchterliche Angst und unbewußt fing er an zu traben. Kaum war dies geschehen, so fühlte er eine schwere Last auf seinem Rücken und glaubte nun nicht anders, als es sei ein Kobold auf ihn herabgesprungen. Da er noch Mehrere hinter sich hertraben hörte, so schien ihm die ganze Hölle auf den Fersen, und er rannte nun noch weit mehr. Schweißtriefend und keuchend kam er endlich am Thore an; da sprang der Kobold von seinem Rücken herab und sprach mit bekannter Stimme: „Ich danke Ihnen, Herr Kapellmeister, daß Sie mich getragen haben; denn ich war sehr müde!“ Ein Kichern der Anderen folgte dieser Rede, während der Gefoppte in einen unbändigen Zorn ausbrach.

Von München ging die Reise nach Stuttgart, wohin wir Empfehlungen an den Hof mitbrachten. Ich übergab diese dem Hofmarschall und erhielt von ihm schon am folgenden Tage die Zusicherung, daß wir bei Hofe gehört werden würden. Ich hatte aber unterdessen in Erfahrung gebracht, daß auch hier während der Hofconcerte Karten gespielt und auf die Musik wenig gehört werde. Noch von Braunschweig her voller Abscheu gegen eine solche Entwürdigung der Kunst, nahm ich mir daher die Freiheit, dem Hofmarschall zu erklären, daß ich und meine Frau nur dann auftreten würden, wenn der König die Gnade habe, während unseres Spieles das Kartenspiel aufzuheben. Ganz erschrocken über eine solche Kühnheit, trat der Hofmarschall einen Schritt zurück und rief: „Wie! Sie wollen meinem gnädigsten Herrn Vorschriften machen? Nie werde ich es wagen, ihm das vorzutragen!“ — „Dann muß ich auf die Ehre, bei Hofe gehört

zu werden, verzichten", war meine einfache Antwort. Hierauf empfahl ich mich.

Wie der Hofmarschall es angefangen hat, seinem Könige so **Unerhörtes** vorzutragen, und wie dieser es über sich hat gewinnen können, darauf einzugehen, habe ich nicht erfahren. Das Resultat aber war, daß der Hofmarschall mir sagen ließ: „Se. Majestät wolle die hohe Gnade haben, meinen Wunsch zu gewähren; nur werde die Bedingung daran geknüpft, daß die Musikstücke, die ich und meine Frau vortragen würden, sich sogleich folgen sollten, damit Se. Majestät nicht öfter incommodirt würden."

So geschah es denn auch. Nachdem der Hof an den Spieltischen Platz genommen hatte, begann das Concert mit einer Ouvertüre, auf welche eine Arie folgte. Während dem liefen die Bedienten geräuschvoll hin und her, um Erfrischungen anzubieten, und die Kartenspieler riefen ihr „ich spiele, ich passe" so laut, daß man von der Musik und dem Gesang nichts Zusammenhängendes hören konnte. Doch nun kam der Hofmarschall zu mir, um anzukündigen, daß ich mich bereit halten solle. Zugleich benachrichtigte er den König, daß die Vorträge der Fremden beginnen würden. Alsbald erhob sich dieser, und mit ihm alle Uebrigen. Die Bedienten setzten vor dem Orchester zwei Stuhlreihen, auf welche sich der Hof niederließ. Unserem Spiele wurde in großer Stille und mit Theilnahme zugehört; doch wagte Niemand ein Zeichen des Beifalles laut werden zu lassen, da der König damit nicht voranging. **Seine** Theilnahme an den Vorträgen zeigte sich nur am Schlusse derselben durch ein gnädiges Kopfnicken, und kaum waren sie vorüber, so eilte Alles wieder zu den Spieltischen, und der frühere Lärm begann von neuem.

Während des übrigen Concertes hatte ich Muße, mich umzusehen. Meine Aufmerksamkeit wurde besonders auf den Spieltisch des Königs gelenkt, an welchem, um es der Majestät bei ihrer Corpulenz bequemer zu machen, ein halbrunder Ausschnitt angebracht war, in welchen der Bauch des Königs genau

hineinpaßte. Der große Umfang desselben und der kleine des Königreiches haben bekanntlich zu der hübschen Caricatur Veranlassung gegeben, auf welcher der König, im Krönungsornate, mit der Landkarte seines Königreiches auf dem Hosenknopfe, in die Worte ausbricht: „Ich kann meine Staaten nicht überblicken!"

So wie der König sein Spiel beendet hatte und den Stuhl rückte, wurde das Concert mitten in einer Arie der Madame Graff abgebrochen, so daß ihr die letzten Töne einer Cadenz förmlich im Halse stecken blieben. Die Musiker, an solchen Vandalismus schon gewöhnt, packten ruhig ihre Instrumente in die Kasten; ich aber war im Innersten empört über eine solche Entwürdigung der Kunst.

Würtemberg seufzte damals unter einer Despotie, wie sie das übrige Deutschland wohl nie gekannt hat. So mußte, um nur Einiges anzuführen, Jeder, der den Schloßhof in Stuttgart betrat, den Weg vom Gitterthore bis zum Schloßportal mit entblößtem Haupte zurücklegen, es mochte regnen oder schneien, weil Se. Majestät nach dieser Seite hin wohnte. Ferner war jeder Civilist auf Allerhöchsten Befehl gehalten, vor den Schildwachen den Hut abzunehmen, ohne daß diese ihm die Honneurs zu machen brauchten. Im Theater war es durch Anschlag streng verboten, Beifall zu klatschen, bevor nicht der König damit begonnen habe. Die Majestät steckte aber ihre Hände, wegen der strengen Winterkälte, in einen großen Muff und brachte sie nur heraus, wenn Höchstdieselben das Bedürfniß fühlten, eine Prise zu nehmen. War dies geschehen, dann wurde, unbekümmert um Das, was gerade auf dem Theater geschah, nun auch geklatscht. Der Kammerherr, welcher hinter dem Könige stand, fiel sogleich ein und gab dadurch dem loyalen Volke das Zeichen, nun auch seinerseits Beifall zu spenden. So wurden denn fast immer die interessantesten Scenen und besten Musikstücke der Oper durch einen heillosen Lärm gestört und unterbrochen.

Da die Stuttgarter schon längst gelernt hatten, sich den kö-

niglichen Launen willig zu fügen, so setzte es sie in nicht geringes Erstaunen, als sie erfuhren, was ich mir, bei meinem Auftreten im Hofconcerte, ausbedungen und auch wirklich bewilligt erhalten hatte. Es lenkte dies die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich und hatte die Folge, daß mein Concert in der Stadt außergewöhnlich zahlreich besucht wurde. Die königliche Kapelle unterstützte mich dabei auf das Willfährigste und der Kapellmeister Danzi suchte mir das Arrangement desselben möglichst zu erleichteren.

Danzi war überhaupt ein liebenswürdiger Künstler und ich fühlte mich schon deshalb zu ihm hingezogen, weil ich bei ihm dieselbe hohe Verehrung für Mozart fand, von der ich selbst durchglüht war. Mozart und seine Werke waren der unerschöpfliche Stoff unserer Unterhaltung, und noch jetzt besitze ich ein mir theures Andenken aus jener Zeit, ein vierhändiges Arrangement der Mozart'schen G-moll-Symphonie, von Danzi gemacht und eigenhändig geschrieben.

In Stuttgart lernte ich auch zuerst den so berühmt gewordenen Carl Maria von Weber kennen, mit dem ich dann bis zu seinem Tode stets in freundschaftlicher Verbindung blieb. Weber war damals Sekretair bei einem Prinzen von Würtemberg und trieb die Kunst nur als Dilettant. Dies hinderte ihn aber nicht, fleißig zu componiren, und ich erinnere mich noch sehr gut, damals als Muster von Weber's Arbeiten, einige Nummern aus der Oper „der Beherrscher der Geister" bei ihm gehört zu haben. Diese kamen mir aber, da ich gewohnt war, bei dramatischen Arbeiten stets Mozart als Maßstab anzulegen, so unbedeutend und dilettantenmäßig vor, daß ich nicht im entferntesten ahnete, es werde Weber einst gelingen können, mit irgend einer Oper Aufsehen zu erregen.

Von den Concerten, welche wir vor unserer Rückkehr in die Heimath nur noch in Heidelberg und Frankfurt a. M. gaben, weiß ich aus der Erinnerung nichts Genaues mehr zu sagen. Ich gebe daher einige Auszüge aus den Berichten der Musikalischen Zeitung.

Zuerst heißt es von Heidelberg aus: „Eisenmengers Geige würde unvergessen geblieben sein, hätten die Heidelberger nicht in dem letzten Concert das Vergnügen gehabt, Louis Spohr in seiner Rode'schen Manier, mit dem festen, gehaltenen und sehr gewandten Bogenstriche, spielen zu hören. Seine Gattin spielte Harfe, wie man sie in Deutschland selten zu hören bekommt, — mit einer Zartheit, Leichtigkeit und Anmuth, mit einer Sicherheit und Stärke, mit einem Ausdrucke, der hinreißend ist."

Auffallend ist es mir, daß man meine Spielweise hier noch immer als die Rode'sche bezeichnet, da ich doch damals dessen Manier schon ganz überwunden zu haben glaubte. Vielleicht geschah es nur, weil ich der leichteren Begleitung wegen auch ein Rode'sches Concert zum Vortrage gewählt hatte.

Auch über das Concert in Frankfurt, am 28. März, wurde sehr lobend berichtet. Die Frankfurter Zeitung erinnerte bei dem „wohlverdienten, ausgezeichneten Beifall", den wir gefunden, an ein „in gar manchem Betracht ähnliches Paar, das vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren in Mannheim und nachher in London glänzte — an Wilhelm Kramer, den großen Violinisten und seine Gattin, die herrliche Harfenistin."

Bei meiner Rückkehr nach Gotha wurde ich von meinen Schülern, deren einige während meiner Abwesenheit dort geblieben, andere kürzlich zurückgekehrt waren, einige Stunden vor der Stadt festlich eingeholt und von ihnen in meine sorgfältig geschmückte Wohnung geführt. Hier fanden wir Dorettens Verwandte versammelt, um uns zu begrüßen und auch unser geliebtes, von der Großmutter gut gepflegtes Kind im blühendsten Wohlsein. Da wir auf unserer Reise nicht nur reichlichen Beifall eingeerntet, sondern auch eine für unsere Verhältnisse nicht unbedeutende Summe erübrigt hatten, so fühlten wir uns, in unsere Häuslichkeit zurückgekehrt, nun recht sorgenfrei und glücklich.

Sobald ich die Leitung der Hofconcerte wieder übernommen

hatte, drängte es mich zu neuen Compositions-Arbeiten. Zuerst schrieb ich einen Potpourri für Violine mit Orchesterbegleitung (Op. 23 bei André in Offenbach) auf, welchen ich bereits während der Reise, größtentheils im Wagen, ersonnen hatte. Ich war sehr begierig, eine in demselben enthaltene und wie es mir damals schien, sehr künstliche Combination zweier Themen auf dem Papiere zu sehen und noch begieriger, sie vom Orchester ausführen zu hören. Dieser Potpourri beginnt nämlich mit einem heiteren, für die Solostimme brillanten Allegro in G-dur, woran sich das Thema aus der Entführung: „Wer ein Liebchen hat gefunden" in G-moll anschließt. Nachdem dieses fünfmal abwechselnd in Moll und Dur variirt worden ist, wird es als sechste Variation von den Blasinstrumenten aufgenommen und in frei-fugirten Eintritten eine zeitlang durchgeführt. Bei der Rückkehr in die Haupt-Tonart übernimmt dann das erste Horn die Melodie des Liedes in Dur und führt sie vollständig zu Ende. Hierzu ertönt nun, sehr überraschend, das Einleitungs-Allegro der Principal-Stimme von neuem und umschlingt sie gleichsam als freie Phantasie, während es früher als selbstständiges Musikstück erschien.

Ich war mit der Wirkung dieser Combination bei der Probe sehr zufrieden, mußte jedoch, als ich nun den Potpourri im Hofconcerte vortrug, zu meinem Leidwesen erleben, daß meine sinnreiche Zusammenstellung der beiden Themen nur von einigen Musikern bemerkt wurde, an den übrigen Zuhörern aber spurlos vorüberging.

Das nächste, was ich nun schrieb, war die Concertante für zwei Violinen (Op. 48 bei Peters in Leipzig). Hierzu veranlaßte mich zunächst die Virtuosität eines meiner Schüler, eines Herrn Hildebrandt aus Rathenow, mit dem ich gern zusammen spielte. Dieser junge Mann hatte unter meiner Leitung binnen einem Jahre so bedeutende Fortschritte gemacht, daß er einer der ersten Geiger Deutschlands zu werden versprach. Leider trat später der völligen Ausbildung seines Talentes eine, ich weiß

nicht mehr durch welchen Unfall herbeigeführte Verwundung der linken Hand hindernd entgegen, weshalb er in der musikalischen Welt nicht so bekannt geworden ist, als dieses damals zu erwarten stand. Dieser Schüler hatte sich die Vortragsweise seines Lehrers in allen ihren Nuancen so zu eigen gemacht, daß er als ein treues Abbild desselben gelten konnte. Unser Zusammenspiel war daher auch ein so inniges, daß, ohne auf uns zu sehen, nicht herauszuhören war, wer von uns die obere, wer die untere Stimme spiele. In solcher Weise hatten wir nun auch die neue Concertante eingeübt, bevor wir sie im Hofconcerte vortrugen. Wir machten damit aber auch solches Glück, daß die Herzogin die Wiederholung derselben schon im nächsten Concerte verlangte und sie auch später, so lange Hildebrandt noch in Gotha verweilte, immer wieder auf das Programm gesetzt haben wollte, wenn Fremde bei Hofe zu Besuch waren.

Da meine Schüler damals mit mir so ziemlich von gleichem Alter und wohlerzogene, gebildete und für ihre Kunst begeisterte junge Leute waren, so hatte ich sie gern um mich und liebte es, mich von ihnen auf meinen Spaziergängen und kleinen Ausflügen in die Umgegend begleiten zu lassen. Ich schloß mich dann ihrem Thun und Treiben in Allem an, turnte und schlug Ball mit ihnen und lehrte sie schwimmen. Ja, ich war wohl etwas mehr en camerade mit ihnen, als es die Würde des Lehrers, seinen Schülern gegenüber, eigentlich gestattet. Doch litt meine Autorität dadurch nicht; denn ich wußte sie nicht nur streng während der Unterrichtsstunden, sondern auch außerdem stets aufrecht zu erhalten.

So hatte ich bereits im Frühjahr einen größeren Ausflug mit meinen Schülern nach Liebenstein und auf den Inselsberg gemacht und war so befriedigt von dieser Reise zurückgekehrt, daß ich mich nun sehnte, in gleicher Weise auch einmal meinen geliebten Harz mit ihnen besuchen zu können. Ganz unverhofft verschaffte mir eine Abwesenheit der Herzogin, wodurch einige Hofconcerte ausfielen,

den nöthigen Urlaub dazu. Ich schlug daher sogleich meinen Schülern eine Fußreise auf den Harz vor und erhielt ihre freudigste Zustimmung. Da diesmal unsere Abwesenheit vierzehn Tage dauern sollte, so konnte der Unterricht ohne großen Nachtheil für die Schüler auf so lange hin nicht ausgesetzt bleiben, und ich beschloß daher, denselben auf der Reise fortzusetzen. Zu diesem Behufe nahm ich zwei Geigen mit, womit der Orchesterdiener Schramm, ein noch junger, mir sehr zugethaner Mann bepackt wurde, während wir selbst das übrige, in zwei Tornister vertheilte Gepäck abwechselnd trugen.

Bevor sich die Karavane in Bewegung setzen konnte, hatte ich noch meine Frau zu trösten, die sich in eine so lange Trennung, die erste seit unserer Verheirathung, nicht zu finden wußte, und in Thränen wohl zerfloß. Erst als ich versprochen hatte, ihr jeden zweiten Tag zu schreiben, vermochte sie sich etwas zu beruhigen, und doch dauerte es noch lange, bis sie mich aus ihren Armen ließ. Auch mir war diese erste Trennung eine höchst schmerzliche!

Wie weit wir am ersten Tage kamen und wo wir die folgenden Nächte blieben, erinnere ich mich nicht mehr; doch weiß ich noch sehr gut, daß ich bei jeder Mittagsrast zweien meiner Schüler regelmäßig Unterricht ertheilte und streng darauf hielt, daß sie am Abend, sobald das Nachtquartier erreicht war, abwechselnd übten. So waren wir am dritten oder vierten Tage, bei großer Hitze, eine Stunde hinter Nordhausen angelangt und hatten uns ermüdet in den Schatten einer Eiche am Ufer eines großen Teiches zur Ruhe niedergesetzt, als durch einen unglücklichen Zufall einer von unseren Tornistern das abschüssige Ufer hinabrollte und in das Wasser fiel, und zwar so entfernt vom Ufer, daß wir ihn mit unsern Wanderstäben nicht erreichen konnten. Da das Wasser tief war, so mußte ich mich, als der einzige geübte Schwimmer unter uns, schon entschließen, ihn wieder herauszuholen. Doch ehe ich noch die Kleider abwerfen konnte, hatte

der Tornister soviel Wasser eingesogen, daß er zu sinken begann. Ich mußte daher auf der Stelle, wo er verschwunden war, untertauchen, bis es mir gelang, ihn wieder aufzufinden. Nachdem er an's Ufer gebracht und geöffnet war, fand sich sein Inhalt so durchnäßt, daß man ihn auf einem sonnigen Rasenplatze zum Trocknen ausbreiten mußte. Da vorauszusehen war, daß dies mehrere Stunden aufhalten würde, der Mittag herannahete und mit ihm sich der Hunger einstellte, so beschloß ich, hier die gewöhnliche Mittagsrast zu halten und dazu Lebensmittel aus Nordhausen herbeischaffen zu lassen. Das Loos bestimmte einen der Schüler sie einzukaufen, und Schramm begleitete ihn, um sie herzutragen. Unterdessen gab ich unter der großen Eiche meine beiden Lektionen und die dabei nicht beschäftigten Schüler badeten sich auf einer seichteren Stelle des Teiches. Nach zwei Stunden kehrten die Ausgesandten schwer bepackt zurück, und nun wurde im Schatten der lieben Eiche, die sich gleich willig zum Speise= wie zum Concert=Saale hergab, ein köstliches Diner servirt und in fröhlichster Laune und mit dem besten Appetit verzehrt. Dabei erschallten fröhliche, vierstimmige Männergesänge, von denen wir eine ansehnliche Sammlung mit uns führten und auch bereits recht gut eingeübt hatten. Hierauf wurden die, nun wieder getrockneten Habseligkeiten eingepackt, und der Zug setzte sich von neuem in Bewegung.

In solch' lustiger Weise besuchten wir alle bemerkenswerthen Punkte des Unterharzes und bestiegen dann den Brocken. Dort angelangt, erging es uns wie neun Zehntheilen aller Reisenden; wir fanden ihn in Nebel eingehüllt und warteten bis zum folgenden Mittage vergebens, daß er sich enthüllen und uns eine Aussicht in die Ferne gestatten werde. Wir suchten unseren Verdruß darüber so gut es gehen wollte, durch Singen, Spielen und Durchblättern der zahlreichen Bände des Brockenbuches niederzukämpfen, ja Einer brachte sogar unsere Jeremiaden über dieses Mißgeschick in ganz leidliche Reime, die ich sogleich

zu einem dreistimmigen Canon verarbeitete. Dieser wurde eingeübt, im Brockenhause sowie auch außerhalb desselben im Nebel fleißig gesungen und dann endlich neben unsere Namen in's Brockenbuch eingeschrieben, immer noch in der Hoffnung, es werde sich endlich dennoch aufklären *). Aber vergebens! Wir mußten uns entschließen, unsern Stab weiterzusetzen.

Wir nahmen nun die Richtung nach Clausthal und hatten noch den Aerger, daß wir, in der Ebene angelangt, nunmehr die Brockenspitze, eine Stunde später als wir sie verlassen, im hellsten Sonnenlichte glänzen sahen! — In Clausthal angekommen, mußte es unsere erste Sorge sein, die auf der Reise ungebührlich angewachsenen Bärte abnehmen zu lassen, um wieder ein etwas civilisirtes Ansehen zu gewinnen. Wir ließen daher einen Bartscherer kommen und lieferten uns ihm, einer nach dem andern, unter das Messer. Dabei ereignete sich etwas sehr Komisches. Wir hatten sämmtlich mehr oder weniger vom Halten der Geige unter dem Kinn eine wunde Stelle und ich, der sich zuerst niedersetzte, machte den Barbier auf diese aufmerksam und forderte ihn auf, mit dem Messer schonend darüber hinzugehen. Als dieser nun bei jedem Folgenden denselben wunden Fleck wiederfand, verzog sich sein Gesicht immer mehr in ein pfiffiges Lächeln, auch murmelte er wiederholt etwas in sich hinein. Darüber befragt, sagte er dann mit wichtiger Miene: „Meine Herren, ich merke sehr gut, daß Sie sämmtlich zu einem geheimen Bunde gehören und dessen Abzeichen an sich tragen. Wahrscheinlich sind Sie Freimaurer und ich freue mich, endlich zu wissen, woran man diese erkennen kann!“ Als hierauf Alle in lautes Lachen ausbrachen, war er anfangs verdutzt, ließ sich aber in seinem Glauben doch nicht irre machen.

Nachdem wir eine Grube befahren und die Pochwerke und

*) Dieser Canon hat sich unter Spohr's Handschriften vorgefunden und wird als Facsimile diesem Bande beigegeben.

Schmelzhütten besucht hatten, setzten wir unseren Weg über Wildemann nach Seesen fort. Dort wurden wir von meinen Eltern und Geschwistern, sowie von den Musikfreunden des Städtchens mit Jubel empfangen. Nun wurde vom Morgen bis zum Abend musicirt, ja sogar ein öffentliches Concert veranstaltet, in welchem wir Alle unsere Künste im Spielen und Singen zum Besten gaben. Den Ertrag desselben schenkten wir der Armenschule zur Anschaffung neuer Schulbücher.

Höchst befriedigt von unserer Reise kehrten wir über Göttingen und Mühlhausen nach Gotha zurück. Noch gedenke ich mit Rührung der innigen Freude, mit der mich mein liebes Weibchen bewillkommnete und nie habe ich lebhafter empfunden, welch' ein Glück es gewährt, geliebt zu sein!

In dieser Zeit trug mir ein junger Dichter, ein Candidat der Theologie, der in Gotha seiner Anstellung harrte, eine von ihm gedichtete Oper zur Composition an, und ich ergriff mit Freude diese Gelegenheit, mich nochmals, und wie ich hoffte, nun mit besserem Erfolge, in der dramatischen Composition zu versuchen. Die Oper hieß „Alruna, die Eulenkönigin", war nach einer alten Volkssage bearbeitet und hatte dem Stoffe nach viel Aehnlichkeit mit dem „Donauweibchen", das damals so allgemeines Aufsehen erregte. Ich begann sogleich meine Arbeit mit großem Eifer und vollendete die drei Akte der Oper noch ehe das Jahr zu Ende ging. Da einige Nummern daraus, die ich im Hofconcerte zu hören gab, großen Beifall fanden, so ermuthigte mich dies, mein Werk dem Hoftheater in Weimar zur Aufführung anzubieten. Ich reis'te selbst dahin, um Herrn von Göthe, den Intendanten des Theaters, und Frau von Heigendorf, die erste Sängerin und Geliebte des Herzogs, günstig dafür zu stimmen. Ersterem überreichte ich das Buch, der letzteren die Partitur der Oper. Da sie darin für sich und ihren Günstling Stromeyer brillante Partien fand, so versprach sie die Annahme der Oper zu befürworten, und da ich wußte, daß diese nur von ihr abhing, kehrte

ich mit den besten Hoffnungen nach Gotha zurück. Doch bedurfte es noch mancher Erinnerung von meiner Seite und es vergingen Monate darüber, bis es endlich zum Einstudiren der Oper kam. Als dieses dann soweit gediehen war, daß eine große Orchesterprobe stattfinden konnte, lud Frau von Heigendorf mich ein, diese zu dirigiren. Ich reis'te daher zum zweitenmal nach Weimar; diesmal in Begleitung des Dichters.

Da ich nach Vollendung der Oper schon wieder allerlei Neues geschrieben hatte, so war sie meinem Gedächtniß ziemlich entschwunden, und ich glaubte sie deshalb nun um so unbefangener beurtheilen zu können. Ich war daher sehr gespannt auf den Eindruck, den sie auf mich machen würde. — Die Probe fand in einem Saale bei Frau von Heigendorf statt. Es hatten sich außer dem Intendanten, Herrn von Göthe, auch die Musikfreunde der Stadt, unter diesen Wieland, zum Zuhören eingefunden. Die Sänger hatten ihre Partien gut studirt; da auch das Orchester bereits eine Vorprobe gehalten hatte, so wurde die Oper unter meiner Leitung recht gut executirt. Sie gefiel allgemein, und man überhäufte den Componisten mit Lobsprüchen. Auch Herr von Göthe sprach sich lobend darüber aus.

Nicht so gut kam der Dichter weg. Göthe hatte allerlei an dem Buche auszusetzen und verlangte besonders, daß die Dialoge, die in Jamben geschrieben waren, erst in schlichte Prosa umgesetzt und bedeutend abgekürzt werden müßten, bevor die Oper zur Aufführung kommen könne. Dies Verlangen war dem Dichter besonders schmerzlich, da er sich auf seine metrischen Dialoge viel einbildete. Er erklärte sich gegen mich demungeachtet bereit, die verlangte Abänderung vorzunehmen, konnte aber wegen anderer dringender Arbeit nicht sogleich dazu kommen. Mir war dies lieb; denn, mit Ausnahme weniger Nummern, hatte mir meine Musik bei der Probe in Weimar nicht genügt, so sehr sie auch dort gefiel, und es quälte mich von neuem der Gedanke, daß ich für dramatische Musik kein Talent besitze. Die Oper wurde mir

daher immer gleichgültiger und ich sah es gern, daß sich die Aufführung verzögerte. Endlich wurde mir der Gedanke, sie aufgeführt und veröffentlicht zu sehen, so fatal, daß ich die Partitur zurücknahm. Es ist daher auch außer der Ouvertüre, die als Op. 21 bei André in Offenbach erschienen ist, nie Etwas daraus gestochen worden. Ich war übrigens ungerecht gegen diese Arbeit; denn sie zeigt, mit der ersten Oper verglichen, doch unverkennbar einen großen Fortschritt im dramatischen Style.

Im Jahr 1808 war zu Erfurt der berühmte Fürstencongreß, bei welchem Napoleon seinen Freund, den Kaiser Alexander, und die deutschen Könige und Fürsten, seine Bundesgenossen, bewirthete. Alle Neugierige der Umgegend strömten hin, um die Pracht anzustaunen, die sich dort entfaltete. Auch ich machte in Gesellschaft einiger meiner Schüler eine Fußpartie nach Erfurt, weniger um die Großen der Erde, als um die Größen des Théâtre français, Talma und die Mars, zu sehen und zu bewundern. Der Kaiser hatte seine tragischen Schauspieler aus Paris kommen lassen und es wurde an jedem Abend eines der klassischen Werke von Corneille oder Raçine aufgeführt. Einer solchen Vorstellung dachte ich, nebst meinen Gefährten, beiwohnen zu dürfen; leider erfuhr ich aber, daß sie nur für die Fürsten und ihr Gefolge stattfänden und jeder Andere davon ausgeschlossen sei. Ich hoffte nun durch Vermittelung der Musiker Plätze im Orchester zu finden, aber auch dieses schlug fehl, da denselben auf's Strengste untersagt war, irgend Jemand mit hinein zu nehmen. Endlich fiel mir der Ausweg ein, daß ich und meine drei Schüler an der Stelle eben so vieler Musiker die Zwischenakte mitspielen und so der Vorstellung beiwohnen könnten. Da wir es uns Etwas kosten ließen und die Musiker wußten, daß die Stellvertreter ihre Plätze genügend ausfüllen würden, so gaben sie ihre Zustimmung. Nun zeigte sich aber eine neue Schwierigkeit: es konnten nur drei von uns bei den Violinen und der Viola untergebracht werden, und da keiner von uns ein anderes Orchester-Instrument,

außer jenen, spielte, so hätte einer zurückbleiben müssen. Da kam ich auf den Gedanken, zu versuchen, ob ich bis zum Abend nicht so viel auf dem Horn erlernen könne, daß ich im Stande sei, die Partie des zweiten Horns zu übernehmen. Ich ließ mir sogleich von Dem, dessen Stelle ich einnehmen wollte, das Horn geben und begann meine Studien. Anfangs kamen fürchterliche Töne zum Vorschein; doch nach einer Stunde gelang es mir schon, die natürlichen Töne des Horns zur Ansprache zu bringen. Nach Tische, während meine Schüler spazieren gingen, erneuerte ich im Hause des Stadtmusikus meine Uebungen und obgleich mir die Lippen sehr wehe thaten, so ruhete ich doch nicht eher, als bis ich meine Hornstimme, der allerdings leichten Ouvertüre und der Zwischenakte, die am Abend gespielt werden sollten, fehlerlos herausbringen konnte.

So vorbereitet schloß ich mich nebst meinen Schülern den anderen Musikern an, und da jeder sein Instrument unter dem Arme trug, so kamen wir auch unangefochten zu unseren Plätzen. Wir fanden den Saal, in welchem das Theater aufgeschlagen war, schon glänzend erleuchtet und mit dem zahlreichen Gefolge der Fürsten angefüllt. Für Napoleon und seine Gäste befanden sich die Plätze dicht hinter dem Orchester. Bald nachdem der fähigste meiner Schüler, dem ich die Leitung der Musik übertragen und dessen Direktion ich mich selbst, als neugebackener Hornist, untergeordnet hatte, das Orchester hatte einstimmen lassen, erschienen die hohen Herrschaften und die Ouvertüre begann. Das Orchester bildete, mit dem Gesicht nach dem Theater gekehrt, eine lange Reihe, und es war jedem Mitwirkenden streng untersagt, sich umzukehren und die Fürsten neugierig zu betrachten. Da ich davon im Voraus unterrichtet war, hatte ich einen kleinen Spiegel zu mir gesteckt, mit dessen Hülfe ich, sobald die Musik geendet hatte, unbemerkt die Lenker der europäischen Geschicke, einen nach dem andern, genau betrachten konnte. Bald zog mich indessen das vortreffliche Spiel der tragischen Künstler so aus-

schließlich an, daß ich den Spiegel meinen Schülern überließ und meine ganze Aufmerksamkeit dem Theater zuwandte. — Bei jedem der folgenden Zwischenakte mehrten sich aber die Schmerzen an meinen Lippen und nach Beendigung der Vorstellung waren sie so angeschwollen und wund geworden, daß ich kaum zu Abend essen konnte. Selbst am andern Tage bei der Rückkehr nach Gotha sahen sie noch sehr negerartig aus, und meine junge Frau war daher nicht wenig erschrocken, als sie mich wiedersah; aber noch mehr stutzte sie, als ich ihr scherzend sagte, es komme das vom vielen Küssen der hübschen Erfurterinnen! Nachdem ich ihr jedoch die Geschichte meiner Horn-Studien mitgetheilt hatte, wurde ich tüchtig von ihr ausgelacht.

In jener Zeit, ich erinnere mich jedoch nicht mehr, ob auf der Reise nach Erfurt oder auf einer früheren, übernachtete der Kaiser Napoleon auch einmal im Schlosse zu Gotha und es wurde daher am Abend vorher ein Hofconcert angesagt. Ich und meine Frau hatten die Ehre, vor dem Allgewaltigen zu spielen und er richtete einige freundliche Worte an uns. Auch erhielten wir am folgenden Tage unseren Antheil an den Napoleond'ors, die er als Geschenk für die Hofkapelle zurückgelassen hatte.

Damals stand der Herzog von Gotha sehr in Gunst bei ihm, und man hoffte davon viel Gutes für das Land. Später mußte er sie aber durch irgend etwas verscherzt haben; denn es ereignete sich bei einer späteren Durchreise des Kaisers eine Scene, welche die Bewohner Gotha's mit Ingrimm gegen den Tyrannen erfüllte. Man erwartete den Kaiser um elf Uhr. Es war daher im Schlosse Friedrichsthal, wo der Hof im Sommer wohnte, ein Frühstück vorbereitet und der Hofstaat in Gala versammelt. Die Postpferde warteten bereits angeschirrt im Schloßhofe, um den Kaiser sogleich nach eingenommenem Frühstücke weiter zu befördern. — Endlich ertönte oben am Friedenstein der erste Salut-Schuß, deren bei jeder Durchreise des Kaisers 101 abgefeuert wurden. Bald darauf rollte sein Wagen heran. Der Herzog,

vom Hofstaat umgeben, stand entblößten Hauptes bereits am Gitterthor, nahete sich demuthsvoll dem Wagen und bat, daß Seine Kaiserl. Majestät geruhen wolle, ein Frühstück einzunehmen. Ein kurzes non! und der Befehl an seinen Mameluken, die Pferde vorhängen zu lassen, war die Antwort. Ohne den Herzog weiter eines Wortes oder Blickes zu würdigen, lehnte er sich im Wagen zurück und ließ den Fürsten in der peinlichsten Verlegenheit am geschlossenen Schlage stehen. Der Herzog erblaßte vor innerem Grimme, daß er sich in Gegenwart seines Hofes und Volkes so beschimpft sah und hatte dennoch nicht den Muth, sogleich in's Schloß zurückzukehren. So vergingen in lautloser Stille fünf bis sechs fürchterlich lange Minuten, bis endlich die Pferde angespannt waren. Beim ersten Anziehen derselben wurde der Kopf des Kaisers noch einmal sichtbar, und mit einem kalten Nicken fuhr er von dannen. Der Herzog kehrte wie vernichtet in's Schloß zurück und die Bürger äußerten laut ihre Wuth, daß der übermüthige Corse ihren Fürsten so beschimpft hatte.

Am 6. November 1808 wurde ich von meiner Gattin mit einem zweiten Töchterchen beschenkt, das von der Stiefschwester meiner Frau, Madame Hildt, über die Taufe gehalten, den Namen Ida bekam. Die Niederkunft ging eben so leicht und glücklich wie die frühere von statten, und das Befinden der Wöchnerin war in den ersten Tagen vortrefflich. Hierdurch verleitet, hatte sie aber zu früh das Bett verlassen, sich erkältet und die traurige Folge davon war, daß sie von einem heftigen Nervenfieber ergriffen wurde. Mehrere Tage schwebte ihr Leben in großer Gefahr. Ich verließ sie weder Tag noch Nacht, da sie nur von mir gern Pflege annahm. Was ich an ihrem Krankenlager litt, läßt sich nicht beschreiben! Geängstigt von ihren Fieberphantasien, von der bedenklichen Miene des Arztes, der meinen Fragen auswich, gepeinigt von inneren Vorwürfen, sie nicht besser gehütet zu haben, fand ich während Dorettens Krankheit auch nicht einen Augenblick Ruhe. Endlich verkündete die wieder heiter

gewordene Miene des Arztes, daß die Gefahr vorüber sei, und ich, dem in den letzten Tagen erst recht klar geworden war, was ich an meiner Frau besitze und wie unendlich ich sie liebe, fühlte mich nun unaussprechlich glücklich. Die Genesung machte rasche Fortschritte; doch blieb eine große Schwäche zurück, von der Dorette erst im Frühjahre völlig befreit wurde, als ich auf den Rath des Arztes eine Gartenwohnung miethete und ihr dadurch den fortwährenden Genuß der frischen Luft verschaffte. Hierdurch gestärkt, begann sie dann allmälig auch ihre musikalischen Studien wieder, die sie fast ein halbes Jahr lang hatte aussetzen müssen.

In dem Verzeichnisse meiner sämmtlichen Werke, das ich bald nach meiner Anstellung in Gotha begann und bis in die neueste Zeit fortführte, sind vom Jahr 1808, außer den bereits genannten Compositionen noch folgende verzeichnet: Zwei Violinduetten (Op. 9) und eines für Violine und Viola (Op. 13), Variationen für die Harfe und zwei Quartetten für Streichinstrumente. In Quartetten, wohl der schwierigsten aller Compositions-Gattungen, hatte ich mich schon ein Jahr früher versucht. Es ging mir aber damit, wie mit den Gesangs-Compositionen. Bald nach ihrer Vollendung gefielen sie mir nicht mehr. Ich würde sie deshalb auch nie veröffentlicht haben, hätte sie mir nicht mein Verleger in Leipzig, Herr Kühnel, bei dem ich sie im Herbst 1807 spielte, fast mit Gewalt zurückbehalten und bald darauf als Op. 4 herausgegeben. Die beiden neuen Quartetten (Op. 15), ebenfalls bei Kühnel, gefielen mir nun zwar etwas länger; doch habe ich es später, als ich im Quartettstyl Besseres zu leisten erlernt hatte, ebenfalls bereut, sie herausgegeben zu haben. Die beiden ersten Quartetten widmete ich dem Herzoge von Gotha, jedoch nur, weil dieser es selbst verlangte. Denn so gern ich meine Arbeiten Künstlern und Kunstfreunden als ein Zeichen meiner Achtung und Freundschaft widmete, so konnte ich es doch in meinem Künstlerstolze nie über mich gewinnen, sie des Gewinnes wegen den Fürsten zuzueignen, es sei denn, daß diese es ausdrücklich begehrten.

In jener Zeit, wo der Herzog mich aufforderte, ihm meine Compositionen zu dediciren, ließ er mich auch öfters zu sich rufen, um sich mit mir über seine Kunstliebhabereien zu unterhalten. Er war bekanntlich, trotz seiner Sonderbarkeiten, ein Mann von Geist und Bildung, wie seine im Druck erschienenen Dichtungen und sein Briefwechsel mit Jean Paul hinlänglich darthun. Um die Regierungsgeschäfte jedoch bekümmerte er sich nicht im mindesten und überließ sie ausschließlich dem Geheimerathe von Frankenberg, der daher der eigentliche Regent des Landes war. Genöthigt, pro forma den Sitzungen des Geheimen-Rathes beizuwohnen, langweilte er sich bei dem dort Verhandelten fortwährend und suchte es daher möglichst abzukürzen, indem er, seine Theilnahmlosigkeit selbst persiflirend, sagte: „Wollen die Herren Geheimeräthe nun nicht bald die Gnade haben, zu befehlen, was Ich befehlen soll?"

Damals hatte er, vielleicht durch meine Gesangs-Compositionen angeregt, Lust bekommen, eines seiner größern Gedichte, eine Art von Cantate, in Musik zu setzen. Er erzeigte mir die Ehre, mich darüber zu Rathe zu ziehen. Da der Herzog es aber wahrscheinlich nicht über sich gewinnen konnte, mich seine Unwissenheit in der Musik merken zu lassen, so wandte er sich wegen der Ausführung an seinen alten Musiklehrer, den Concertmeister Reinhard. Von diesem habe ich dann später einmal in einer unbewachten, vertraulichen Stunde erzählen hören, wie die Composition der Cantate zu Stande kam. Der Herzog las seinem am Clavier sitzenden Lehrer einen Satz des Textes vor und setzte ihm seine Ansichten über die Art, wie er componirt werden müsse, auseinander. Reinhard mußte ihm dann, weil der Herzog einmal von der Charakteristik der Tonarten gehört oder gelesen hatte, verschiedene derselben in Accordfolgen anschlagen, damit er die richtige für seinen Text herausfinde. War dieser heiter, so wurde eine Tonart in Dur, war er traurig, eine in Moll gewählt. Nun geschah es aber eines Tages, daß dem Herzog für seinen Text das Dur zu

heiter und das Moll zu traurig war, und er verlangte daher von dem armen Reinhard, er solle ihm die Tonart in halb Moll anschlagen. Waren sie nun über diesen Punkt einig, dann mußte die für den Text passende Melodie gefunden werden. Der Herzog pfiff also Alles, was ihm von Melodien einfallen wollte und überließ es dann dem Lehrer, diejenige herauszufinden, welcher sich der Text am bequemsten unterlegen ließ. Waren so einige Zeilen des Gedichts erledigt, so ging man zu den folgenden über. Der solcher Weise in den Weihestunden des Herzogs zu Stande gebrachte Entwurf der Cantate wurde nun, da Reinhard nicht componiren, wenigstens nicht instrumentiren konnte, dem Kammermusikus Backofen übergeben, um daraus die Partitur zu machen. Dieser konnte von den ihm überlieferten Materialien begreiflicherweise nur sehr wenig gebrauchen und mußte daher die Cantate so gut wie ganz neu componiren. Da er viel Compositions-Talent besaß, so entstand unter seinen Händen eine Musik, die sich recht gut anhören ließ. Das so vollendete Werk wurde nun ausgeschrieben, unter meiner Leitung sorgfältig eingeübt und dann im Hofconcerte aufgeführt. Der Herzog, der doch wohl ein wenig verwundert sein mochte, wie gut seine Musik klang, nahm mit zufriedener Miene die Glückwünsche und Huldigungen des Hofes entgegen, belobte mich, daß ich bei dem Einüben so gut in seine Intentionen einzugehen gewußt habe und ließ seinen beiden Mitarbeitern heimlich ihr Honorar auszahlen. So war alle Welt zufrieden gestellt.

Im Winter 1808 auf 1809 veranstaltete ich zum Besten des Hoforchesters Abonnements-Concerte in der Stadt. Da diese aber nichts Besseres bieten konnten, als was die Hofconcerte ebenfalls brachten, und Letztere von den Musikfreunden der Stadt, für die im Concertsaale hinter dem Orchester ein geräumiger Platz vorbehalten war, sehr zahlreich besucht wurden, so fanden sie nur wenig Theilnahme. Der Ertrag war daher nach Abzug der

Kosten ein so geringer, daß man es nicht der Mühe werth fand, das Unternehmen zu wiederholen.

In einem dieser Concerte trat Herr Hermstedt, Direktor der Harmoniemusik des Fürsten von Sondershausen, als Clarinettist auf und erregte durch seine, schon damals ausgezeichnete Virtuosität großes Aufsehen. Er war nach Gotha gekommen, um mich zu bitten, ihm ein Clarinett-Concert zu schreiben, wofür sein Fürst, unter der Bedingung, daß Hermstedt es als Manuscript besitzen solle, ein nicht unbedeutendes Honorar zu zahlen sich erbot. Ich ging gern auf den Vorschlag ein, da mir die immense Fertigkeit, welche Hermstedt neben schönem Ton und reiner Intonation besaß, volle Freiheit gewährte, mich ganz meiner Phantasie zu überlassen. Nachdem ich mit Hermstedt's Hülfe mich ein wenig mit der Technik des Instrumentes bekannt gemacht hatte, ging ich rasch an die Arbeit und vollendete sie in wenigen Wochen. So entstand das E-moll-Concert, einige Jahre später als Op. 26 bei Kühnel gestochen, mit welchem Hermstedt auf seinen Kunstreisen so großes Glück machte, daß man wohl behaupten kann, er verdanke ihm hauptsächlich seinen Ruf. Ich überbrachte es ihm selbst bei einem Besuche in Sondershausen zu Ende Januar und weihte ihn in die Vortragsweise desselben ein. Bei dieser Gelegenheit trat ich in einem von Hermstedt veranstalteten Concert auch als Geiger auf und spielte zum erstenmal mein Concert in G-moll (Op. 28), welches erst einige Tage vorher fertig geworden war, und einen ebenfalls neuen Potpourri (Op. 24). Der Hofsekretär Gerber, Verfasser des Tonkünstler-Lexikons, berichtet darüber sowohl in dem genannten Werke unter dem Artikel Spohr, als auch in einem mit Begeisterung geschriebenen Aufsatze der Musikalischen Zeitung, welcher in Nummer 26 des elften Jahrganges abgedruckt ist. Der dritte Satz dieses Concertes ist ein spanisches Rondo, dessen Melodien nicht von mir erfunden, sondern ächt spanische sind. Ich erhorchte sie von einem bei mir einquartierten spanischen Soldaten, der zur Guitarre sang. Ich

notirte, was mir gefiel, und verwebte es in mein Rondo. Um diesem dann noch mehr den spanischen Charakter zu geben, copirte ich auch in der Orchesterpartie die Guitarrebegleitung, wie ich sie von dem Spanier gehört hatte.

Zu Anfang desselben Winters erhielt ich auch einen Besuch vom Kapellmeister Reichardt aus Cassel und machte so zuerst dessen persönliche Bekanntschaft. Reichardt erzählte, er reise im Auftrag seines Hofes nach Wien, um Sänger für ein in Cassel zu errichtendes deutsches Theater zu engagiren. Diese Angabe erwies sich später als falsch, da Reichardt schon damals aus westphälischen Diensten entlassen war. Ich hatte mich durch Reichardt's herbe Kritik meines Spiels bei meinem ersten Auftreten in Berlin anfangs sehr verletzt gefühlt; da ich aber bald zu der Erkenntniß kam, daß sie manches Wahre und Begründete enthalte und dies mir Veranlassung wurde, mich von den gerügten Mängeln meines Vortrags frei zu machen, so war an die Stelle der früheren Empfindlichkeit nun längst ein Gefühl der Dankbarkeit getreten. Ich empfing daher meinen Gast mit großer Herzlichkeit und veranstaltete ihm zu Ehren sogleich eine Musikpartie bei mir, in welcher ich ihm meine beiden neuen eben vollendeten Violin-Quartetten zu hören gab. Da ich in jener Zeit von Reichardt'schen Compositionen noch nichts als ein paar gelungene Lieder kannte und daher den berühmten Verfasser der „vertrauten Briefe aus Paris" und den gefürchteten Kritiker noch für einen großen Componisten hielt, so legte ich Werth auf dessen Urtheil und sah ihm mit Spannung entgegen. Daher fühlte ich mich nun von neuem unangenehm berührt, als Reichardt auch an diesen Quartetten allerhand auszusetzen hatte und dies sans gêne aussprach. Vielleicht war es aber nur die selbstgefällige Miene der Unfehlbarkeit, mit der dieser seine Urtheile verkündete, von der ich mich verletzt fühlte; denn später mußte ich mir abermals gestehen, daß in Reichardt's Ausstellungen manches Begründete enthalten sei. Besonders war es eine Be-

merkung, derer ich mich bei späteren Arbeiten noch oft erinnerte. Ich hatte nämlich in einem Adagio von Anfang bis zu Ende, nach Mozart'scher Weise, eine Figur bald in der einen, bald in der anderen Stimme durchgeführt und in meiner Freude über die künstlichen Verschlingungen nicht bemerkt, daß dies zuletzt monoton wurde. Reichardt aber, obwohl er die Durchführung lobte, sprach dies schonungslos aus und setzte noch boshaft hinzu: „Sie ruhten nicht eher, als bis Sie die Figur zu Tode gehetzt hatten!"

* * *

Im Frühjahr 1809 sah ich mich durch die außergewöhnlichen Ausgaben, welche die Niederkunft und die darauf folgende Krankheit meiner Frau, wie der dadurch nöthig gewordene Umzug in eine zweite Wohnung außerhalb der Stadt verursacht hatten, so in meinen Finanzen bedrängt, daß ich ernstlich wünschen mußte, die Zusage baldiger Gehaltserhöhung, die mir bei meiner Anstellung gemacht worden war, zur Wahrheit werden zu sehen. Ich wandte mich daher mit einem Gesuche an den Herzog, welches aber, da dieser sich um Verwaltungs-Angelegenheiten nicht bekümmerte, ganz ohne Erfolg blieb und wahrscheinlich ungelesen bei Seite gelegt war. Der Intendant, Baron von Reibnitz, rieth mir daher, mich nun an den Geheimerath von Frankenberg zu wenden und diesem persönlich mein Gesuch um Gehaltszulage zu überreichen. Ich befolgte den Rath und pilgerte an einem schönen Frühlingsnachmittage nach dem Gute des Geheimerathes, welches, eine halbe Stunde von Gotha entfernt, an der Erfurter Straße lag. Ich traf ihn in seinem Garten unter einer großen Linde sitzend und mit seiner Tochter Schach spielend. Da ich dieses Spiel seit meiner frühesten Jugend kannte, übte und leidenschaftlich liebte, so wandte ich, nach kurzer Begrüßung der Spielenden, sogleich meine ganze Aufmerksamkeit der eben gespielten Partie zu. Als dies der Geheimerath bemerkte, ließ er für mich

neben den Spieltisch einen Stuhl setzen und spielte ruhig weiter. Das Spiel stand bei meiner Ankunft schon sehr schlecht für die Tochter, und es dauerte daher auch nicht lange, so wurde sie vom Vater matt gesetzt. Ich hatte mir den Stand der Figuren wohl gemerkt, und es war mir dabei ein Ausweg eingefallen, wie dem Matt noch vorgebeugt werden konnte. Ich äußerte dies und sogleich wurde ich vom Geheimerath, der seines Sieges gewiß zu sein glaubte, aufgefordert, einen Versuch damit zu machen. Die Figuren wurden wieder aufgesetzt, wie sie bei meiner Ankunft standen und ich übernahm nun das Spiel der Tochter. Nach einigen gut combinirten Zügen gelang es mir, meinen König aus aller Gefahr zu befreien und ich operirte nun mit solchem Erfolg gegen meinen Gegner, daß dieser sich bald für besiegt erklären mußte. Der Geheimerath, obgleich ein wenig empfindlich über seine Niederlage, war doch auch sehr betroffen über den unerwarteten Ausgang des Spiels. Er reichte mir mit Freundlichkeit die Hand und sagte: „Sie sind ein tüchtiger Schachspieler und müssen mir öfter das Vergnügen machen, mit mir zu spielen." Dies geschah, und da ich weltklug genug war, nicht zu viele Partien zu gewinnen, so setzte ich mich bei meinem neuen Gönner bald in große Gunst, und die Folge davon war, daß das Rescript über eine Zulage von zweihundert Thalern sehr bald ausgefertigt wurde.

* *
*

Dorette hatte gegen die Mitte des Sommers durch den fortwährenden Genuß der freien Luft und durch häufige Spaziergänge, die nach und nach bis zu kleinen Ausflügen in die Umgegend ausgedehnt wurden, ihre frühere Kraft und Gesundheit wiedergewonnen und widmete sich nun mit erneuetem Eifer dem Studium ihres Instrumentes, um sich für die beabsichtigte zweite große Kunstreise würdig vorzubereiten. Da ich die Eigenthümlichkeit der Harfe, ihre Effecte und Das, was meine Frau insbesondere darauf zu leisten vermochte, nun immer genauer kennen lernte,

schrieb ich in jener Zeit wieder eine große Sonate für Harfe und Violine (Op. 115 bei Schuberth in Hamburg) und bemühte mich, das Ergebniß meiner Erfahrungen dabei in Anwendung zu bringen. Es gelang mir; die Harfenpartie dieser Sonate war bequemer zu spielen und zugleich brillanter, wie die der früheren. Dorette übte sie daher mit besonderer Vorliebe ein und spielte dieses neue Werk bald mit derselben Sicherheit, wie die vorhergehenden.

So nun von neuem zu einer Kunstreise gerüstet, fingen wir an zu überlegen, welche Richtung für dieselbe wohl die vortheilhafteste sein werde. Ich hatte von einem Reisenden, der eben aus Rußland zurückkehrte, erfahren, daß mein und meiner Frau Künstlerruf auch schon bis dahin gedrungen sei und daß man unserem Besuche in Petersburg bereits vergangenen Winter entgegen gesehen habe. Da ich überdies hoffen durfte, vom Hofe zu Weimar gewichtige Empfehlungen an den kaiserlichen Hof zu Petersburg zu erhalten, so schien mir eine Reise nach Rußland den meisten Erfolg zu versprechen. In eine so weite Entfernung von der Heimath wollte Dorette aber nicht einwilligen, weil sie die Trennung von ihren Kindern auf so lange Zeit nicht glaubte ertragen zu können. Als ich ihr aber vorstellte, daß, wenn wir überhaupt nach Rußland reisen wollten, dies jetzt, wo unsere Kinder in der sorgsamen Pflege der Großmutter uns noch wenig vermissen würden, leichter auszuführen sein werde, als später, so gab sie, wiewohl mit blutendem Herzen, endlich ihre Zustimmung. Da ich voraus wußte, daß auch die Herzogin in eine so lange Entfernung, als zu einer Reise nach Rußland erforderlich war, nicht einwilligen werde, so verschwieg ich für jetzt das Ziel unserer Reise und nannte als solches Breslau, wozu ich einen dreimonatlichen Urlaub erbat und erhielt. Von dort aus wollte ich dann um Verlängerung desselben zur Weiterreise nachsuchen.

Wir traten unsere Reise im Oktober 1809 an, spielten

zuerst in Weimar und erhielten dort von der Großfürstin die gewünschte Empfehlung an ihren Bruder, den Kaiser Alexander, so wie noch andere an russische Große. Dann gaben wir in Leipzig Concert, worüber die Musikalische Zeitung folgenden kurzen Bericht enthält: „Herr Concertmeister Spohr mit seiner Gattin machte uns das Vergnügen, einen ganzen Abend mehrere seiner neuesten Compositionen und sich auf der Violine, sowie seine Gattin auf der Harfe hören zu lassen. Wir haben über diesen wahren Künstler und seine treffliche Gefährtin schon früher ausführlich und bestimmt gesprochen und können hier kurz sein. Beide haben während der Zeit, da wir sie nicht gehört, noch zum Bewunderen große Fortschritte gemacht, sowohl in der Fähigkeit, noch mehrere Mittel ihrer Kunst in die Gewalt zu bekommen, als auch dieselben zu den würdigsten, schönsten Zwecken zu verwenden. Und haben die Compositionen dieses Meisters sonst hier und allerwärts ungetheilten Beifall gefunden: so kann es den neuesten, welche wir jetzt hörten, noch weniger daran fehlen."

Von unseren Concerten in Dresden und Bautzen weiß ich, da ich vergebens nach einem Berichte darüber gesucht habe, nichts weiter zu melden, als daß sie stattfanden und zwar am 1. und 7. November, wie ich aus einem Verzeichniß der Einnahmen auf dieser Reise, das sich zufällig erhalten hat, ersehe. Von den drei Concerten aber, welche wir am 18. November, 2. und 9. December in Breslau gaben, findet sich ein Bericht in der Musikalischen Zeitung, der von unserem Spiele sehr lobend spricht, an den Compositionen aber einiges zu tadeln findet. Es heißt: „Das Urtheil unserer Kunstfreunde über Herrn Spohr als Componist stimmt ganz mit dem überein, das Sie selbst früher über ihn gefällt haben. Er ist wirklich ein hochachtungswürdiger Tonsetzer. Eigen ist es aber doch, und vielleicht ihn nach und nach zur Einseitigkeit verführend, daß seine neueren Compositionen, soweit sie uns bekannt geworden sind, sämmtlich einen schwermüthigen

Charakter haben. Selbst der Potpourri, welchen er zum Schluß des Concertes spielte, hatte etwas davon."

Diese Bemerkung über die Melancholie meiner Compositionen, die hier zuerst auftaucht und bei Beurtheilung meiner Werke später so oft wiederholt worden ist, daß sie förmlich stereotyp wurde, ist für mich stets ein Räthsel geblieben, da mir meine Compositionen in ihrer großen Mehrzahl vollkommen eben so heiter zu sein scheinen, als die irgend eines anderen Componisten. Besonders sind die, welche ich damals in Breslau zu hören gab, mit Ausnahme zweier Sätze, sämmtlich so heiteren Charakters, daß ich mir die Veranlassung zu der obigen Bemerkung noch immer nicht zu erklären weiß. Denn nur die beiden ersten Allegro's der Concertante in H- und G-moll sind ernst, ersteres vielleicht auch etwas schwermüthig, die anderen Sätze aber sämmtlich heiter. Dieses gilt auch von der Concertante für zwei Violinen in A-dur, die ich mit Herrn Luge spielte, vom Anfang bis zu Ende; ja der dritte Satz ist sogar muthwillig scherzhaft. Auch die Harfencompositionen, sowie die Ouvertüre zu „Alruna" tragen keine Spur von Schwermuth an sich; wie kommt also der Berichterstatter zu seiner Bemerkung? — Da indessen Aehnliches bis in die neueste Zeit von meinen Compositionen behauptet worden ist, so daß Leute, denen ich nicht persönlich bekannt war, mich für einen Misanthropen oder Candidaten des Spleens hielten, während ich mich doch eines stets heiteren Sinnes zu erfreuen hatte; so muß wohl etwas Wahres daran sein, und ich glaube dies nun darin zu finden, daß man das vorherrschend Schwärmerische und Gefühlaufregende in meinen Compositionen, sowie meine Vorliebe für die Moll-Tonarten, als Ausbrüche von Melancholie genommen hat. Ist dem so, so kann ich es mir schon gefallen lassen, obgleich es mich früher stets ärgerte.

Von der Ouvertüre zu „Alruna" sagt jener Breslauer Berichterstatter, „sie sei nicht frei von Reminiscenzen." Er hätte geradezu sagen können, sie sei der Ouvertüre der Zauberflöte ganz

und gar nachgebildet; denn dies war die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte. Bei meiner Verehrung für Mozart und der Bewunderung, die ich dieser Ouvertüre zollte, schien mir eine Nachbildung derselben etwas sehr Natürliches und Lobenswerthes, und ich hatte in jener Zeit der Entwickelung meines Compositionstalentes schon mehrere ähnliche Nachbildungen Mozart'scher Meisterwerke versucht, unter anderen die einer Arie voller Liebesklagen in Alruna nach der wundervollen Arie der Pamina: „Ach ich fühl's, es ist verschwunden." Obwohl ich nun bald nach jener Zeit zu der Einsicht kam, daß der Componist auch in der Form seiner Musikstücke, sowie in der Entwickelung seiner musikalischen Ideen originell zu sein sich bestreben müsse, so hat sich doch eine Vorliebe für jene Nachbildung der Zauberflöten-Ouvertüre noch bis in die neueste Zeit bewahrt, und noch jetzt halte ich sie für eine meiner besten und wirksamsten Instrumental-Compositionen. Sie ist auch nicht so sclavisch nachgeahmt, daß sie nicht auch Einiges von eigener Erfindung enthielte, wie z. B. die auffallenden Modulationen in dem Einleitungs-Adagio und das zweite Fugenthema, womit die zweite Hälfte des Allegro beginnt und das dann mit dem Hauptthema recht glücklich verbunden ist. Auch die Instrumentirung, obwohl noch ganz in Mozart'scher Weise, hat doch schon einiges Eigenthümliche.

In Breslau fanden wir einen alten Bekannten aus Gotha, den bisherigen Intendanten der Kapelle, Baron von Reibnitz, der seinen Abschied genommen und sich auf sein Gut in Schlesien zurückgezogen hatte. Für die Wintermonate war er zur Stadt gekommen und bekannt mit Allem, was in Breslau Musik trieb und liebte, führte er mich in die dortigen musikalischen Zirkel ein und war mir auch zu meinen Concerten sehr behülflich. Breslau, von jeher eine der musikalischsten Städte Deutschlands, hatte damals so viele stehende Concerte, daß fast an jedem Wochentage eins stattfand. Da nun auch noch täglich Theater war, so hielt es sehr schwer, einen passenden Tag für ein Extra-Concert zu

finden und fast noch schwerer, ein zahlreiches und gutes Orchester zusammen zu bringen. Dieser Schwierigkeit wurde ich jedoch durch die Gefälligkeit des Domkapellmeisters Schnabel überhoben, der mir nicht nur zu jedem meiner drei Concerte ein gutes Orchester verschaffte, sondern auch jedesmal die Leitung übernahm. Der erfahrene Dirigent widmete meinen Compositionen eine besondere Theilnahme, die er bald auch auf den Componisten übertrug und die von diesem auf das herzlichste erwidert wurde. Wir gewannen uns sehr lieb und blieben bis zu Schnabel's frühem Tode in freundschaftlicher Verbindung.

Bald nach meiner Ankunft in Breslau, als ich mich eben anschickte, in Gotha die Verlängerung des Urlaubs zur Reise nach Rußland zu erwirken, erhielt ich durch Baron von Reibnitz ein Schreiben des Hofmarschalls Grafen Salisch in Gotha, der mir Folgendes mittheilte:

Die Herzogin habe zu ihrem großen Leidwesen aus Weimar die Nachricht erhalten, daß ich eine Reise nach Rußland beabsichtige und erst nach Jahresfrist zurückzukehren gedenke. Da sie mich, sowie auch meine Frau höchst ungern so lange bei den Hofconcerten vermissen werde, so erbiete sie sich, wenn ich die Reise aufgeben und baldigst nach Gotha zurückkehren wolle, meiner Frau als Entschädigung dafür eine Anstellung als Solospielerin bei den Hofconcerten und als Musiklehrerin der Prinzessin *) zu verschaffen. — Kaum hatte ich meiner Frau den Inhalt dieses Briefes mitgetheilt, so sah ich, wie die Hoffnung, ihre Kinder nun früher wiederzusehen, ihren Augen Freudenthränen entlockte. Dies rührte mich so sehr, daß mein Entschluß, die Reise aufzugeben, sogleich feststand. Ich knüpfte daher mit dem Grafen Salisch, dem nunmehrigen Intendanten der Gothaer Kapelle,

*) Der Herzogin Stieftochter, später mit dem Herzog von Coburg vermählt, Mutter des jetzt regierenden Herzogs und des Prinzen Albert, Gemahls der Königin von England.

Unterhandlungen an und als diese die Anstellung meiner Frau mit einem angemessenen Gehalt vom 1. Januar 1810 an sicher gestellt hatten, versprach ich meinerseits, nun möglichst bald nach Gotha zurückzukehren. Wir beeilten daher unsere Abreise von Breslau und gingen über Liegnitz nach Glogau, wo wir am 13. und 18. December sehr besuchte, von den dortigen Musikfreunden im voraus veranstaltete Concerte gaben, nach Berlin.

Von dem Concerte in Glogau erinnere ich mich noch eines höchst komischen Vorfalles. Es fand nämlich in einem Gebäude statt, das wohl einzig in seiner Art sein mochte; denn es enthielt im unteren Stocke die Fleischscharren, in der ersten Etage den Concertsaal und darüber endlich das Theater der Stadt. Da der Saal sehr niedrig und mit Menschen überfüllt war, so wurde es bald unerträglich heiß. Das Publikum verlangte daher das Oeffnen einer Fallthür, die sich an der Decke des Saales befand und im Parterre des Theaters aufgezogen werden konnte. Nun war aber der Schlüssel zum Theater, das den Winter über unbenutzt geblieben war, durchaus nicht aufzufinden, und man brachte daher eine Stange herbei, um die Fallthür aufzustoßen. Anfangs wollte sie nicht weichen; als jedoch mehrere Männer ihre Anstrengungen vereinten, sprang sie plötzlich auf, überschüttete aber in demselben Augenblick die darunter sitzenden Damen mit einer solchen Masse von Staub, Kirschkernen, Apfelschalen u. dgl., was sich seit Jahren im Parterre angehäuft hatte, daß diese nicht nur ganz damit bedeckt, sondern auch Orchester und Auditorium in eine solche Staubwolke eingehüllt wurden, daß im ersten Augenblick Niemand erkennen konnte, was denn eigentlich geschehen sei. Nachdem es wieder hell geworden war, suchten die Damen, so gut es gehen wollte, ihre Hälse und Kleider von dem Schmutze zu befreien; die Musiker putzten ihre Instrumente ab, und das Concert nahm seinen Fortgang.

Berlin fanden wir von Fremden sehr belebt und in festlicher Aufregung, weil man die Rückkehr des Hofes erwartete, der seit

der unglücklichen Schlacht bei Jena fortwährend in Königsberg residirt hatte. Der Moment war zum Concertgeben günstig; auch hatten wir schon im ersten Concerte noch vor Ankunft des Hofes ein zahlreiches Auditorium. Ueber unsere Leistungen sagt der Berichterstatter der Musikal. Zeitung: „Gestern, am 4. Januar, gab der Gothaer Concertmeister, Herr Spohr, Concert im Theatersaal. Er spielte das von ihm componirte Violinconcert in G-moll mit spanischem Rondo, ein Potpourri für die Violine und mit seiner fertig und ausdrucksvoll spielenden Frau eine Sonate für Pedalharfe und Violine, ebenfalls von seiner Composition. Die Musikal. Zeitung hat schon mehrmals dieses talentvollen Virtuosen und neulich auch dieser Compositionen mit Ruhm gedacht. Auch hier lobte man Compositionen und Spiel. Besonders bewunderte man die Doppelgriffe, die Sprünge und Triller, welche Herr Spohr mit größter Fertigkeit ausführte und durch den seelenvollen Ausdruck seines Spiels, besonders im Adagio, nahm er alle Herzen für sich ein. Wir haben Hoffnung, dieses ehrenwerthe Künstlerpaar künftige Woche noch einmal zu hören."

Am 10. fand der festliche Einzug des zurückkehrenden Hofes statt. Es war in der That eine ergreifende Scene, als der König an der Seite seiner Gemahlin im offenen Wagen langsam durch die vollgedrängten Straßen fuhr und von tausendstimmigem Zurufe und dem Wehen der Tücher aus allen Fenstern begrüßt wurde. Die Königin schien tief gerührt; denn es stahl sich eine Thräne nach der anderen aus ihren schönen Augen. Abends war die Stadt glänzend erleuchtet.

Am folgenden Tage gaben wir unser zweites Concert. Schon am frühen Morgen wurden wir mit Fragen bestürmt, ob der Hof es besuchen werde. Wir konnten darüber noch keine Auskunft geben; doch als die Königin gegen Mittag Billette holen ließ, verbreitete sich dies wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und die Zuhörer strömten nun in solcher Menge herbei, daß sie der weite Saal kaum fassen konnte. Ich spielte, wie ich aus dem Bericht

der Musikal. Zeitung ersehe, mein drittes Concert in C-dur und mit meinem Schüler Hildebrandt, der bei einem Verwandten in Berlin zum Besuch anwesend war, meine Concertante in A-dur. Die Genauigkeit unseres Zusammenspiels war noch die frühere und gewann uns auch hier, wie damals in Gotha, den lebhaftesten Beifall. Der Berichterstatter ist jedoch damit nicht ganz einverstanden, indem er sich, wie folgt, darüber äußert: „Beide Spieler waren in der Concertante nicht bloß einig, sondern wie Einer; und wenn das von der einen Seite Lob und sogar Bewunderung verdient, so wurde es doch auch etwas einförmig und einfarbig; man vermißte, und nicht gern, das Anziehende, welches aus der Vereinigung des Verschiedenen entspringt, wenn man durch die Vereinigung doch die Verschiedenheit noch hindurchblicken sieht, — statt eins zu werden, ward es einerlei." — Das klingt sinnreich und hat doch wenig Sinn! Die beiden Solostimmen dieser Concertante sind in einer Weise geschrieben, daß ihre volle Wirkung nur durch das genaueste Zusammenspiel zu erreichen ist. Dies ist aber in höchster Potenz nur dann möglich, wenn beide Spieler dieselbe Schule und dieselbe Vortragsweise haben. Ja es ist sogar erforderlich, daß ihre Instrumente gleiche Stärke und möglichst gleiche Klangfarbe besitzen. Dies Alles fand sich bei mir und meinem Schüler vereinigt; daher die große Wirkung unseres Zusammenspiels. Später habe ich auf meinen Reisen innerhalb und außerhalb Deutschlands diese Concertante mit mehreren der berühmtesten Geiger meiner Zeit gespielt, die sämmtlich als Virtuosen höher standen, als mein Schüler Hildebrandt; eine gleiche Wirkung, wie bei meinem Zusammenspiel mit diesem, habe ich aber nie wieder erreichen können, da deren Schule und Vortragsweise von der meinigen zu verschieden waren.

Ich hatte anfangs die Absicht, von Berlin aus direct nach Gotha zurückzukehren, um meiner Zusage nachzukommen. Da ich aber von einem Hamburger Musikfreunde erfuhr, daß dort jetzt ein sehr günstiger Zeitpunkt sei, um Concerte zu geben, so bat ich in

Gotha noch um einige Wochen Frist, um auch Hamburg vor meiner Rückkehr noch besuchen zu können. Sie wurde mir gewährt.

Hamburg war in jener Zeit von den Franzosen besetzt, die eine strenge Handelssperre gegen England verfügt hatten. Die dortigen damals noch sehr reichen Kaufleute hatten daher wenig zu thun und um so mehr Muße, sich mit Musik zu beschäftigen und Concerte zu besuchen. Da uns nun ein guter Künstlerruf voranging, so war schon unser erstes Concert, welches wir am 8. Februar im Apollosaal gaben, ein zahlreich besuchtes, und es trug uns, bei dem hohen Eintrittspreise von einem Hamburger Species, beinahe 400 Thaler ein. Da unser Spiel in diesem Concerte große Sensation machte, so steigerte sich die Einnahme beim zweiten am 21. Februar zu der großen Summe von 1015 Thaler. Zwischen beiden Concerten gaben wir am 14. auch eines in Lübeck, wohin wir von den dortigen Musikfreunden eingeladen waren und spielten dann zuletzt noch, gegen ein angemessenes Honorar, im Museum zu Altona.

Höchst zufrieden mit unseren Geschäften wollten wir nun abreisen. Da erschien der Sekretär des französischen Gouverneurs bei uns und forderte uns im Namen desselben auf, noch ein drittes Concert zu geben, weil er und seine Gesellschaft es versäumt hätten, uns zu hören. Da ich, in der Besorgniß, daß ein solches nicht sehr besucht sein werde, mit der Antwort zögerte, so setzte der Herr noch hinzu, er habe den Auftrag, für den Gouverneur und dessen Gesellschaft zweihundert Billette zu nehmen. Dadurch waren alle Bedenken beseitigt, und wir gaben am 3. März noch ein drittes Concert, welches abermals eine Einnahme von 510 Thaler abwarf.

In Hamburg machte ich damals zuerst die persönliche Bekanntschaft von Andreas Romberg und dem Musikdirector Schwenke. Beide berühmten Künstler nahmen mich auf das Freundlichste auf und waren mir bei meinen Concerten möglichst

behülflich. Romberg sorgte für ein gutes Orchester und übernahm die Leitung desselben, und Schwenke, der gefürchtete Kritiker, besorgte die Ankündigungen der Concerte in den Zeitungen. Da sein Ausspruch als die höchste Autorität galt, so trug die günstige Weise, auf welche er das Künstlerpaar beim Publikum einführte und dann später unsere Leistungen, sowie meine Compositionen beurtheilte, nicht wenig zu dem großen Erfolge bei, den wir in Hamburg fanden. Beide Künstler lebten in angenehmen Familienkreisen und hatten es gern, wenn ich und meine Frau zur Theestunde zu ihnen kamen. Dann wurde nur von Musik geplaudert und manches Belehrende und Ergötzliche vorgebracht. Romberg erzählte gern von seinem früheren Aufenthalte in Paris und wußte manches Pikante von den dortigen musikalischen Berühmtheiten zu berichten. Schwenke ergötzte durch seine geistreiche aber beißende Kritik, von der fast nichts verschont blieb. Ich konnte es mir daher hoch anrechnen, daß meine Compositionen wie mein Spiel günstig von ihm beurtheilt wurden. Die Einzelnheiten, in die Schwenke dabei einging, waren für mich sehr belehrend, und ich freute mich daher jedesmal, wenn ich ihn bei den Musikpartien als Zuhörer fand. Man machte damals viel Quartettmusik in Hamburg, und Romberg hatte sein Quartett, dessen Zierde der Violoncellist Prell war, vortrefflich eingeübt. Es war daher ein Vergnügen, ihnen sich anzuschließen. Romberg spielte nur eigene Quartetten und trug sie, obwohl kein großer Virtuos auf seinem Instrumente, doch fertig und mit Geschmack vor. Nur wurde er nie recht warm dabei, was schon daraus hervorging, daß er während des Quartettspieles in Ruhe seine Pfeife rauchen konnte *). Ich spielte seine Lieblinge unter den Mozart'schen und Beethoven'schen Quar-

*) Auch Bernhard Romberg rauchte beständig beim Musiciren und ich hörte ihn einst bei sich in Gotha sein schwerstes Concert in Fis-moll vortragen, ohne daß ihm dabei die Pfeife ausging.

tetten und erregte auch hier durch meine, sich dem jedesmaligen Charakter der Composition treu anschmiegende Vortragsweise große Sensation. Schwenke sprach sich geistreich darüber aus. Auf seinen Wunsch mußte ich auch zwei meiner eigenen Quartetten spielen. Ich that es ungern, da sie den Ansprüchen, die ich jetzt an diese Compositions-Gattung machte, nicht mehr entsprachen. Ich äußerte dies auch unverhohlen; doch gefielen sie und fanden sogar vor Schwenke's scharfer Kritik Gnade. Nur Romberg war anderer Ansicht. Er sagte zu mir mit naiver Offenherzigkeit: „Mit Ihren Quartetten ist es noch nichts; sie stehen den Orchestersachen weit nach!" So einverstanden ich damit war, so kränkte es mich doch, dieses Urtheil von einem Anderen aussprechen zu hören. Als ich daher einige Jahre nachher in Wien Quartetten geschrieben hatte, die mir meiner übrigen Compositionen würdiger zu sein schienen, so widmete ich sie Romberg, um ihm zu zeigen, daß ich nun Quartetten schreiben könne, „mit denen es etwas sei!"

Bei einer der Musikpartien, denen ich und meine Frau beiwohnten, gab ein komisches Mißverständniß viel zu lachen.

Ein reicher jüdischer Banquier, der mein Quartettspiel hatte rühmen hören, wollte seine Gesellschaft auch damit regaliren und lud mich also ein. Obgleich ich wußte, daß ich dort eine, für solch' edle Musik wenig empfängliche Gesellschaft finden würde, so durfte ich doch nicht ablehnen, da der reiche Mann zu jedem meiner Concerte vierzig Billette genommen hatte. Ich sagte also zu, jedoch unter der Bedingung, daß zu meiner Begleitung die besten Künstler Hamburgs eingeladen werden müßten. Dies wurde versprochen und wirklich fand ich auch, als ich in die glänzende Gesellschaft eintrat, nicht nur Romberg anwesend, sondern sah auch noch einen anderen ausgezeichneten Geiger. Ich war daher der Begleitung wegen ganz beruhigt. Als aber die Quartettmusik beginnen sollte, kam noch ein vierter Geiger mit seinem Instrumente herbei, und wir sahen nun mit Erstaunen, daß der Hausherr nur Geiger ein-

10*

geladen hatte. Als guter Rechner wußte er nämlich, daß zu einem Quartett viere gehören, aber nicht, daß unter diesen auch ein Bratschist und ein Violoncellist sein müsse. Man rieth dem in seiner Verlegenheit Rathlosen, schnell zu Herrn Prell in's Theater zu schicken. Da dieses aber schon beendet war, so konnte nun trotz allen Schickens weder dieser, noch irgend ein anderer Violoncellist aufgetrieben werden und die Gesellschaft hätte ganz ohne Musik auseinandergehen müssen, wenn ich und meine Frau nicht eine unserer Sonaten vorgetragen hätten. War nun schon die Musikkenntniß dieses Mäcens der Kunst nicht sehr groß, so war es seine Delikatesse noch viel weniger. Denn als ich an diesem Abend Abschied von ihm nahm, holte er aus seinem Schreibtische vierzig Species und sagte, indem er sie mir hinreichte: „Ich höre, Sie geben ein drittes Concert; schicken Sie mir wieder vierzig Billets; ich habe zwar die anderen noch fast alle, will aber doch wieder neue nehmen.“ Empört über die Unverschämtheit des reichen Juden, wies ich das Geld zurück und sagte: „Die früheren Billette gelten zwar im nächsten Concerte nicht; die Ihrigen sollen es aber doch. Sie brauchen also keine neuen.“ Und so ließ ich ihn abermals verlegen und beschämt vor seiner Gesellschaft stehen und kehrte ihm den Rücken. Am Tage des Concertes kam aber doch ein Diener des Krösus und holte die vierzig Billette.

Bevor ich Hamburg verließ, wurde mir noch ein Antrag gemacht, der mir viele Freude gewährte. Der berühmte Schauspieldirector, Schauspieler und Schauspieldichter Schröder, der sich vor beinahe zehn Jahren in Ruhe gesetzt und damals sein Theater an andere Unternehmer verpachtet hatte, bekam plötzlich Lust, dasselbe, nach Ablauf der Pachtzeit, wieder selbst zu übernehmen. Die Hamburger Theaterfreunde jubelten, denn sie hofften davon ein neues Aufblühen ihrer, ehemals unter Schröder's Leitung so ausgezeichneten Bühne. Das neue Unternehmen sollte mit Anfang des Jahres 1811 beginnen und zuerst lauter Neues an

Schauspielen und Opern bringen. Schröder selbst hatte dazu eine ganze Reihe von Schau- und Lustspielen gedichtet und auch vier Opernbücher erworben, die nun componirt werden sollten. Drei davon waren bereits an Winter in München, Andreas Romberg und den Musiklehrer Clasing in Hamburg vergeben; das vierte aber, „Der Zweikampf mit der Geliebten" von Schink, wurde mir zur Composition angetragen. Den Unterhändler machte ein früherer Bekannter von mir, der Schauspieler Schmit, ehemals bei der Magdeburger, jetzt bei der Hamburger Bühne angestellt.

So wenig ich bisher mit meinen dramatischen Arbeiten zufrieden gewesen war, so hatte doch die Lust, mich an solchen zu versuchen, nicht abgenommen. Ich nahm daher den Antrag an, ohne erst viel nach den Bedingungen zu fragen und ohne das mir bestimmte Opernbuch einer Prüfung zu unterwerfen. Die Bedingungen waren jedoch ganz annehmbar. Es wurde ein schriftlicher Vertrag darüber aufgenommen und von beiden Theilen unterzeichnet. Ich machte mich verbindlich, im Frühjahr 1811 meine Composition abzuliefern und im Laufe des Sommers dann nach Hamburg zu kommen, um die drei ersten Aufführungen der Oper zu leiten.

So mit der Aussicht auf eine interessante Arbeit kehrte ich gern nach dem stillen Gotha zurück. Nur quälte mich noch die Besorgniß, daß die Herzogin unser langes Ausbleiben übel vermerkt haben werde, und ich wurde darin noch mehr bestärkt, als wir bei unserem Antrittsbesuch von der Herzogin nicht angenommen wurden. Wir sahen sie daher erst im Hofconcerte wieder. Da ich wohl wußte, daß sie am sichersten zu versöhnen sei, wenn wir sogleich in diesem aufträten, so spielte ich mit meiner Frau eine meiner Sonaten und nach dieser die Lieblings-Variationen der Herzogin, die Rode'schen in G-dur. Dies verfehlte seine Wirkung nicht, denn nach beendetem Concerte trat die Herzogin zu uns, begrüßte uns auf das Freundlichste und ließ uns unsere Entschuldigungen nicht einmal zu Ende bringen. Beruhigt

konnten wir nun das Glück, mit unsern Kindern wieder vereinigt zu sein, im ganzen Umfange genießen.

Sobald wir wieder eingewohnt waren, drängte es mich zur Composition der mitgebrachten Oper. Ich sah nun erst, bei näherer Prüfung des Buches, daß ich eben kein großes Loos gezogen hatte. Der an sich nicht uninteressante Stoff war in einer Weise bearbeitet, die mir wenig zusagen wollte. Ich fühlte die Nothwendigkeit, Abänderungen zu treffen und holte daher vor allem die Erlaubniß dazu von Herrn Schröder ein. Diese wurde mir gern gewährt, und ich änderte daher mit Hülfe eines jungen Dichters in Gotha, was mir nicht gefiel, sah aber später bei der Aufführung, daß ich noch manches Andere ebenfalls hätte ausmerzen müssen. Es fehlte mir aber damals noch zu sehr an der nöthigen Erfahrung in dramatischen Arbeiten.

Kaum war die Composition der ersten Nummern der Oper begonnen, als ich durch eine andere Arbeit wieder davon abgezogen wurde. Im Frühjahr kam nämlich der Cantor Bischoff aus Frankenhausen nach Gotha und trug mir die Leitung eines Musikfestes an, das er im Laufe des Sommers in der Kirche seines Ortes zu veranstalten gedachte. Bereits hatte er sich der Mitwirkung ausgezeichneter Sänger, sowie der vorzüglichsten Mitglieder der in der Nähe befindlichen Hofkapellen der thüringischen Residenzen versichert und zweifelte daher nicht an einem höchst glänzenden Erfolge. Als der jüngste der Directoren dieser Hofkapellen fühlte ich mich nicht wenig geschmeichelt, daß man mir die Leitung übertragen wollte und sagte daher mit Freuden zu, obgleich ich noch nie ein so großes Orchester und Gesangpersonal, wie dort vereinigt werden sollte, dirigirt hatte. Meine eben begonnene Arbeit mußte ich nun auf einige Zeit zurücklegen, da Hermstedt mich dringend bat, ihm noch ein neues Clarinett-Concert für das Fest zu schreiben. Obgleich ungern in meiner Arbeit unterbrochen, ließ ich mich doch bewegen und beendete es auch zeitig genug, daß Hermstedt es unter meiner Leitung noch

einstudiren konnte. Dieses erste Frankenhäuser Musikfest, das damals in der Musikwelt großes Aufsehen erregte und Veranlassung wurde, daß sich an der Elbe, am Rheine, in Norddeutschland und in der Schweiz Vereine bildeten, um ähnliche Musikfeste zu veranstalten, hat in Herrn Gerber, dem Verfasser des Tonkünstler-Lexicons, einen so beredten Beschreiber gefunden, daß ich am besten zu thun glaube, wenn ich dessen Bericht (in der Musikalischen Zeitung, 12. Jahrgang, Nr. 47) größtentheils hier aufnehme:

„Am 20. und 21. Juni dieses Jahres feierte man der Tonkunst in der, vier Stunden von Sondershausen liegenden Schwarzburg-Rudolstädtischen Stadt Frankenhausen, durch Aufführung der Schöpfung von Haydn und eines großen Concerts ein Fest, eben so merkwürdig durch die so glücklich überwundenen mannichfachen Schwierigkeiten bei Veranstaltung des Ganzen, als durch den hohen Grad der Vortrefflichkeit, mit der hier auf Tausende von Zuhörern, von mehr als zwanzig Meilen im Umkreise, gewirkt wurde. Da hier von einer Landstadt Thüringens die Rede ist, in der sich das Musikpersonal einzig auf den Stadtmusikus nebst seinen Gehülfen und das etwaige Singchor beschränkt, so muß allerdings die Verwunderung über die Möglichkeit eines solchen Unternehmens hoch steigen. ...

„Der Herr Cantor Bischoff zu Frankenhausen, ein junger, thätiger und für die Musik glühender Mann, der schon im Jahre 1804 mit Hülfe seiner Nachbarn und einiger Mitglieder der Herzoglich Gothaischen Kapelle, unter der Direction des Herrn Concertmeister Fischer aus Erfurt und Ernst aus Gotha, „die Schöpfung“ mit etwa achtzig Sängern und Instrumentalisten zur allgemeinen Zufriedenheit der Zuhörer in dasiger Hauptkirche aufgeführt hatte, fühlte sich dadurch aufgemuntert, dies große Kunstwerk noch einmal, nach der Idee seines großen Meisters, durch zweihundert Sänger und Instrumentalisten zu geben. Lange hinderten Hin- und Herzüge fremder Völker die Ausführung seines

Vorhabens. Endlich wagte er es bei der gegenwärtig scheinbaren Ruhe in Deutschland, sein Vorhaben auszuführen. Er besuchte deswegen schon vor einiger Zeit Weimar, Rudolstadt, Gotha und Erfurt; in mehrere Städte wurden schriftliche Aufforderungen geschickt und aller Orten fanden seine Einladungen ein geneigtes Ohr, so daß sich am 19. Juni früh zur Probe bereits 101 Sänger und 106 Instrumentalisten, größtentheils aus Thüringen, eingefunden hatten, darunter zwanzig Künstler aus Gotha mit ihrem berühmten Director, Herrn Concertmeister Spohr.

„Die Mitwirkenden waren theils graduirte Tonkünstler und Kapellisten, theils ausgezeichnete Dilettanten und zum Theil Virtuosen vom ersten Range, ein Jeder mit seinem eigenen Instrumente, und die Meisten mit der Schöpfung schon vertraut....

„Aus dieser Masse bildete sich nachstehendes Orchester: Director: Concertmeister Spohr; Sopransolo: Madame Scheidler aus Gotha; Tenorsolo: Kammersänger Methfessel aus Rudolstadt; Baßsolo: Kammersänger Strohmeyer aus Weimar; Orgel: Concertmeister Fischer und Professor Scheibner, Beide aus Erfurt; Flügel: Kapellmeister Krille aus Stollberg; Chordirector: Kantor Bischoff aus Frankenhausen; Choristen: Sopran 28, Alt 20, Tenor 20, Baß 30."

Hier folgen die Namen sämmtlicher Musiker, und eine Beschreibung der Aufstellung des Orchesters. Dann fährt der Bericht fort:

„Diese schöne, zweckmäßige Stellung, wobei Jeder Platz genug um sich und den Director beständig vor Augen hatte, trug unstreitig nicht wenig zu der, nach einer einzigen Probe, gelungenen Aufführung so großer, zum Theil neuer und höchst schwieriger Kunstwerke, bei, wie besonders am zweiten Tage aufgeführt wurden. Dies waren:

„1) Eine große neue Ouvertüre für's ganze Orchester (auch mit Posaunen), von Spohr. 2) Eine große italienische Scene für den Baß, von Righini, welche Strohmeyer sang. 3) Ein neues, von Spohr für dies Fest geschriebenes großes Clarinetten-

Concert, welches Musikdirector Hermstedt vortrug. Hierauf machte 4) Concertmeister Fischer auf der vollen Orgel eine kunstvolle Einleitung zum 5) letzten Chor aus Haydn's Jahreszeiten. Darauf folgte 6) ein Doppelconcert für zwei Violinen, ebenfalls von Spohr's origineller Arbeit, durch ihn selbst und Matthäi vorgetragen. 7) Ein großes Rondo, aus einem Concert D-dur, von Bernhard Romberg, durch Dotzauer kunstvoll ausgeführt, und 8) die Symphonie aus C-dur von Beethoven....

„Herrn Spohr's Direction mit der Papierrolle, ohne alles Geräusch und ohne die geringste Grimasse, möchte man eine graziöse Direction nennen, wenn dies Wort, außer dem gefälligen Anstande, auch die Bestimmtheit und Wirksamkeit seiner Bewegungen auf die ganze, ihm und sich selbst fremde Masse, ausdrückte. Diesem glücklichen Talent des Herrn Spohr schreibe ich den größten Theil der Vortrefflichkeit und Präcision — der erschütternden Gewalt, sowie des sanften Anschmiegens dieses zahlreichen Orchesters an den Sänger, beim Vortrag der „Schöpfung" zu.

„Die für eine große Kirche geeignete, volltönende und doch auch biegsame Stimme der Madame Scheidler, der ausdrucksvolle Vortrag des in der Kunst erfahrenen Herrn Methfessel, die herrliche Baßstimme des Herrn Strohmeyer, unstreitig die schönste, die ich je gehört habe vom contra D bis zum eingestrichenen G, . . . diese drei Solosänger, im Verein so vieler ausgezeichneter Virtuosen, an der Spitze jeder Stimme, wo Jeder freiwillig und mit Lust sang oder spielte, machen mir die Versicherung leicht, daß diese Aufführung der Schöpfung die kräftigste, ausdrucksvollste, mit einem Worte, gelungenste war, der ich je beigewohnt habe....

„Die Ouvertüre, womit am folgenden Tage das Concert anhub, gehört im eigentlichen Verstande unter die Kunststücke im Moduliren. Fast mit jedem neuen Takte drängt ein Inganno das andere, so daß sie als eine zusammenhängende Reihe

von Studien in der Modulation angesehen werden kann. Wahrscheinlich bezieht sich diese Unruhe, dieses Schwanken auf den Inhalt der „Alruna", zu welchem Drama sie geschrieben sein soll. So gewiß aber diese Ouvertüre vor dem Theater von großem Effecte sein kann, so schien sie als Concertmusik doch den Eindruck nicht zu machen, den man von der Ausführung eines so braven und zahlreichen Orchesters erwarten durfte. Dieser Erfolg läßt sich nicht anders erklären, als daß, wie ununterbrochene und anhaltend getäuschte Hoffnungen das Gemüth in Unbehaglichkeit versetzen, so auch eine Musik, welche das Ohr bis zum Ende in seinen Erwartungen täuscht und nie befriedigt. Lauter krumme mitunter rauhe Wege, welche zu keinem Ziele, zu keiner Ruhe und zu weiter keinem Genusse führen und wodurch der Componist blos den Verstand des Zuhörers beschäftigt, ermüden dennoch zuletzt. Auch die Musik unserer Vorfahren vor 200 Jahren, ihre Madrigale und Motetten, bestanden aus lauter solchen krummen Wegen ohne Ruheplatz — aus lauter Modulationen und aufgehaltenen Schlußfällen. Aber unseren guten Alten fehlte es noch an den nöthigen Blumen, um ein Ruheplätzchen zu verschönern und interessant zu machen; d. h. es fehlte ihnen noch an melodischen Figuren, um den Zuhörer in einer Tonart auf angenehme Weise zu unterhalten. Wie leicht wäre dies aber dem trefflichen Spohr, der der schönen Blumen so viele hat! Der sogenannte Contrast in großen Musikwerken ist gar nicht zu verachten; um so weniger, je mehr er sich auf die menschliche Empfindungsweise gründet.

„Von der Wirkung der von Herrn Strohmeyer vorgetragenen großen Scene von Righini braucht hier um so weniger etwas beigebracht zu werden, da seinem schönen Vortrage schon oben volle Gerechtigkeit widerfahren ist. Auch Righini's schöner Gesang und vortreffliche Instrumentirung ist bekannt genug. Die Scene versetzte die ganze Versammlung in Enthusiasmus.

„Das von Hermstedt vorgetragene Clarinetten-Concert von

Spohr aus Es... gehört unstreitig zu den vollendetsten Kunstwerken dieser Art. Eine große und brillante Behandlung des concertirenden Instrumentes, verbunden mit einer ganz originellen Begleitung des Orchesters, wo gleichsam jede Stimme, selbst die Pauke, obligat ist, was aber deswegen ein um so geübteres und aufmerksameres Orchester erfordert, berechtigt zu dieser hohen Stelle. Besonders zeichnet sich der dritte, polonaisenartige Satz aus, wo man ungewiß bleibt, ob man mehr den Glanz der kunstvollen Soli's, oder die vortrefflich gearbeiteten Tuttisätze, bewundern soll — in welchen letzteren die Blasinstrumente mitunter in wahre thematische Kämpfe miteinander zu treten scheinen. Ueberdies gewinnt dies Kunstwerk noch besonders durch den heiteren Geist, der es durchaus beseelt. Die herrliche Ausführung dieses Concertes machte dem Componisten, dem Concertisten, sowie dem ganzen Orchester sehr viel Ehre; auch brachte sie Tausende von Händen der Zuhörer in die lebhafteste und anhaltende Bewegung.

„Hierauf überraschte Herr Concertmeister Fischer das Orchester, sowie das Auditorium nicht wenig, indem er mit der vollen Orgel einfiel, um das nun folgende Schlußchor, aus C-dur, einzuleiten. Diese neue Art von Musik, wovon in der Probe nichts gehört worden war, seine künstliche Verkettung der Stimmen, seine harmonischen Wendungen und seine meisterhaften Modulationen machten jedes Mitglied des Orchesters doppelt aufmerksam. Mehrere Minuten mochte er die Versammlung auf diese Weise unterhalten haben, als er auf der Dominante verweilte und, um die Erwartung auf den Eintritt des Chors um so mehr zu spannen, vermittelst einer Art von Orgelpunkt auf diesem Intervalle einen Schluß bildete. Nicht sobald bemerkte dies Herr Spohr, als er seine Papierrolle aufhob; und kaum war der letzte Orgelton verhallt, als das ganze Orchester mit dem ersten einzelnen Schlage, C, des Chores einfiel; welches C dann die Trompeten durch Zungenstöße, bis zum Ende des Taktes, allein fortzusetzen hatten. Dies geschah auf das pünktlichste. Allein über dem Orgelspiele

hatte einer der Trompeter sein Einsatzstück zu wechseln vergessen, schlug also noch im Es an. Im Augenblick machte Herr Spohr eine Bewegung und das Orchester ließ vom zweiten Takte nichts weiter hören. Dagegen fiel Herr Fischer sogleich wieder mit der Orgel ein, setzte sein Präludium fort und schloß nun förmlich in dem Haupttone C-dur — als ob dieser Vorgang absichtlich so eingeleitet worden wäre. Da also hierbei kein Stillstand in der Musik stattfand, so daß außer dem Orchester schwerlich jemand dies Versehen bemerkt haben mag, so würde es allerdings verheimlicht werden können, wenn nicht zu fürchten wäre, daß erfahrene Künstler meine hier wiederholten Aeußerungen von lauter fehlerfreien und gelungenen Ausführungen durch ein zwanzig Meilen weit zusammen berufenes Orchester, nach einer einzigen Probe, als eine unserer jetzigen politischen Zeitungsnachrichten belächeln möchten.

„Nach einer Pause von etwa fünfzehn Minuten ergriff Herr Spohr seine Violine, an ihn schloß sich Herr Matthäi näher an, und nun gewährten uns diese beiden vortrefflichen Künstler durch die vollendete Ausführung eines Doppelconcertes von Herrn Spohr die beglückendsten Genüsse von immer wechselnder Bewunderung, Erstaunen und Freude. Oft schienen sie in offenbarer Fehde über den Vorzug in kunstvoller Ausführung, oft vereinigten sie sich wieder, indem sie gleichsam ganze harmonische Rouladen gemeinschaftlich über die Zuhörer herabströmten. Die Präcision und das Zusammentreffen der zu einander gehörigen Töne in der reißendsten Geschwindigkeit, war bewundernswürdig. Das darauf folgende ganz originelle Adagio dieses Meisterwerkes hub mit einem Trio von zwei Violoncellen, durch die Herren Preißing und Müller und einem Contrabasse, durch Herrn Wach aus Leipzig ausdrucksvoll vorgetragen, an. Als diese Drei ihr sanftes melodisches Spiel geendet hatten, ließ sich ein Quadro, in gezogenen und gebundenen Harmonieen, gleichsam als von einer Harmonika, nur mehr nach der Tiefe zu gehalten, hören. Es machte einen

schauerlich süßen Eindruck. Jedermann sah sich nach den Bässen und Bratschen um, welche zu dieser himmlischen Harmonie beizutragen schienen: aber alle Arme ruhten und nur die Bogen der Herren Spohr und Matthäi waren in Bewegung. Und diese waren es auch einzig und allein, welche dies Quadro hören ließen — und zwar mit einer Reinheit, daß das Ohr beim Eintritte der Consonanzen nach Auflösung der Bindungen, öfters durch ein ganz besonders inniges Gefühl gereizt wurde. Nach einem zweiten ähnlichen Violoncelltrio trat das Quadro der beiden Concertstimmen wieder ein und wendete sich zum Schluß. Der letzte Satz entsprach vollkommen der Kunst und Schönheit des ersten.

„Hierauf näherte sich Herr Dotzauer dem vorderen Pulte und spielte wahrscheinlich wegen Kürze der noch übrigen Zeit nur ein Rondo, aber ein groß ausgeführtes, höchst schwieriges Rondo, aus einem Violoncellconcerte aus D-dur von Bernhard Romberg mit einer Fertigkeit, Rundung und Ausdauer in den anhaltenden Passagen und mit einer Leichtigkeit, Reinheit, einem Ausdruck und Silberton bei melodiösen Stellen in den höheren Octaven, daß er schon durch den Vortrag blos dieses Rondo seine große Herrschaft über sein Instrument aufs herrlichste beurkundete.

„Die Symphonie aus C-dur von Beethoven, unstreitig seine gefälligste und populärste, machte den Schluß. Sie wurde unverbesserlich mit Liebe, Feuer und höchster Präcision vorgetragen. Einen besonders süßen Genuß gewährte dabei das Chor der Bläser in dem Trio der Menuett. Das Ohr glaubte die Töne einer höchst reinen Harmonika zu hören. Ein allgemeines und anhaltendes Applaudissement bewies den Dank und die Zufriedenheit des Auditoriums mit der Wahl der aufgeführten Meisterwerke und mit der Ausführung der dazu vereinigten Künstler.

„Wenn oben von den glücklich überstandenen Schwierigkeiten des Herrn Unternehmers, sowohl in der Veranstaltung für die geistige als für die leibliche Unterhaltung seiner so zahlreichen Gäste die Rede war, so scheint es Pflicht zu sein, auch über

letztere noch Einiges beizubringen. Sie war in solch einem kleinen Oertchen gewiß keine Kleinigkeit.

„Die hundert Choristen waren in verschiedene Gasthöfe vertheilt, wo sie Beköstigung und Nachtlager fanden. Die sämmtlichen Virtuosen, Sänger und Dilettanten hingegen fanden ihre Absteige- und Nachtquartiere in anständigen Privathäusern. Um aber diesen, aus so entfernten Gegenden versammelten, braven Musikfreunden den Genuß ihres Vereins aufs Möglichste zu erleichtern und zu verschönern, hatte Herr Bischoff sein unmittelbar hinter dem Hause liegendes Blumengärtchen aufgeopfert und es in einen Speisesaal umwandeln lassen. Der zu diesem Zweck errichtete Salon war mit jungem Grün ausgeschmückt, dessen Zweige der Gesellschaft freundlich entgegen winkten. In diesem Saal waren die Tafeln aufgestellt und wurde servirt. Es war eine Freude, mit anzusehen, wie sich hier so viele wackere, zu einem und demselben Zwecke vereinigte Künstler und Kunstfreunde zu Allem gemeinschaftlich zusammenfanden, zur beglückenden Arbeit auszogen, von dieser zum heitern Genuß sich wieder sammelten und namentlich auch mit unverkennbarer, herzlicher Theilnahme dem großen Vater Haydn, dem trefflichen Spohr und mehreren andern vorzüglichen Künstlern ihre Dankopfer bei vollen Gläsern darbrachten. Gewöhnlich wurde das Vergnügen an den Abendtafeln noch durch munteren und schönen Gesang erhöht. Es traten gute Stimmen zusammen, sangen Quartetten und Canons; Herr Methfessel ergriff die Guitarre und unterhielt die Gesellschaft mit angenehmen Liedern und rührenden Romanzen von seiner Composition; zur Abwechselung gab er auch ein paar komische Lieder und entwickelte in diesen seine lebhafte Phantasie, seinen Reichthum an Erfindung, Witz, Laune im Ausdrucke, sowie überhaupt seine Bekanntschaft im Reiche der Töne und der Harmonie. Ihm nahm dann der Herr Berg-Assessor Hachmeister aus Clausthal die Guitarre ab und ergötzte die Gesellschaft mit Volksliedern im thüringischen Dialect, voller Witz und Laune,

welche den Zuhörer zwangen, die Leiden der Zeit zu belachen, er mochte wollen oder nicht."

Ich und meine Frau machten in Frankenhausen unter den dort versammelten Künstlern und Kunstfreunden manche interessante Bekanntschaft, unter anderen auch die des Amtsraths Lüder in Catlenburg, der bis zu dieser Stunde einer meiner intimsten Freunde geblieben ist. Lüder wohnte damals in der Gegend von Bremen und war auf einer Geschäftsreise nach Berlin begriffen. Am Fuße des Harzes angelangt, erzählt ihm sein Postillon von dem in einigen Tagen bevorstehenden Musikfeste in Frankenhausen und weiß ihm die dort zu erwartenden Kunstgenüsse so anziehend zu schildern, daß Lüder sogleich vom Wege abbiegen und die Richtung nach Frankenhausen einschlagen läßt. Dort angekommen, ist es sein erstes Geschäft, mich aufzusuchen und um die Erlaubniß zu bitten, sämmtlichen Proben beiwohnen zu dürfen. Dies wurde nicht nur sehr gern gewährt, sondern ich lud auch den neuen Bekannten, an dessen brennendem Kunst-Enthusiasmus ich große Freude hatte, ein, den Zusammenkünften im Zelte Mittags und Abends beizuwohnen. Hier gestaltete sich in den Stunden zwischen den Proben und den Aufführungen ein so fröhliches, durch Kunstgenüsse und heitere Scherze gewürztes Zusammenleben, daß alle Theilnehmenden gewiß mit großer Befriedigung daran zurückgedacht haben werden. Besonders hatte sich an mich ein kleiner Zirkel gleichgesinnter Kunst-Enthusiasten angeschlossen, der sich bald so lieb gewann, daß er sich nach Beendigung des Festes nicht sogleich zu trennen vermochte und noch gemeinschaftlich einen Ausflug auf den Kyffhäuser veranstaltete. Auf dieser durch das schönste Wetter begünstigten Bergfahrt war es besonders der Sänger Methfessel aus Rudolstadt, der durch seine unerschöpfliche Laune die Gesellschaft fortwährend in der heitersten Stimmung erhielt. Noch erinnere ich mich mit großem Vergnügen einer von ihm improvisirten Kapuzinerpredigt, die er in der Kirche einer Klosterruine von der Kanzel herab hielt, in welche er die Haupt-

momente des Musikfestes theils ernst, theils komisch zu verweben wußte. Auf der Spitze des Kyffhäusers wurde auch Kaiser Barbarossa von ihm angesungen und zu baldigem Erwachen und zur endlichen Befreiung Deutschlands ermahnt!

An den Fuß des Berges zurückgekehrt, mußten die neuen Freunde sich, wiewohl mit Widerstreben, trennen, und es kehrte ein Jeder höchst befriedigt in seine Heimath zurück.

Ich begann sogleich von neuem die Composition meiner Oper und beendigte sie im Laufe des Winters von 1810 auf 1811. Außer ihr finden sich im Verzeichniß noch folgende Arbeiten aus dieser Zeit: ein Violinconcert, später als zehntes bei Peters erschienen, eine Sonate für Harfe und Violine (Op. 114 bei Schubert) und eine italienische Arie, alla Polacca, mit obligater Violine, welche nicht im Stich erschienen ist. Diese schrieb ich im Auftrage des Prinzen Friedrich von Gotha, des Bruders des Herzogs, der, mit einer wohlklingenden Tenorstimme begabt, öfter in Hofconcerten sang und sehr wünschte, dazu eine Arie mit Violinbegleitung von mir zu besitzen. Sie wurde denn auch oft genug vorgeführt, besonders wenn Fremde bei Hofe zu Besuch waren.

Der Prinz war ein liebenswürdiger und wohlwollender Mann, der sich viel mehr als sein Bruder für Musik interessirte und im Verein mit der Herzogin die Theilnahme für die Hofconcerte aufrecht erhielt. Leider war er mit einer unheilbaren Krankheit, dem Starrkrampfe, behaftet, der ihn alle vierzehn Tage, in späteren Jahren noch öfter befiel und für zwölf bis sechszehn Stunden niederwarf. Dann war er des Gebrauches aller seiner Glieder beraubt und nur die Sprachwerkzeuge und die Gesichtsmuskeln blieben vom Krampf verschont. Er lag dann während des schrecklichen Anfalles wie ein Todter unbeweglich im Bette; hatte es aber gern, wenn man ihn besuchte und unterhielt. Durch die öftere Wiederkehr war er so an diesen Zustand gewöhnt, daß er dabei ganz heiter sein konnte. Die Aerzte hielten ein milderes Klima für heilsam und schickten ihn deshalb nach Italien. Ich

traf ihn auf meiner italienischen Reise im Jahre 1816 in Rom, und es wird dann öfter die Rede von ihm sein.

Im Frühjahre 1811 erschien der Kantor Bischoff abermals bei mir und lud mich ein, ein zweites großes Musikfest, welches er im Juli in Frankenhausen zu veranstalten gedenke, zu leiten. Er bat mich zugleich, im Concerte des zweiten Tages ein Violin-Concert vorzutragen und zur Eröffnung desselben eine große Symphonie zu schreiben. Obgleich ich mich in dieser Musikgattung noch nicht versucht hatte, sagte ich mit Freuden zu.

So war mir abermals zu einer interessanten Arbeit Veranlassung gegeben, und ich machte mich auch sogleich mit großer Begeisterung darüber her. Geschah es mir nun bisher, daß ich meine Erstlingsversuche in einer neuen Compositions-Gattung nach einiger Zeit nicht mehr leiden konnte, so machte doch diese Symphonie eine Ausnahme davon, indem sie mir auch noch in spätern Jahren gefiel. Da ich sie mit meinem Orchester, welches den Kern des Frankenhäuser Orchesters bildete, im voraus sehr sorgfältig eingeübt hatte, so wurde sie beim Musikfeste trotz dem, daß nur eine Probe stattfinden konnte, vortrefflich ausgeführt und fand, namentlich bei den Mitwirkenden, eine enthusiastische Aufnahme. Ich fühlte mich dadurch sehr beglückt, mehr noch als durch den Beifall, den ich als Solospieler erntete. Auch in Leipzig, wo die Symphonie im Gewandhaus-Concerte aufgeführt wurde, fand sie großen Beifall, wie ein Bericht der Musikalischen Zeitung darthut, in welchem es heißt: „Spohr's neue, noch ungedruckte Symphonie erregte die Theilnahme und Bewunderung aller ernsthaften Kunstfreunde. Wir stellen sie nicht nur weit höher, sowohl in Erfindung als in Ausarbeitung, als Alles, was wir von Orchestermusik dieses Meisters kennen, sondern gestehen auch, daß wir seit Jahren kaum ein neues Werk dieser Gattung gehört haben, welches so viele Neuheit und Eigenthümlichkeit, ohne Bizarrerie und Affektation, mit soviel Reichthum und Gründlichkeit ohne Künstelei und Schwulst, darlegte, als eben dieses. Man kann

ihm ohne alles Bedenken voraussagen, es werde, ist es gedruckt, ein Lieblingsstück aller großen und sehr geschickten Orchester, aller ernsten und gebildeten Zuhörer werden; Beider aber bedarf es."

Außer dieser Symphonie hatte ich auch noch für das Musikfest auf Hermstedt's unablässiges Drängen Variationen für Clarinette mit Orchesterbegleitung über Themen aus dem „Opferfest" geschrieben, die von demselben mit der gewohnten Virtuosität vorgetragen wurden. Auch diese Composition (bei Schlesinger in Berlin als Op. 80 gedruckt), die jene Themen mehr in freier Phantasie künstlich durchführt, als eigentlich variirt, fand bei den Musikern und Kennern großen Beifall.

Dem Musikfeste schloß sich am Nachmittage des zweiten Tages auch noch ein Familienfest des Unternehmers an. Es war ihm einige Wochen vorher ein Knabe geboren, dessen Taufe nun stattfand. Er hatte sämmtliche Mitwirkenden zu Gevatter gebeten, die sich, festlich geschmückt, jetzt am Altare der Kirche aufstellten. Ich hielt das Kind über die Taufe und gab ihm meinen Namen „Louis." Als der Prediger an mich und die andern Gevattern die Frage stellte, ob wir für eine christliche Erziehung des Knaben Sorge tragen wollten, erschallte ein feierliches, wohl dreihundertstimmiges Ja. Ein von den Sängern vorgetragener Chor mit Orgelbegleitung schloß die heilige Handlung.

Meine Freude an diesem zweiten Feste wurde dadurch noch sehr gesteigert, daß sich unter den Zuhörern auch meine Eltern befanden und an dem geselligen Treiben im Zelte lebhaften Antheil nahmen. Der Unternehmer fand ebenfalls seine Rechnung, und so endigte dieses Fest wie das vorjährige zu allgemeiner Zufriedenheit.

Bald nach meiner Zurückkunft erhielt ich von Hamburg die Nachricht, daß meine Oper, die ich schon im Frühjahre eingesandt hatte, nun endlich vertheilt sei und in den ersten Tagen des November zur Aufführung kommen solle. Ich erbat daher einen vierwöchentlichen Urlaub für mich und meine Frau und reis'te mit ihr Mitte Oktober über Hannover, wo ich Concert zu geben ge-

dachte, nach Hamburg ab. Ich befand mich, da dies die erste Oper von mir war, die zur Aufführung kommen sollte, in großer Spannung. Man denke sich daher meinen Schrecken, als ich in Hannover einen Brief vom Schauspieldirektor Schröder erhielt, der mir meldete, die Oper werde gar nicht zur Aufführung kommen, weil die erste Sängerin, Madame Becker, die Annahme ihrer Rolle verweigere und dazu nach den Theatergesetzen vollständig berechtigt sei.

Die Sache hing so zusammen. Ich hatte mich, bevor ich meine Arbeit begann, bei Herrn Schwenke nach dem Stimmumfang und der Fähigkeit der Hamburger Sänger zwar sorgfältig erkundigt und die Hauptpartieen der Oper danach eingerichtet. Da es mir aber noch an aller Erfahrung in diesen Dingen fehlte, so hatte ich versäumt, mir auch die Persönlichkeit der Sänger beschreiben zu lassen, und so war es geschehen, daß ich für Madame Becker, eine kleine, zarte Figur, die Partie der Donna Isabella geschrieben hatte, die in Männerkleidung ihren ungetreuen Geliebten am Hofe der Fürstin Mathilde aufsucht, und ihn zuletzt in Ritterrüstung zum Zweikampf auf Leben und Tod herausfordert. Madame Becker war, so lange als sie von der Oper nichts kannte, als ihre Partie, höchst zufrieden und begann das Einüben derselben mit großem Eifer. Sobald sie aber das Buch gelesen hatte, erklärte sie, die Rolle nicht übernehmen zu können, weil sie sich damit total lächerlich machen würde. Höchst ärgerlich über meinen Mißgriff, reiste ich nach Hamburg, um ihn wo möglich wieder gut zu machen und die Oper dennoch zur Aufführung zu bringen. Ich fand den alten Schröder sehr verstimmt und im höchsten Grade mißvergnügt über seine Theaterunternehmung. Er hatte aber auch alle Ursache dazu. Mehrere Mitglieder waren ausgeblieben, andere zu spät eingetroffen, und einige hatten den gehegten Erwartungen nicht entsprochen; seine neuen Schau- und Lustspiele hatten nicht recht angesprochen und das Haus leer gelassen. Von den vier Opern, die er componiren ließ, waren bereits zwei bei

Seite gelegt, weil sie mißfallen hatten. Die von Winter componirte: „Die Pantoffeln", hatte doch einige, wiewohl wenig besuchte Aufführungen erlebt; die von Clasing: „Welcher ist der Rechte?" war aber gleich nach der ersten Aufführung wieder vom Repertoire verschwunden, weil sie, trotz der angestrengten Bemühungen der zahlreichen Freunde Clasing's, total durchgefallen war.

Bei solchen Erfahrungen war es allerdings dem alten Griesgram kaum zu verdenken, daß er auch meiner Oper keinen Erfolg zutraute und das um so weniger, weil die beliebteste Sängerin seines Theaters nicht mitwirken konnte. Daß er aber das Honorar dafür auszahlen und sie sogleich, ohne einen Versuch damit gemacht zu haben, bei Seite legen wollte, empörte mich und ich protestirte auf das entschiedenste dagegen. Endlich erhielt ich nach vielen Bitten Schröder's Zustimmung, daß ich mit einer andern Sängerin, die bisher nur in kleinen Partien beschäftigt wurde, den Versuch machen durfte, ihr die von Madame Becker verweigerte Partie einzuüben. Ich fand bei dieser Sängerin, einer Madame Lichtenheld, viel guten Willen und glückliche Naturanlagen, und es gelang mir auch ganz gut damit, nachdem ich die schwierigsten Bravoursätze der Partie ihren Fähigkeiten angemessen vereinfacht hatte. So konnten denn endlich die Theaterproben beginnen, und nachdem Schröder eine davon angehört und sich davon überzeugt hatte, daß Madame Lichtenheld die Partie genügend würde geben können, wurde die erste Aufführung der Oper auf den 15. November angesetzt. Meine früheren Bekannten unter den Musikern, Romberg und Prell mit eingeschlossen, erboten sich sämmtlich, in den beiden von mir zu leitenden Aufführungen im Orchester mitzuwirken. Auch Hermstedt, der nach Hamburg gekommen war, um unter meinem Schutze Concert zu geben, schloß sich ihnen an und übernahm die erste Clarinettpartie, welche dankbare Soli's und concertirende Begleitung einer Sopran-Arie enthielt. Durch die Mitwirkung dieser ausgezeichneten Künstler wurde das Orchester bedeutend

gehoben, und da die Sänger und der Chor ebenfalls gut eingeübt waren, so hatte ich schon in den Proben große Freude an der Genauigkeit, mit welcher meine Musik executirt wurde und daher die beste Hoffnung, daß die Oper gefallen werde. Doch trat ich am Tage der Aufführung nicht ohne neue Besorgniß an mein Pult, da mir zu Ohren gekommen war, daß Clasing's Freunde feindlich gegen mich auftreten würden, um den Fall der Oper ihres Freundes zu rächen. Nachdem jedoch die Musik begonnen hatte, dachte ich nur noch an diese und vergaß alles Uebrige um mich her. Auch zeigte mir schon der Beifall, mit dem die Ouvertüre aufgenommen wurde, daß die feindliche Partei nicht aufkommen würde; und so war es auch. Fast jede Nummer wurde beklatscht, und der Beifall steigerte sich gegen das Ende der Oper immer mehr. Beim Fallen des Vorhangs ertönte ein langanhaltender Beifallssturm, der nur dem Componisten galt.

Ich hätte nun recht glücklich sein können, war es aber gar nicht. Schon bei der ersten Probe hatte mir Einiges in meiner Musik mißfallen. Mit jeder folgenden Aufführung gesellte sich Neues hinzu, und noch ehe es zur Aufführung kam, war mir die Hälfte meiner Oper zuwider. Ich glaubte nun recht gut zu wissen, wie ich es hätte besser machen können und ärgerte mich, dieses nicht früher eingesehen zu haben. Ja, wäre mir mein Werk bei meiner Ankunft in Hamburg schon in diesem Lichte erschienen, so hätte ich gegen die Absicht Schröder's, es unaufgeführt bei Seite zu legen, nichts einzuwenden gehabt. So urtheilten meine musikalischen Freunde aber nicht; sie waren auch mit dieser Arbeit sehr zufrieden und wünschten mir Glück zu dem günstigen Erfolge. Schwenke schrieb eine ausführliche, sehr lobende Beurtheilung der Oper und wußte in dieser selbst die wohlbegründete Behauptung der Gegner, daß sie viele Reminiscenzen aus den Mozart'schen Opern enthalte, mit Geschick zu bekämpfen, indem er zwar zugab, daß die Form der Musikstücke, sowie die ganze Faktur an Mozart erinnere, dies aber zugleich als einen

Vorzug geltend zu machen suchte. Hierdurch auf mich aufmerksam geworden, fühlte ich jedoch die Nothwendigkeit, mich davon frei zu machen und glaube dies auch schon in meiner nächsten dramatischen Arbeit, dem „Faust", vollständig erreicht zu haben.

Schwenke hatte mit meiner Genehmigung schon längst einen Clavierauszug aus der Oper gemacht, der nun bei Böhm in Hamburg erschien und bald eine weite Verbreitung fand.

Von dem Concerte, welches ich im Verein mit meiner Frau und Hermstedt damals in Hamburg gab, erinnere ich mir nicht viel mehr, als daß Letzterer auch dort durch seine ausgebildete Virtuosität großes Aufsehen erregte. Eine deutlichere Erinnerung habe ich aber noch von einem Concerte in Altona, bei welchem wir, wie auch mehrere unserer Hamburger Freunde, mitwirkten und in welchem uns allerlei kleine Unfälle begegneten, die später Stoff zu vielen Neckereien gaben.

Dieses Concert war von einem reichen Altonaer Musikfreunde veranstaltet worden, der die Hamburger Mitwirkenden zu einem luxuriösen Essen einlud. Nachdem die Gesellschaft zwei Stunden getafelt und fleißig dem Champagner zugesprochen hatte, wurde sie so fröhlich und ausgelassen, daß Niemand mehr an das nun folgende Concert dachte. Der Schrecken war daher allgemein, als plötzlich ein Bote erschien und meldete, das zahlreich versammelte Publikum werde ungeduldig und verlange das Beginnen des Concertes. Man brach nun eiligst nach dem Concertsaale auf; doch war eigentlich Niemand mehr in der gehörigen Verfassung, um öffentlich auftreten zu können. Auffallend war dabei, daß die sonst Zaghaften nun die Muthigsten geworden waren. Das Altonaer Dilettanten-Orchester, dem die Hamburger Künstler als Kern und Stütze dienen sollten, war schon aufgestellt, und das Concert begann daher sogleich mit einer Ouvertüre von Romberg, die er selbst leitete. Er, dem man nicht mit Unrecht vorwarf, daß er die Tempi seiner Compositionen stets zu langsam nehme, übereilte das Allegro seiner Ouvertüre diesmal dermaßen,

daß die armen Dilettanten gar nicht mitkommen konnten. Es fehlte daher nicht viel, so wäre schon in der Ouvertüre umgeworfen worden. Nun folgten wir, meine Frau und ich, mit einer Sonate für Harfe und Violine, die wir, wie immer, ohne Noten vortragen wollten. Als wir schon saßen, und ich eben zu beginnen dachte, flüsterte mir meine Frau, die sonst die Besonnenheit selbst war, ängstlich zu: „Um des Himmelswillen, Louis, ich kann mich nicht besinnen, welche Sonate wir spielen wollen, und wie sie anfängt!" Ich sang ihr den Anfang heimlich in's Ohr und brachte sie so wieder zu der nöthigen Ruhe und Besonnenheit. Unser Spiel ging nun auch ohne Unfall zu Ende und erwarb uns großen Beifall. Nun sollte Madame Becker eine Arie singen und war auch bereits von Romberg auf die Orchester-Erhöhung geführt worden, als sie, zum großen Erstaunen des Publikums, plötzlich wieder davonlief und im Nebenzimmer verschwand. Voller Besorgniß, daß sie krank geworden, eilte ihr Dorette nach. Doch kehrten Beide bald zurück und ich erfuhr nun von meiner Frau, daß der Sängerin in Folge des Diner's der Athem gefehlt, und sie daher erst die Kleider habe lockern müssen.

Nun folgte Hermstedt mit einer schweren Composition von mir. Er, der sonst beim öffentlichen Auftreten mit der ängstlichsten Vorsicht zu Werke ging, hatte heute im tollen Uebermuth des Champagner-Rausches ein neues noch nicht erprobtes Blatt dem Mundstück seiner Clarinette aufgeschraubt und rühmte sich dessen auch noch gegen mich, als ich das Orchester bestieg. Mir ahnte gleich nichts Gutes. Das Solo meiner Composition begann mit einem lang ausgehaltenen Tone, den Hermstedt kaum hörbar ansetzte und nach und nach zu enormer Kraft anwachsen ließ, womit er stets große Sensation machte. Auch diesmal begann er so, und das Publikum hörte dem Anwachsen des Tones mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Als er ihn aber zur höchsten Kraft steigern wollte, überschlug sich das Blatt und gab einen Mißton, ähnlich dem, wenn eine Gans aufschreit. Das Publikum lachte, und der

nun plötzlich nüchtern gewordene Virtuos wurde leichenblaß vor Schrecken. Doch faßte er sich bald und trug nun alles Uebrige in gewohnter Vollendung vor, so daß ihm am Schluß enthusiastischer Beifall nicht fehlte.

Am schlimmsten erging es aber dem armen Schwenke. Ihm hatte das Diner die Hosenschnalle gesprengt, ohne daß er es bemerkt hatte. Als er nun bei einem Potpourri mit Quartettbegleitung, das ich zum Schluß des Concertes spielte, zur Uebernahme der Violapartie auf die Erhöhung des Orchesters getreten war, fühlte er bald nach Beginn der Musik, daß ihm durch die Bewegung der Bogenführung das Beinkleid zu sinken begann. Viel zu gewissenhafter Musiker, um von seinen Noten etwas auszulassen, wartete er ganz ruhig die Pausen ab, um das Beinkleid wieder heraufzuziehen. Seine Noth blieb dem Publikum nicht lange verborgen und erregte große Heiterkeit. Als ihn nun aber am Ende des Potpourris eine Sechzehntel-Bewegung dermaßen schüttelte, daß das Sinken des Beinkleids bedenkliche Fortschritte machte und ans Unanständige zu streifen drohte, da konnte das Publikum sich nicht mehr halten und brach in allgemeines Kichern aus. So wurde durch diese Störung meines Solovortrags auch ich mit in die allgemeine Calamität des Tages hineingezogen.

Bei der Rückkehr nach Gotha fand ich einen Brief von Bischoff vor, in welchem dieser mir mittheilte, er sei vom Gouverneur von Erfurt aufgefordert worden, dort im nächsten Sommer zur Feier des Napoleonstages, am 15. August, ein großes Musikfest zu veranstalten. Er sei auch bereits mit ihm über die Bedingungen einig geworden und bitte mich nun, die Leitung desselben zu übernehmen und für den ersten Tag ein neues Oratorium zu schreiben. Ich hatte mir längst gewünscht, mich auch einmal im Oratorienstyl versuchen zu können und ging gern auf diesen Vorschlag ein. Es war mir bereits von einem jungen Dichter in Erfurt der Text eines Oratoriums angetragen worden,

in welchem ich großartige Momente für Composition gefunden hatte. Es hieß: „Das jüngste Gericht".

Ich erlangte das Buch und machte mich sogleich an die Arbeit. Bald fühlte ich jedoch, daß es mir für den Oratorienstyl noch zu sehr an Gewandtheit im Contrapunkte und im Fugiren fehlte und unterbrach daher meine Arbeit, um erst die nöthigen Vorstudien dafür zu machen. Von einem meiner Schüler erborgte ich Marpurg's „Kunst der Fuge" und vertiefte mich sogleich in das eifrige unausgesetzte Studium dieses Werkes. Nachdem ich nach dieser Anleitung ein halbes Dutzend Fugen geschrieben hatte, von denen mir die letzteren ganz gut gerathen schienen, nahm ich die Composition meines Oratoriums wieder auf und vollendete es nun, ohne wieder davon abzulassen. Nach dem Verzeichnisse ist es im Januar 1812 begonnen und im Juni beendigt worden. Es würde daher zum Ausschreiben und Einüben desselben bis zur Aufführung an der nöthigen Zeit gefehlt haben, hätte ich nicht die beiden ersten Theile des Werkes schon früher, gleich nach ihrer Vollendung, an Bischoff eingesandt. Es konnten deshalb nicht nur die Chöre sorgfältig eingeübt werden, sondern ich fand auch die nöthige Zeit, um die Orchesterpartie mit meiner Kapelle, die wieder den Kern des großen Erfurter Orchesters bilden sollte, im voraus einzustudiren. So gelang es, trotzdem daß das Werk sehr schwer ist, nach einer einzigen gemeinschaftlichen Probe eine ziemlich gelungene Aufführung davon zu Stande zu bringen. Nur einer der Solosänger, der die Partie des Satanas sang, konnte nicht genügen. Ich hatte diese durch starke Instrumente gedeckte Partie auf Anrathen Bischoff's einem Dorfschulmeister bei Gotha übertragen, der in der ganzen Umgegend wegen seiner kolossalen Baßstimme berühmt war. An Kraft der Stimme, um ein ganzes Orchester zu überschreien, fehlte es ihm allerdings nicht, wohl aber an Schule und Musik, um die genannte Partie befriedigend vortragen zu können. Ich studirte sie ihm selbst ein und gab mir große Mühe, ihn ein wenig zuzustutzen, doch ohne großen Erfolg. Denn als es zum

Treffen kam, hatte er alle Lehren und Ermahnungen völlig vergessen und legte mit seiner barbarischen Stimme dermaßen los, daß er die Zuhörer zuerst in Schrecken versetzte und dann zum Lachen reizte. Bei dem Uebertreiben seiner Stimme intonirte er überdies fast immer zu hoch und verdarb so noch mehrere der effektvollsten Momente des Oratoriums. Ich litt unendlich dabei, und die Freude an meinem Werke wurde mir sehr verbittert. Doch gefiel es demungeachtet allgemein und wurde in dem ausführlichen Berichte über das Musikfest in einem Thüringer Blatte höchst günstig beurtheilt. Eine andere Kritik, die in einem süddeutschen, wenn ich nicht irre, Frankfurter Blatte erschien, hatte aber Vieles an dem Werke auszusetzen und war überhaupt in einem bittern, gehässigen Tone geschrieben. Ich hatte viele Jahre den Hofrath André in Offenbach im Verdacht, diese boshafte Kritik geschrieben zu haben, da er in Gesellschaft zweier seiner Schüler, Arnold und Aloys Schmidt, dem Musikfeste beiwohnte. Was mich, trotzdem daß sich André mündlich beifällig über das Werk gegen mich geäußert hatte, auf diesen Verdacht führte, ist mir nicht mehr erinnerlich; André hat mir jedoch in späteren Jahren, als ich ihn darüber befragte, versichert, nicht der Verfasser zu sein. Ich selbst hielt das Werk damals nicht nur für das Beste, was ich bis dahin geschrieben hatte, sondern meinte auch, niemals etwas Schöneres gehört zu haben. Noch jetzt habe ich für einige Chöre und Fugen, sowie für die Partie des Satanas, eine solche Vorliebe, daß ich sie fast für das Großartigste erklären möchte, was ich je zu Stande gebracht habe. Ein Anderes ist es aber mit den übrigen Sätzen, besonders mit den Solopartien von Jesus und Maria. Diese sind ganz in dem damaligen Cantatenstyl geschrieben und mit Bravoursätzen und Coloraturen überladen. Ich fühlte auch bald nachher das Ungehörige dieses Styles und faßte in späteren Jahren wiederholt den Vorsatz, diese Solopartien umzuschreiben. Wenn ich aber damit beginnen wollte, schien es mir doch, als könne ich mich nicht mehr hineinfinden, und so

unterblieb es. Das Werk, so wie es war, zu veröffentlichen, konnte ich mich nicht entschließen. So ist es denn in späteren Jahren völlig unbenutzt liegen geblieben.

Da die erwähnte Feier des Napoleons-Tages kurz vor dem russischen Feldzuge die letzte war, die in Erfurt, sowie überhaupt in Deutschland stattfand, so hat man es ominös finden wollen, daß der Hauptbestandtheil desselben „das jüngste Gericht" war.

* * *

Im Herbst 1812 erbat ich für mich und meine Frau wieder Urlaub zu einer Kunstreise, der auch nach einigem Widerstreben von Seiten der Herzogin bewilligt wurde. Wir nahmen diesmal die Richtung nach Wien, als die vom Krieg und Truppendurchzügen am wenigsten beunruhigte. Unser erster Aufenthalt war zu Leipzig, wo wir in einem Concerte Hermstedt's mitwirkten und wo ich darauf mein neues Oratorium aufführte. Ueber jenes berichtet die Musikalische Zeitung folgendermaßen:

„Das Concert des Herrn Hermstedt war schon von Seiten der aufgeführten Compositionen eines der ausgezeichnetsten, die man hören kann. Bis auf die Ouvertüre von Mozart und die Scene von Righini waren alle Stücke vom Concertmeister Spohr und, das Clarinetten-Concert abgerechnet, ganz neu geschrieben. Dies Concert, das erste aus C-moll und als Composition an sich wohl das vortrefflichste aller Concerte für dieses Instrument, wurde auch diesmal mit großem Vergnügen gehört. Eine große Sonate für Violine und Harfe, gespielt von Herrn Spohr und seiner Gattin, deren erster Satz in Erfindung und Ausarbeitung meisterhaft genannt werden muß, deren zweiter in einem allerliebsten Potpourri aus glücklich zusammengestellten und sehr gefällig behandelten Melodien der „Zauberflöte" besteht, — dieses sowie jedes der übrigen Stücke wurde mit dem lautesten Beifall aufgenommen. Wir hörten aber noch ein Violinconcert*),

*) Es wird das sechste, Op. 28, gewesen sein.

gespielt von Herrn Spohr, und ein Potpourri für die Clarinette mit Orchester. In jenem hat uns das erste Allegro, was Composition und Vortrag anlangt, am wenigsten gefallen wollen. Es schien uns hin und wieder verkünstelt und überladen, auch für seinen Gehalt zu lang; der Vortrag des Virtuosen aber nicht überall klar und deutlich genug. Allein das Adagio gehört in Composition und Vortrag unter das Schönste, was wir je auf diesem Instrumente gehört haben und wir dürfen sagen unter das Allerschönste, was je von einem Virtuosen geleistet worden ist."

Auch über das Oratorium wurde im Ganzen günstig berichtet. Es enthalte „der originellen, einnehmenden, zum Theil wirklich hinreißenden, aber auch einander so sehr drängenden, so schnell verdrängenden Details sehr viele." Jeder Zuhörer — möge er mit Spohr in seinen Ansichten vom Oratorium übereinstimmen oder nicht, möge er namentlich die Weise desselben, fast alle Gattungen der Behandlung und des Styles zu vermischen oder vielmehr sie im Wechsel auftreten zu lassen, billigen oder nicht — jeder Zuhörer werde dies Werk nicht ohne lebhafte Theilnahme und mehrere der Hauptpartien nicht ohne Bewunderung und wahre Freude hören können.

In Dresden scheine ich mich auf dieser Reise, nach einem Berichte der Musikalischen Zeitung vom 8. November, nicht aufgehalten zu haben. In Prag aber gab ich schon am 12. November ein Concert und führte dann acht Tage später im Theater mein Oratorium auf. Ueber ersteres findet sich in der Musikalischen Zeitung ein sehr lobender Bericht. Namentlich wird die „entzückende Einheit" des Vortrags, woraus „die vollkommenste harmonische Vermählung des vortrefflichen Künstlerpaares deutlich zu erkennen gewesen sei", hervorgehoben.

Von der Aufführung des Oratoriums erinnere ich mir nur noch, daß Fräulein Müller, später Madame Grünbaum, entzückend schön darin sang und daß das Werk vom Publikum sehr gut aufgenommen wurde.

Ich eilte nun dem Hauptziel meiner Reise entgegen. Wien war damals unbestritten die Hauptstadt der musikalischen Welt. Die beiden größten Componisten und Reformatoren des Kunstgeschmackes, Haydn und Mozart, hatten dort gelebt nnd ihre Meisterwerke geschaffen. Noch lebte die Generation, die sie entstehen sah und an ihnen ihren Kunstgeschmack herangebildet hatte. Der würdige Nachfolger dieser Kunstheroen, Beethoven, weilte noch daselbst und befand sich eben im Glanzpunkte seines Ruhmes und der Kraft seines Schaffens. In Wien wurde daher bei Kunstleistungen stets der höchste Maßstab angelegt, und dort gefallen, — hieß sich als Meister bewähren.

Ich fühlte mein Herz klopfen, als wir über die Donaubrücke fuhren und ich an mein bevorstehendes Debüt dachte. Meine Befangenheit wurde noch durch den Gedanken gesteigert, daß ich mit dem größten Geiger der Zeit würde wetteifern müssen; denn in Prag hatte ich erfahren, daß Rode eben aus Rußland zurückgekehrt sei und in Wien erwartet werde. Lebhaft gedachte ich noch des überwältigenden Eindrucks, den Rode's Spiel vor zehn Jahren in Braunschweig auf mich gemacht hatte, und wie ich Jahre lang bemüht gewesen war, dessen Methode und Vortragsweise mir anzueignen. Ich war daher im höchsten Grade gespannt, ihn nun wieder zu hören, um hiernach meine eigenen Fortschritte bemessen zu können. Meine erste Frage, als ich aus dem Wagen stieg, war deshalb auch, ob Rode schon angekommen sei und bereits ein Concert angekündigt habe. Man verneinte dies, setzte aber hinzu, er werde schon seit längerer Zeit erwartet.

Es lag mir nun sehr daran, noch vor Rode gehört zu werden, und ich beeilte daher so viel als möglich mein Concert. Es gelang mir auch, zuerst aufzutreten; doch war Rode schon angekommen und wohnte dem Concert bei. Zu meinem Erstaunen fühlte ich mich dadurch weniger geängstigt, als begeistert und spielte so gut, als ich es vermochte. Die Musikalische Zeitung berichtete über mein Auftreten bei „gedrängt vollem Hause“ wie folgt:

„Am 17. December hatten wir das Vergnügen, Herrn Louis Spohr und seine Gattin in einem Concert zu bewundern. Referent unterschreibt gern die über dies brave Künstlerpaar in Ihrer musikalischen Zeitung gefällten Urtheile und kann nur hinzusetzen, daß auch hier ihr meisterhaftes Spiel allgemein entzückte. Herr Spohr spielte ein Violinconcert mit spanischem Rondo, und am Schlusse einen Potpourri, beides von seiner Composition; mit seiner Frau aber eine von ihm gesetzte Sonate für Pedalharfe und Violine. Die Composition sowohl des Concertes, als dieser Sonate, war bedeutend, und zeichnete sich nicht wenig vor den wässerigen, zusammengestoppelten Producten aus, womit viele ausübende Tonkünstler, ohne Talent und ohne Beruf zur Composition, hier auftreten."

Auf den Rath wohlwollender Freunde verzichtete ich darauf, mein Oratorium auf eigene Rechnung zu geben, wie ich anfangs in einem zweiten Concerte beabsichtigte, weil bei den bedeutenden Kosten, die ein großes Orchester und ein zahlreicher Chor noch über die gewöhnlichen Concertkosten verursachen mußten, nicht zu hoffen stand, daß etwas gewonnen werden könne. Da ich jedoch dieses Werk, welches ich noch immer für eines der großartigsten seiner Gattung hielt, gern auch in Wien zu Gehör bringen wollte, so trug ich es der musikalischen Wittwen- und Waisengesellschaft zu einer Aufführung für ihren Fond an, und stellte nur die Bedingung, daß diese Aufführung eine stark besetzte und von den vorzüglichsten Sängern und Instrumentalisten Wiens unterstützte sein müsse. Die Gesellschaft kam diesem Verlangen auch vollständig nach, indem sie ein Personal von dreihundert Mitwirkenden aus den besten Künstlern der Stadt zusammenbrachte. Das Werk wurde in zwei großen Proben sorgfältig eingeübt und ging bei der Aufführung so gut, wie ich es noch nicht gehört hatte. Ich begeisterte mich von neuem für meine Schöpfung, und mit mir auch viele der mitwirkenden Musiker, unter diesen besonders der Orchesterdirektor des Theaters an der Wien, Herr Clement. Dieser hatte sich

in das Werk so hineingehört, daß er mir am folgenden Tage nach der Aufführung mehrere große Nummern, Note für Note, mit allen Harmoniefolgen und Orchesterfiguren auf dem Piano vorspielen konnte, ohne je die Partitur gesehen zu haben. Clement besaß aber auch ein musikalisches Gedächtniß, wie vielleicht nie ein anderer Künstler. Man erzählte sich damals in Wien, daß er „die Schöpfung" von Haydn, nachdem er sie mehreremale gehört hatte, so auswendig wußte, daß er mit Hülfe des Textbuches einen vollständigen Clavierauszug davon machen konnte. Diesen brachte er dem alten Haydn zur Ansicht, der nicht wenig darüber erschrocken war, weil er im ersten Augenblick glaubte, man habe ihm seine Partitur entwendet oder heimlich kopirt. Er fand bei näherer Ansicht den Clavierauszug so getreu, daß er ihn, nachdem Clement noch eine Durchsicht nach der Partitur vorgenommen hatte, zur Herausgabe adoptirte.

Bevor mein Oratorium zur Aufführung kam, hatte ich noch einen Strauß mit der Censur, wodurch das ganze Unternehmen beinahe gescheitert wäre. Man wollte die Namen von Maria und Jesus in dem Personen-Verzeichnisse des Textbuches und als Ueberschrift über das, was sie zu sagen haben, nicht dulden. Nur mit dieser Auslassung wurde, nach langen Verhandlungen, endlich der Druck des Textes genehmigt. Ich konnte mir diese Aenderung gefallen lassen, weil aus dem Inhalte leicht zu entnehmen war, wer die betreffende Person sei.

So sehr nun auch das Werk den Musikern gefiel und ihre Achtung vor meinem Compositions-Talente steigerte, so war die Aufnahme beim Publikum doch bei weitem nicht so glänzend, als die, welche mein Spiel und meine Concert-Compositionen gefunden hatten. Zwar fehlte es auch diesmal nicht an Beifallsbezeugungen, die Theilnahme war aber nicht so allgemein, um zur zweiten Aufführung, die drei Tage später stattfand, wieder ein zahlreiches Auditorium herbeizuziehen. Diese zweite Aufführung in Wien war die letzte, welche das Werk erlebt hat; denn in späteren

Jahren sah ich die Schwächen und Mängel desselben zu gut ein, als daß ich es hätte über mich gewinnen können, es nochmals öffentlich vorzuführen.

Ueber die erste Wiener Aufführung am 21. Januar hat die musikalische Zeitung ziemlich eingehend berichtet.

Der Hofkapellmeister Salieri hatte die Leitung des Ganzen, Herr Umlauf den Platz am Clavier und ich selbst die Direktion der Violinen übernommen. Die Hauptpartien sangen: Demoiselle Klieber, Madame Auenheim, Demoiselle Flamm und die Herren Anders, Wild und Pfeiffer. „Es ist schwer," sagt der Bericht, „hier in Wien mit der Composition eines Oratoriums aufzutreten, damit Aufsehen zu erregen oder dem Werke bleibende Dauer zu verschaffen — hier, wo so große gediegene Meisterwerke dieser Art zuerst ans Tageslicht getreten, Jedermann bekannt worden sind und ihrem Schöpfer bei der musikalischen Welt bleibenden Ruhm verschafft haben. Schon Herr Eibler versuchte es, die „vier letzten Dinge" ... in Musik zu setzen. Doch wurde sein Werk nur zweimal öffentlich aufgeführt, weil es ihm an einem durchaus gleichen und originellen Styl fehlte und dasselbe die Parallele mit den Werken des großen Vorgängers in dieser Gattung nicht halten konnte. Auch von Herrn Spohrs „jüngstem Gericht" dürfte dasselbe gesagt werden, obgleich der Componist dieses Werkes vorzüglich im strengen Satz entschieden noch mehr leistete, als der Verfasser der „vier letzten Dinge". Alle im strengen Styl gehaltenen Chöre und Fugen, gegen die man wohl nur in Nebendingen etwas aussetzen kann, haben wahren Kunstwerth, sind mit großem Fleiß bearbeitet und wurden auch allgemein laut und mit Enthusiasmus gewürdigt. Die Arien, Duetten und einzelnen Gesangstellen weichen aber zu sehr von dem ächten Style des Oratoriums ab, sind durchaus im Texte zu oft wiederholt und neigen sich mehr oder weniger zum italienischen Opernstyle. Einige gar zu auffallende Reminiscenzen aus der „Schöpfung" und vorzüglich aus der „Zauberflöte" vermindern den Werth

des Werkes in Hinsicht der Originalität. Der Chor der Teufel am Ende des ersten Theils würde in einem Ballette anschaulich dargestellt an seinem Platze sein. Herr August Arnold, Verfasser des Textes, hat freilich auch kein Stück Arbeit geliefert, das dem Componisten zur musikalischen Bearbeitung genügen konnte. ... Der Saal war kaum zur Hälfte voll. Am 24. wurde dies Oratorium wiederholt vor kaum zweihundert Zuhörern. Ein Werk dieser Art sollte aber auch in einer so lebenslustigen Stadt nicht in der Carnevalszeit aufgeführt werden!" —

Vierzehn Tage nach meinem ersten Auftreten kam denn auch Rode's Concert an die Reihe. Er hatte, gestützt auf seinen europäischen Ruf, das größte Concertlokal Wiens, den großen Redoutensaal, gewählt und fand ihn auch ganz gefüllt. Ich erwartete in fast fieberhafter Aufregung den Beginn von Rode's Spiel, welches mir vor zehn Jahren als höchstes Vorbild gegolten hatte. Doch schon nach dem ersten Solo schien es mir, als sei Rode in dieser Zeit zurückgeschritten. Ich fand jetzt sein Spiel kalt und manierirt, vermißte die frühere Kühnheit in Besiegung großer Schwierigkeiten und fühlte mich besonders unbefriedigt vom Vortrage des Cantabile. Auch die Composition des neuen Concertes schien mir weit hinter der des siebenten in A-moll zurückzustehen. Bei dem Vortrage der E-dur-Variationen, die ich schon vor zehn Jahren von Rode gehört hatte, überzeugte ich mich vollends, daß dieser an technischer Sicherheit viel eingebüßt habe; denn nicht nur hatte er sich mehrere der schwierigsten Stellen vereinfacht, er trug auch diese erleichterten Passagen noch zaghaft und unsicher vor. Auch das Publikum schien unbefriedigt; wenigstens wußte er es nicht bis zum Enthusiasmus zu erwärmen. Der Berichterstatter der Musikalischen Zeitung sagt ebenfalls, daß Rode die Erwartung des Publikums „nicht ganz" befriedigt habe. „Sein Bogenstrich", fährt der Bericht fort, „ist lang, groß und kräftig, sein Ton voll und stark — ja fast zu stark, schneidend, er hat eine richtige, reine Intonation und ist in Sprüngen

bis in die entfernteste Höhe sicher; seine Doppelgriffe, obgleich dieselben nur sparsam vorkommen, sind gut und er überwindet im Allegro mit Leichtigkeit große Schwierigkeiten: dagegen mangelt ihm das, was alle Herzen elektrisirt und hinreißt — Feuer und jene Annehmlichkeit, die sich weiter nicht beschreiben läßt, jener Zauber, der Alles entzückt und begeistert. Im Adagio war das Scharfschneidende seines Tones noch fühlbarer, als im Allegro; er ließ daher kalt. Auch die Composition wollte nicht recht Eingang finden; man fand sie gesucht und manierirt. Vielleicht mag die Größe des großen Redoutensaales Herrn Rode verleitet haben, den Ton so scharf herauszuheben, daß darüber die Annehmlichkeit verloren ging."

Acht Tage nach Rode's Concert gab ich im kleinen Redoutensaal mein zweites. Die Musikalische Zeitung sagt darüber: „Spohr bekundete sich ganz als großer Meister des Violinspiels. Er spielte von seiner Composition ein neues Violinconcert aus A-dur (als zehntes gestochen), welchem eine Einleitung aus A-moll feierlich und langsam voranging. Das Adagio war aus D-dur. Ein allerliebstes Rondo endigte. Spohr ist unstreitig im Angenehmen und Zarten die Nachtigall unter allen jetzt lebenden, wenigstens uns bekannten Violinspielern. Es ist kaum möglich, ein Adagio mit mehr Zartheit und doch so deutlich, verbunden mit dem geläutertsten Geschmacke vorzutragen; dabei überwindet er im geschwinden Zeitmaße sehr schwere Passagen und die größtmöglichste Spannung mit einer unglaublichen Leichtigkeit, wozu ihm freilich die Größe seiner Hand wohl zu statten kommt. Er erhielt heute abermals allgemeinen und ungetheilten Beifall und wurde wiederholt hervorgerufen, welche Ehre im Concerte — so viel wir uns erinnern — nur Herrn Polledro widerfuhr. Mit seiner Frau spielte Herr Spohr ein Allegro, welches sie mit viel Fertigkeit, Geschmack und Ausdruck auf der Harfe vortrug. Es dünkt uns, von allen uns bekannten Virtuosinnen auf diesem Instrumente besitze keine so viel Schule und

so viel inniges Gefühl im Ausdrucke, als Madame Spohr; dafür aber möchte Demoiselle Longhi mehr Kraft und Demoiselle Simonin-Pollet mehr Gleichheit im Spiele haben."

Ueber Rode's zweites Concert enthält die Musikalische Zeitung die Nachricht, daß er „bei sehr besuchtem Saale ungleich mehr Beifall gefunden, als neulich; im Cantabile aber auch diesmal den Erwartungen des Publikums nicht genugsam entsprochen habe."

Am 28. Januar spielte ich mit Seidler aus Berlin in dessen Concert und trug, wie ein Bericht sagt, „den Preis davon, obgleich das Spiel des Herrn Seidler lobenswerth war".

Ich konnte daher mit der Aufnahme, die ich als Künstler in Wien gefunden hatte, vollkommen zufrieden sein; denn auch die einheimischen Blätter erkannten mir den Preis zu. In Privatgesellschaften, wo ich in der Regel nicht nur die genannten Geiger, sondern auch den ausgezeichnetsten der einheimischen, Herrn Mayseder, antraf und mit allen diesen zu wetteifern hatte, wurde meinen Vorträgen ebenfalls besondere Anerkennung und Aufmerksamkeit geschenkt. Es gab dann immer erst einen Streit, wer beginnen sollte, denn Jeder wollte der Letzte sein, um seine Vorgänger zu verdunkeln. Ich aber, der überhaupt viel lieber ein gediegenes Quartett, als ein Solostück vortrug, weigerte mich niemals, den Anfang zu machen und wußte durch meine mir eigenthümliche Auffassungs- und Vortragsweise der klassischen Quartetten auch stets die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Gesellschaft zu gewinnen. Hatten dann die Anderen ein Jeder sein Paradepferd vorgeritten und bemerkte ich nun, daß die Gesellschaft mehr Sinn für dergleichen als für klassische Musik hatte, so holte ich zum Schlusse noch einen meiner schweren und brillanten Potpourri's herbei und wußte dann in der Regel auch die Bravour im Vortrage meiner Vorgänger noch zu überbieten.

Bei diesen häufigen Gelegenheiten, Rode zu hören, überzeugte ich mich immer mehr, daß dieser der vollkommene Geiger

der früheren Zeit nicht mehr war. Durch die ewige Wiederholung derselben und immer derselben Compositionen, hatte sich in den Vortrag nach und nach eine Manier eingeschlichen, die nun nahe an Karrikatur grenzte. Ich hatte die Unverschämtheit, ihm dies anzudeuten, indem ich ihn fragte, ob er sich denn gar nicht mehr erinnere, wie er seine Compositionen vor zehn Jahren gespielt habe. Ja, ich steigerte meine Impertinenz so weit, daß ich die Variationen in G-dur auflegte und ihm sagte, ich wolle sie ihm genau in der Weise vortragen, wie ich sie vor zehn Jahren so oft von ihm gehört hätte. Nach beendetem Spiel brach die Gesellschaft in großen Jubel aus, und so mußte mir denn auch Rode Schicklichkeitshalber ein Bravo zurufen; doch sah man deutlich, daß er sich durch meine Indelikatesse verletzt fühlte. Und das mit vollem Recht. Ich schämte mich bald derselben und erwähne des Vorfalles jetzt nur, um zu zeigen, wie sehr ich mich damals als Geiger fühlte.

In hohem Grade mit Wien zufrieden, dachte ich nun an meine Weiterreise, als mir ganz unerwartet vom Grafen Palffy, dem damaligen Besitzer des Theaters an der Wien, der Antrag zu einem Engagement bei demselben auf drei Jahre als Kapellmeister und Orchesterdirektor gemacht wurde. Da ich mich nicht entschließen konnte, meine und meiner Frau Anstellung auf Lebenszeit aufzugeben, lehnte ich es anfangs entschieden ab. Als mir aber Herr Treitschke, der den Unterhändler machte, mehr denn dreimal so viel Gehalt, als ich bisher gemeinschaftlich mit meiner Frau in Gotha bezogen hatte, antrug; als er mir erzählte, das Theater an der Wien werde bald das erste Deutschlands sein, da es dem Grafen gelungen sei, die vorzüglichsten jetzt lebenden Sänger dafür zu gewinnen und er nun die Bildung des Orchesters aus den vorzüglichsten Künstlern Wiens mir zu übertragen gedenke; als er mir ferner vorstellte, ich werde bei einem so vortrefflichen Theater die herrlichste Gelegenheit finden, mich auch als dramatischer Componist auszubilden und auszuzeichnen: da

konnte ich der Versuchung nicht länger widerstehen, erbat mir eine Frist, um mich mit meiner Frau zu benehmen und versprach, in einigen Tagen entscheidende Antwort zu sagen.

Bei dem großen Gehalte, der mir geboten und welcher den der beiden Hofkapellmeister Salieri und Weigl bedeutend überstieg, durfte ich hoffen, ein Drittheil, vielleicht die Hälfte davon zurücklegen zu können. Ferner konnte ich bei dem Ansehen, das ich mir als Künstler in Wien erworben hatte, mit Zuversicht darauf rechnen, durch Concerte, Composition und Unterrichtgeben noch ein Bedeutendes außerdem zu verdienen. Mithin war ich auch für den Fall, daß die gebotene Stellung nach drei Jahren aufhören sollte, für die nächste Zukunft gesichert und konnte dann einen von frühester Jugend an gehegten Lieblingsplan, nämlich den einer Reise nach Italien, in Gesellschaft von Frau und Kindern zur Ausführung bringen.

Mehr jedoch noch als Alles dieses bestimmte mich die mit erneueter Kraft erwachte Lust, für das Theater zu schreiben, die Vorschläge des Grafen anzunehmen. So wurde denn, nachdem auch Dorette ihre Zustimmung, wiewohl mit Kummer über die nun nothwendige Trennung von Mutter und Geschwistern, gegeben hatte, der schriftliche Vertrag unter Zuziehung eines befreundeten Notars abgeschlossen und unterzeichnet. Ich verpflichtete mich, als Orchesterdirektor bei allen großen Opern vorzuspielen, die Violinsoli in Opern und Balletten zu übernehmen und als Kapellmeister aus der Partitur zu dirigiren, wenn der andere daran verhindert sein sollte. Von kleineren Opern, Balletten und Schauspiel-Musiken war ich befreit. Ich trat nun zunächst in Verbindung mit dem Grafen Palffy und meinem neuen Collegen, dem Kapellmeister von Seyfried, um die Umgestaltung des Orchesters zu bewirken. Der Graf war in Bestimmung der Gehalte nicht knauserig; es gelang deshalb sehr bald, die begabtesten jungen Künstler für dasselbe zu gewinnen und ein Ensemble herzustellen, welches mein Orchester nicht nur

zu den besten in Wien, sondern auch zu einem der vorzüglichsten von ganz Deutschland erhob.

Unter den neu angestellten Mitgliedern befand sich auch mein Bruder Ferdinand, sowie einer der begabtesten meiner anderen Schüler, Moritz Hauptmann aus Dresden. Dieser war eben in Wien angekommen und wünschte sich dort zu fixiren. Mein Bruder aber trat erst im Frühjahre ein.

Ich hatte mir einen vierwöchigen Urlaub für den nächsten Frühling ausbedungen, um meine Angelegenheiten in Gotha zu ordnen und meine Kinder abzuholen. Vorher aber mußte ich mir noch eine Wohnung einrichten, um nach meiner Rückkehr eine eigene Haushaltung beginnen zu können. Dabei ereignete sich ein Vorfall, der nicht nur auf dieses Geschäft, sondern auch auf meine künstlerischen Arbeiten in Wien großen Einfluß hatte. Es war nämlich kaum in der Stadt bekannt geworden, daß ich dort bleiben werde, als eines Morgens ein angesehener Fremder bei mir eintrat, der sich als Herrn von Tost, Fabrikbesitzer und leidenschaftlichen Musikfreund, vorstellte und die Zudringlichkeit seines Besuches damit entschuldigte, daß er mir einen Antrag zu machen habe. Nachdem er Platz genommen, und ich mich ihm erwartungsvoll gegenübergesetzt hatte, erging er sich erst in Lobeserhebungen über mein Compositions-Talent und sprach dann den Wunsch aus, daß ich ihm Alles, was ich in Wien schreiben werde und etwa schon geschrieben habe, gegen ein angemessenes Honorar auf drei Jahre als Eigenthum überlassen möge, doch so, daß ich ihm die Original-Partituren überliefere und selbst keine Abschrift davon behalte. Nach drei Jahren wolle er die Handschriften zurückgeben, und ich könne sie dann veröffentlichen oder verkaufen. Nachdem ich einen Augenblick über diesen sonderbaren und räthselhaften Antrag nachgedacht hatte, warf ich zuerst die Frage auf, ob denn die Werke in diesen drei Jahren gar nicht zur Aufführung kommen sollten? Worauf Herr von Tost erwiederte: „O ja, so oft wie möglich, doch jedesmal von mir dazu hergeliehen

und nur in meiner Gegenwart.“ Er wolle, setzte er noch hinzu, mir die Gattung der Compositionen nicht vorschreiben; doch wünsche er vorzugsweise solche, die sich in Privatzirkeln aufführen ließen, also Quartetten und Quintetten für Streich-Instrumente und Sextette, Oktette und Nonette für Streich- und Blas-Instrumente. Ich möge mir seinen Vorschlag überlegen und das Honorar für jede Compositions-Gattung bestimmen. Darauf übergab er mir seine Karte und empfahl sich.

Meine Frau und ich versuchten vergebens, zu ergründen, was Herr von Tost mit seinem Antrag bezwecke, und ich beschloß daher, ihn geradezu darüber zu befragen. Vorher zog ich Erkundigungen über ihn ein und erfuhr, daß er ein reicher Mann sei, bei Znaim bedeutende Tuchfabriken besitze, Musik leidenschaftlich liebe und kein öffentliches Concert versäume. Dies klang ganz beruhigend, und ich beschloß, auf den Antrag einzugehen. Als Honorar für das dreijährige Abtreten meiner Handschriften setzte ich für ein Quartett dreißig, für ein Quintett fünfunddreißig Dukaten und so verhältnißmäßig mehr für die übrigen Kunstgattungen an. Als ich nun zu wissen wünschte, was Herr von Tost während der drei Jahre mit den Werken anzufangen gedenke, wollte er anfangs nicht mit der Sprache heraus und meinte, dies könne mir gleichgültig sein, sobald er sich schriftlich anheischig mache, meine Compositionen nicht zu veröffentlichen; als er jedoch bemerkte, daß ich noch immer nicht beruhigt war, setzte er hinzu: „Ich beabsichtige zweierlei. Erstlich will ich zu den Musikpartien, in welchen Sie Ihre Compositionen vortragen werden, eingeladen sein, deshalb muß ich diese in meinem Verschlusse haben; und zweitens hoffe ich auf Geschäftsreisen im Besitze solcher Kunstschätze ausgebreitete Bekanntschaften unter den Musikfreunden zu machen, die mir dann für mein Fabrikgeschäft wieder von Nutzen sein werden.“

Wenn mir auch die Spekulation des Herrn von Tost nicht recht einleuchten wollte, so mußte ich mir doch sagen, daß dieser jedenfalls eine hohe Idee von dem Werthe meiner Compositionen

habe. Dies bestach mich sehr und ließ keine weiteren Bedenklichkeiten aufkommen. Da nun auch Herr von Tost gegen die angesetzten Honorare und die Bestimmung, daß sie bei Ablieferung der Manuscripte auszuzahlen seien, nichts einzuwenden hatte, so wurde das Geschäft sogleich schriftlich abgeschlossen.

Ich hatte bereits ein Manuscript mit nach Wien gebracht, ein Solo-Quartett für Violine, welches ich auf der Reise vollendet hatte. Mit der Composition eines zweiten war ich eben beschäftigt. Dieses beschloß ich noch vor der Abreise nach Gotha fertig zu machen und dann beide an Herrn von Tost abzugeben.

Unterdessen war es mir geglückt, ganz in der Nähe des Theaters an der Wien eine passende Wohnung, die Bel-Etage in dem Hause eines Tischlers, zu finden. Da sie etwas verwohnt war, so ließ ich dieselbe neu malen und aufputzen und war nun im Begriff, sie auch zu möbliren. Ich lieferte daher meine beiden Quartetten an Herrn von Tost und erbat mir das Honorar von sechszig Dukaten, dabei bemerkend, daß ich des Geldes zu meiner häuslichen Einrichtung bedürfe. „Die werde ich Ihnen vollständig lieferen," entgegnete er, „und zwar viel wohlfeiler, als wenn Sie selbst einkaufen; denn ich stehe mit allen Leuten, mit denen Sie zu thun haben werden, in Geschäftsverbindung und kann daher billigere Preise erwirken, als Sie. Auch finde ich dabei Gelegenheit, noch alte Schuldenreste einzuziehen. Nennen Sie mir daher einen Tag, wo ich Sie nebst Ihrer Frau Gemahlin abholen kann, um gemeinschaftlich alles Nöthige auszusuchen."

So geschah es. Zuerst fuhren wir in die neue Wohnung, wo Herr von Tost mit großer Sachkenntniß ein Verzeichniß der nöthigen Gegenstände entwarf. Dann ging es von einem Gewölbe und Magazine zum anderen und meine Frau und ich hatten nur immer abzuwehren, daß er nicht zu viel und nicht immer gerade das Reichste und Prächtigste auswählte. Doch konnten wir es nicht hindern, daß für die Putzstube Möbeln von Mahagoni mit Seide überzogen und Vorhänge von gleichem Stoffe, und für

die Küche eine Masse von Tafel- und Küchengeschirr angeschafft wurden, wie sie besser für einen Kapitalisten, als einen anspruchslosen Künstler gepaßt hätten. Vergebens stellte Dorette vor, wir würden keine Gastereien geben und bedürften daher eine solche Menge von Geschirr nicht. Er ließ sich nicht irre machen und als ich die Befürchtung aussprach, die Einrichtung werde für meine Verhältnisse zu viel kosten, erwiederte er: „Sein Sie unbesorgt, es wird Ihnen nicht zu viel kosten; auch werde ich keine Baarzahlung verlangen. Sie können nach und nach Alles mit Ihren Manuscripten ausgleichen."

Dagegen ließ sich weiter nichts erinnern und so sahen wir uns im Besitze einer so glänzenden und zugleich geschmackvollen Einrichtung, wie sie gewiß keine andere Künstler-Familie der Stadt aufzuweisen hatte.

Ich ordnete nun Alles zu meiner Abreise. Meine Frau wurde von einer Dame ihrer Bekanntschaft, der Schwester des Advokaten Zizius, eines großen Musikfreundes, in dessen Hause wir oft musicirt hatten, eingeladen, bei ihr während meiner Abwesenheit zu wohnen, so daß ich sie ohne Besorgniß zurücklassen konnte.

Ich hatte erfahren, daß ein Leipziger Kaufmann im Begriffe nach seiner Heimath im eigenen Wagen mit Extrapost zurückzukehren, einen Reisegefährten suche; ich eilte daher, mich ihm als solchen anzutragen und wurde auch sogleich über die Bedingungen mit ihm einig. Ich erinnere mich nicht mehr seines Namens, wohl aber, daß er ein gebildeter und theilnehmender Gesellschafter war, von dem ich im besten Vernehmen schied. Wir fuhren ohne Aufenthalt bis Prag, blieben aber dort einen vollen Tag, um uns wieder zu erholen. Ich verbrachte ihn sehr angenehm im Hause meines Freundes Kleinwächter. Von Prag aus mußten wir die große Straße über Dresden verlassen, weil sich dort die Heere der kriegführenden Mächte gegenüberstanden und die Elbebrücke nicht zu passiren war, da einige Bogen derselben durch die Fran-

zosen gesprengt waren. Wir mußten uns einen Weg über das Erzgebirge suchen, auf dem wir zwar auch Truppen-Abtheilungen antrafen, von denen wir aber weder angehalten, noch zurückgewiesen wurden. So kamen wir ohne weitere Abenteuer glücklich bis Chemnitz. Hier aber sollte ich etwas erleben, wodurch ich dermaßen in Schrecken versetzt wurde, daß ich darüber in Ohnmacht fiel, was mir, bei meinem kräftigen Körperbau, weder vorher noch nachher je wieder geschehen ist.

Wir kamen um die Mittagszeit in Chemnitz an, als sich im Hôtel so eben eine zahlreiche Gesellschaft zum Mittagsessen niedersetzte. Wir schlossen uns an und ich fand meinen Platz zwischen meinem Reisegefährten und der Wirthin des Hauses. Während diese die Suppe vorlegte, wollte ich mir nach dem Beispiele der übrigen Gäste von einem vor mir liegenden großen schwarzen Brode ein Stück abschneiden. Ich setzte das Messer an, welches aber nicht von der Stelle wollte, weil es, wie sich nachher zeigte, auf einen kleinen, in die Rinde des Brodes mit eingebackenen Stein gerathen war. Ich glaubte daher, das Messer sei stumpf und steigerte die Kraft des Druckes. Nun sprang es aber plötzlich ab, fuhr mir in die Kuppe des linken Zeigefingers und schnitt ein bedeutendes Stück Fleisch davon ab, welches auf den Teller vor mir niederfiel. Ein Blutstrom folgte. Dieser Anblick, oder vielmehr der Gedanke, daß es nun mit meinem Violinspiele zu Ende sei, und ich nicht mehr im Stande sein werde, mich und die Meinigen zu ernähren, erschreckte mich so, daß ich bewußtlos vom Stuhle sank. Als mir nach etwa zehn Minuten die Besinnung zurückkehrte, sah ich die ganze Gesellschaft in Aufruhr und um mich beschäftigt. Mein erster Blick fiel auf meinen Finger, den ich mit einem großen Stück englischen Pflasters, das die hülfreiche Wirthin herbeigeholt hatte, umwickelt fand. Es hatte sich fest in die durch den Schnitt entstandene Vertiefung hineingelegt, und ich konnte nun zu meiner Beruhigung sehen, daß nicht die ganze Fingerkuppe abgeschnitten war, wie ich im ersten Schrecken gefürchtet

hatte. Doch war fast die Hälfte derselben nebst einem großen Stück vom Nagel fort. Da ich fast gar keinen Schmerz empfand, so ließ ich den Verband unangerührt und suchte erst in Leipzig einen Wundarzt auf, der das Pflaster aber ebenfalls liegen ließ und nur sorfältige Vermeidung aller unsanften Berührung des Fingers rieth.

So kam ich denn ziemlich getröstet bei den Meinigen in Gotha an. Den Hof fand ich sehr verstimmt über die beabsichtigte Uebersiedelung nach Wien; die Herzogin war so böse, daß ich große Mühe hatte, sie zu besänftigen, was mir um so schwerer fiel, da ich nicht einmal mehr, was sie so sehr gewünscht hatte, bei Hofe zum Abschiede spielen konnte. Auch meine Schwiegermutter war in hohem Grade betrübt. Ich beeilte mich daher, soviel als möglich, aus diesen unangenehmen Verhältnissen herauszukommen. Meinem alten Freunde Bärwolf hatte ich schon einige Wochen früher den Auftrag ertheilt, die Möbeln und Geräthe, die ich nicht mitzunehmen gedachte, unter der Hand zu verkaufen. Dies war nach Wunsch geglückt. Ich ließ daher das Zurückbehaltene, hauptsächlich Betten, Spiegel, Musikalien, Kleider, Wäsche u. dgl. einpacken und schickte es als Fracht nach Regensburg voraus. Acht Tage später folgte ich mit meinem Bruder Ferdinand, meinen beiden Kindern und einem jungen Mädchen, einer Waise, die meine Schwiegermutter aufgenommen und erzogen hatte und mir nun als Kindermädchen überließ.

Der Abschied von den Verwandten und dem lieben Gotha war ein sehr trüber; doch erheiterten wir uns, vom herrlichsten Reisewetter begünstigt, bald wieder, und ich ergötzte mich sehr an den naiven Bemerkungen der Kinder über die vielen, noch nie gesehenen Gegenstände. So kamen wir zwar sehr ermüdet, aber seelenvergnügt in Regensburg an. Dort verweilten wir einige Tage, während welcher ich Alles zur Donaufahrt nach Wien vorbereitete. Ich miethete um mäßigen Preis ein eigenes Schiff

und ließ meine bereits angelangten Frachtstücke darauf bringen. Die Betten wurden ausgepackt und zum Nachtlager unter dem Bretterhäuschen des Schiffes ausgebreitet. Die Koffer dienten als Sitzplätze. Da die Fahrt ohne anzuhalten, Tag und Nacht fortdauern sollte, so wurde auf vier bis fünf Tage Proviant eingekauft. Die Schiffsgesellschaft bestand außer mir und den Meinigen aus dem Schiffer, seiner Frau, welche die Küche besorgte, dem Schiffsknechte und drei Handwerksburschen, welchen ich freie Fahrt und Kost gab, wofür sie sich anheischig gemacht hatten, fleißig zu ruderen.

Es war im Mai zur Zeit des Vollmonds und der tiefblaue Himmel war über die reizenden Gegenden ausgebreitet. Der Frühling hatte so eben die ganze Natur in sein erstes saftiges Grün gekleidet und die Obstbäume standen noch in der prächtigsten Blüthe. Die buschigen Ufer des herrlichen Stromes waren von zahlreichen Nachtigallen bewohnt, die besonders während der stillen, hellen Nächte unaufhörlich schlugen. Es war eine Fahrt zum Entzücken, und ich habe mich fortwährend durch mein ganzes, langes Leben hindurch bestrebt, sie unter ähnlichen günstigen Umständen noch einmal machen zu können; doch leider vergeblich.

Als wir den berühmten Strudel und den Wirbel passirten, was zu jener Zeit noch nicht ganz gefahrlos geschehen konnte, wurde unser bis dahin sehr jovialer Schiffer plötzlich ernst und ermahnte die Ruderer eindringlich, seinen Anordnungen auf das Pünktlichste nachzukommen. In dem Augenblicke, als uns der reißende Strom ergriff, erblaßte er, die Frau warf sich auf die Knie und heulte mehr, als sie es sprach, ein Gebet an die heilige Jungfrau; auch selbst mir schien der Moment voll großer Gefahr zu sein. Ich ermahnte daher meinen Bruder, der wie ich ein geübter Schwimmer war, im Falle eines Unglücks mir bei Rettung der Kinder beizustehen. Doch kamen wir die abschüssige Stromschnelle glücklich hinab und wichen auch dem Wirbel, der

übrigens nur für ganz kleine Kähne gefahrdrohend ist, mit Erfolg aus.

Auf dem Felsen, der am Ende des Strudels mitten im Strome liegt und durch das Zurückwerfen der Fluthen den Wirbel erzeugt, wohnte damals ein alter Einsiedler, der von den Gaben der Vorbeireisenden lebte. Er fuhr in seinem kleinen Kahne zum großen Ergötzen der Kinder, die noch keinen Eremiten gesehen hatten, auch an unser Schiff heran und empfing die übliche Spende.

Am vierten Tage unserer Wasserfahrt kamen wir gegen Abend in Wien an und sahen schon von weitem Doretten in Gesellschaft ihrer Wirthe am Landungsplatze unserer harren. Das war ein beglückendes Wiedersehen! Noch an demselben Abende wurde das Gepäck in die neue Wohnung gebracht, die wir Tags darauf bezogen.

Meine Wunde war bei meiner Ankunft in Wien fast geheilt. Zu meinem Erstaunen und noch viel mehr zu dem der Wundärzte, denen ich davon erzählte, war unter dem englischen Pflaster, welches noch immer den Finger umhüllte, neues Fleisch an der Stelle des ausgeschnittenen gewachsen und hatte sich nach und nach bis zu dem früheren Umfange der Fingerkuppe ausgedehnt. Auch das fehlende Stück Nagel war wieder gewachsen, doch nur nothdürftig mit dem übrigen Nagel verbunden, so daß eine Vertiefung zurückgeblieben war, die noch jetzt sichtbar ist und den Umfang des damals Weggeschnittenen deutlich erkennen läßt. Mit Hülfe eines Ueberzuges von Leder konnte ich meinen Finger wieder gebrauchen und wenn auch nicht gleich Solo spielen, doch meinen Dienst im Orchester beginnen.

Ich führte nun ein sehr thätiges, im Genusse des Familienglückes auch höchst zufriedenes Leben. Der frühe Morgen fand mich schon am Clavier oder am Schreibtische, und auch jede andere Tageszeit, die mir der Orchesterdienst und mein Unterrichtgeben frei ließ, wurde der Composition gewidmet. Ja, mein Kopf gährte

und arbeitete damals so unaufhörlich, daß ich selbst auf den Wegen zu meinen Schülern, sowie auf Spaziergängen fortwährend componirte und dadurch bald die Fertigkeit gewann, lange Perioden, ja ganze Musikstücke, im Kopfe vollständig auszuarbeiten, die dann ohne weitere Nachhülfe niedergeschrieben werden konnten. Sobald dies geschehen, waren sie im Gedächtnisse wie ausgelöscht, und ich hatte wieder Raum für neue Combinationen. Dorette schmälte oft auf unseren Spaziergängen über dieses unaufhörliche Denken und war froh, wenn das Geplauder der Kinder mich davon abzuziehen vermochte. War dies einmal geschehen, so gab ich mich gern den äußeren Eindrücken hin; nur durfte man mich nicht wieder in mein Grübeln zurückfallen lassen, was Dorette auch stets mit großer Gewandtheit zu verhüten wußte.

Wir lernten schon im ersten Sommer unseres Aufenthaltes zu Wien die herrliche Umgebung der Stadt recht genau kennen, da wir fast jeden schönen Abend, in welchem ich im Theater unbeschäftigt war, im Freien zubrachte. Dann suchten wir, unser einfaches Abendessen in einem vom Kindermädchen getragenen Körbchen mit uns führend, irgend eine schöne Aussicht auf, um den Sonnenuntergang zu sehen. So haben wir manchen glücklichen Abend bei „der Spinnerin am Kreuz", wo man eine besonders herrliche und reiche Uebersicht der Stadt hat, verlebt. Sonntags nahmen wir dann auch wohl an der Linie einen Zeiselwagen und machten weitere Ausflüge nach dem Leopoldsberge oder der Brühl, oder nach Laxenburg und Baden.

Der Lieblings-Spaziergang der Kinder war aber immer nach Schönbrunn zur Menagerie oder in den Prater zum sogenannten „Dörfl", wo sie die Caroussele, die Puppen- und Hunde-Komödien und andere Herrlichkeiten immer mit neuem Entzücken erfüllten. Ich und meine Frau, im Gemüth selbst noch halbe Kinder, nahmen an der Freude unserer Lieblinge den innigsten Antheil. Es war eine schöne, frohe und sorgenlose Zeit!

Meine erste Arbeit nach der Rückkehr von Gotha war die

Composition des „Faust.“ Ich hatte vor der Reise einen anderen Stoff im Auge, den mir Theodor Körner als Oper bearbeiten wollte. Bald nach meiner Ankunft in Wien machte ich die Bekanntschaft des jungen Dichters, der schon damals wegen seiner Liebenswürdigkeit sowohl, als des Erfolges seiner Theaterstücke sehr gefeiert wurde. Ich traf ihn fast in allen Gesellschaften, wo ich spielte, und da Körner die Musik sehr liebte, so schlossen wir uns bald an einander an. Als es dann entschieden war, daß ich in Wien bleiben werde, bat ich Körner, mir eine Oper zu schreiben, wozu ich ihm die Sage vom Rübezahl vorschlug. Körner, der beide Aufführungen des „jüngsten Gerichts“ mit angehört und von meinem Compositions-Talent eine gute Meinung hatte, sagte ohne Bedenken zu und ging gern auf den ihm vorgeschlagenen Stoff ein. Doch plötzlich hieß es, Körner wolle als Freiwilliger unter Lützow's Reiterschaar gehen und für die Befreiung Deutschlands kämpfen. Ich eilte zu ihm und versuchte, wie viele andere meiner Freunde, ihm diesen Vorsatz auszureden; doch ohne Erfolg. Bald schon sahen wir ihn scheiden. Später wurde es bekannt, daß ihn nicht allein die Begeisterung für den deutschen Befreiungskampf, sondern eine unglückliche, unerwiderte Liebe zur schönen Schauspielerin Adamberger von Wien vertrieben und in den frühen Tod gestürzt hatte.

So sah ich meine Hoffnung, von dem jungen begabten Dichter ein Opernbuch zu bekommen, leider vereitelt und mußte mich nun nach einem anderen umsehen. Es kam mir daher gelegen, daß Herr Bernard seine Bearbeitung des Faust mir zur Composition antrug und bald hatten wir uns über die Bedingungen geeinigt. Einige Abänderungen, die ich wünschte, wurden vom Dichter während meiner Reise nach Gotha vorgenommen, so daß ich nach meiner Rückkehr augenblicklich beginnen konnte. Aus dem Verzeichnisse meiner Compositionen ersehe ich, daß ich diese Oper in weniger als vier Monaten, von Ende Mai bis Mitte September, geschrieben habe. Noch jetzt ist mir erinnerlich, mit welcher Begeisterung und Aus-

dauer ich daran arbeitete. Hatte ich einige Nummern vollendet, so eilte ich damit zu Meyerbeer, der sich damals in Wien aufhielt und bat ihn, sie mir aus der Partitur vorzuspielen, worin dieser sehr excellirte. Ich übernahm dann die Singstimme und trug sie in ihren verschiedenen Charakteren und Stimmlagen mit großer Begeisterung vor. Reichte meine Kehlfertigkeit nicht aus, so half ich mir mit Pfeifen, worin ich sehr geübt war. Meyerbeer nahm großes Interesse an dieser Arbeit, welches sich bis in die neueste Zeit erhalten zu haben scheint, da er während seiner Leitung der Berliner Oper den „Faust“ von neuem in Scene setzte und mit großer Sorgfalt selbst einübte.

Aber auch Pixis der Jüngere, der damals bei seinen Eltern in Wien wohnte, sowie Hummel und Seyfried, zeigten große Vorliebe für diese Oper, so daß ich sie mit den schönsten Hoffnungen auf einen glänzenden Erfolg dem Theater an der Wien zur Aufführung antrug. Graf Palffy, mit dem ich damals noch in gutem Vernehmen war, nahm sie auch sogleich an und versprach, sie baldmöglichst zu vertheilen und zur Aufführung zu bringen. Ich hatte bei der Arbeit das Personal meines Theaters zwar im Auge gehabt, den Faust für Forti, den Mephistopheles für Weinmüller, den Hugo für Wild, den Franz für Gottdank, die Kunigunde für Madame Campi und das Röschen für Demoiselle Teiner geschrieben; es war mir aber doch, abgesehen davon, daß ich damals überhaupt noch nicht verstand, mich immer in den Schranken des natürlichen Stimmumfangs zu halten, allerlei aus der Feder geflossen, was für die genannten Sänger nicht paßte, wie z. B. die langen Coloraturen in der Arie des Hugo für Wild, der damals noch wenig Geläufigkeit besaß. Dies wurde später vom Grafen, als ich mich mit ihm entzweit hatte, als Vorwand benutzt, um seine Zusage zurückzunehmen, und wirklich kam die Oper, so lange ich in Wien war, gar nicht zur Aufführung. Einige Jahre später wurde sie dann mit vielem Erfolge gegeben und in neuerer Zeit mit noch

gesteigertem Beifall von neuem in Scene gesetzt. Ich, der ich mich von jeher nur so lange für meine Compositionen interessirte, als ich daran arbeitete nnd von ihnen erfüllt war, ertrug es mit großer Gemüthsruhe, daß meine Partitur in der Theaterbibliothek ungenützt ruhte und machte mich sogleich an neue Arbeiten. Selbst den Clavierauszug der Oper, den Pixis mit großer Liebe verfertigt hatte, ließ ich erst viele Jahre später bei Peters in Leipzig stechen.

Nach Beendigung des „Faust" glaubte ich nun zunächst meiner Verpflichtung gegen Herrn von Tost nachkommen zu müssen. Ich fragte deshalb bei ihm an, welche Kunstgattung ihm für diesmal die liebste sein werde. Mein Kunst-Mäcen sann ein wenig nach und meinte dann, ein Nonett, concertirend für die vier Streich-Instrumente, Violine, Viola, Violoncell und Contrabaß, und die fünf vornehmsten Blas-Instrumente, Flöte, Oboë, Clarinette, Horn und Fagott, so geschrieben, daß jedes dieser Instrumente seinem Character und Wesen gemäß hervortrete, möchte doch wohl eine eben so interessante, wie dankbare Aufgabe sein, und da er gar nicht zweifle, daß ich sie mit Glück lösen werde, so gebe er anheim, sie als die nächste Arbeit zu wählen. Ich fühlte mich durch die Schwierigkeit der Aufgabe angezogen, willigte mit Freuden ein und machte mich sogleich an die Arbeit. So entstand das bekannte Nonett, welches als Op. 31 bei Steiner in Wien erschienen und bis jetzt das einzige seiner Gattung geblieben ist. Ich vollendete es in kurzem und lieferte die Partitur an Herrn von Tost ab. Dieser ließ es ausschreiben und lud dann die ausgezeichnetsten Künstler Wiens zu sich ein, um es unter meiner Anleitung einzuüben. Dann wurde es in einer der ersten, mit dem Winter beginnenden, Musikpartien aufgeführt und erhielt so lebhaften Beifall, daß es im Laufe desselben noch oft wiederholt werden mußte. Herr von Tost erschien dann jedesmal mit der Musikmappe unter dem Arme, legte die Stimmen selbst auf die Pulte und schloß sie nach beendigtem

Vortrage sogleich wieder ein. Er fühlte sich durch den Beifall, den das Werk fand, so beglückt, als wäre er selbst der Componist. Auch die beiden Quartetten, die er im Manuscripte besaß, spielte ich häufig in Gesellschaften, und so wurde sein Wunsch, zu recht vielen Musikpartien eingeladen zu werden, vollständig erfüllt. Ja, bald war man es so gewohnt, wo ich spielte, auch Herrn von Tost mit seiner Musikmappe zu sehen, daß er eingeladen wurde, auch wenn ich keines seiner Manuscripte vortrug.

Vor dem Schlusse des Jahres 1813 schrieb ich noch ein Rondo für Harfe und Violine für meine Frau und mich, und ein Streichquartett für Herrn von Tost. Es ist das in G-dur, Op. 33, welches der Verleger aus Versehen als Nr. 2 bezeichnet hat. Es ist jedoch sechs Monate früher, als das in Es dur, geschrieben worden.

Wegen dieses Quartettes wurde ich in eine literarische Fehde verwickelt, welche die erste und auch die letzte gewesen ist, die ich meiner Compositionen halber je geführt habe. Es fand bei den Künstlern und Kunstkennern Wiens eine besonders günstige Aufnahme, und auch ich hielt es, und mit Recht, für das Beste, was ich bis dahin geschrieben hatte. Um so kränkender mußte es für mich sein, daß der Recensent eines damaligen Wiener Kunstblattes gar nichts Gutes daran finden wollte. Besonders fühlte ich mich durch die hämische Weise verletzt, womit derselbe von der theoretischen Bearbeitung des ersten Satzes sprach, die mein Stolz war und die Bewunderung der Kenner erregt hatte. Noch jetzt, nach so langer Zeit, erinnere ich mich jener Worte, die ungefähr so hießen: „Dieses ewige Wiederkäuen des Thema in allen Stimmen und Tonlagen kommt mir vor, wie wenn man einem dummen Bedienten einen Auftrag zu geben hat, den er nicht begreifen kann und den man daher unzählige Male in den verschiedensten Sprachwendungen wiederholen muß, damit er klar werde. Für solche dumme Bedienten scheint der Componist seine Zuhörer zu halten!“

Ich erfuhr bald, daß der ungenannte Recensent Herr von Mosel sei, der Componist einer lyrischen Tragödie „Salem", von der ich allerdings sehr vorlaut gesagt hatte: „Ich habe im Leben nichts Langweiligeres gehört." Dieses Urtheil war unglücklicher Weise dem Componisten zu Ohren gekommen und hatte seine Galle in so hohem Grade erregt. Herr von Tost, der auf meine Compositionen, besonders solche, die er in seiner Mappe hatte, stolzer war, als der Componist selbst, ließ nicht nach, bis ich eine Antikritik geschrieben hatte. Was ich zur Abwehr und besonders zur Vertheidigung meiner thematischen Durchführung sagte, erinnere ich mich nicht mehr, wohl aber, daß ich es an Seitenhieben auf „Salem" nicht fehlen ließ. Dies goß Oel in's Feuer, und so entspann sich eine Fehde, die noch lange fortgesetzt worden wäre, hätte nicht die Censur einen Riegel vorgeschoben, indem sie dem Redakteur des Blattes verbot, Weiteres in der Sache aufzunehmen. Da mich solche Zänkereien sehr anwiderten, so war ich froh, zu meinem harmlosen Componiren zurückkehren zu können.

Im Herbste des Jahres 1813 hatte mir Dorette einen Knaben geboren. Unser Glück über diesen Familien-Zuwachs war leider von kurzer Dauer; denn der Knabe fing bald zu kränkeln an und starb, ehe er noch drei Monate alt geworden war. Die arme Mutter suchte und fand Trost bei ihrer Harfe; sie übte zu meinem im December bevorstehenden Benefiz-Concerte das neue Rondo mit mir ein. Nach der Musikalischen Zeitung fand dies Concert im kleinen Redouten-Saale statt, und mein Bruder Ferdinand trat darin in einem Violinduett mit mir auf.

Unterdessen war die große Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen. Die verbündeten Heere hatten den Rhein überschritten, und man hoffte, sie bald in Paris einziehen zu sehen. In Wien wurden zur Feier dieses Einzuges, sowie für die Rückkehr des Kaisers und seines siegreichen Heeres, große Festlichkeiten vorbereitet. Sämmtliche Theater ließen Festspiele dichten und com-

poniren, und die kürzlich errichtete Gesellschaft der Musikfreunde des Oesterreichischen Kaiserstaates unter dem Protektorate des Erzherzogs Rudolph machte Anstalten zu einer kolossalen Aufführung des „Samson" von Händel in der kaiserlichen Reitschule, wozu Herr von Mosel die Instrumentirung vermehrte. Andere Gesellschaften unternahmen Aehnliches. So kam auch Herr von Tost auf die Idee, eine große Musik-Aufführung bei der Rückkehr des Kaisers zu veranstalten und befragte mich, ob ich ihm dazu eine Cantate schreiben wolle, deren Inhalt die Befreiung Deutschlands sein müsse. Ich sagte gern zu, bemerkte jedoch, daß dieser Stoff an sich dem Componisten nur wenig dankbare Momente darbieten werde, und ihn deshalb ein guter Dichter bearbeiten müsse, um solche zu schaffen.

„O, daran soll es nicht fehlen", war die Antwort. „Ich gehe sogleich zur Frau von Pichler und zweifle nicht, daß sie es übernehmen wird, Ihnen den Text zu liefern!" Und so geschah es auch. Ich besprach mich mit der Dichterin über Inhalt und Form, und sie lieferte mir dann ein Textbuch, das im reichen Wechsel häuslicher und kriegerischer Scenen eine Reihe sehr günstiger Momente für Composition darbot.

Ich machte mich sogleich an die Arbeit und beendete diese Cantate, die zwei Stunden dauert, bei allen meinen übrigen vielen Arbeiten, in drittehalb Monaten, von Januar bis Mitte März 1814.

Herr von Tost hatte unterdessen für die Solopartien die vier besten Sänger Wiens, die Damen Buchwieser und Milder, und die Herren Wild und Weinmüller, engagirt, und wollte zur Aufführung der Chöre sämmtliche Kirchen- und Chorsänger der Theater vereinigen. Die Stimmen wurden ausgeschrieben und vertheilt, und ich war bereits einigemale zu Madame Milder gegangen, um ihr beim Einüben ihrer Partie behülflich zu sein. Da stürzte eines Morgens Herr von Tost in mein Zimmer und rief voll Verzweiflung: „So eben ist mir der große Redouten-Saal zu unserer Aufführung unter dem nichtigen Vorwande abgeschlagen

worden, er könne wegen der Vorbereitungen zu den Hof=Festen nicht entbehrt werden! Daran ist nur die Eifersucht der Musik=Gesellschaft Schuld, die außer ihrer Aufführung in der Reitschule keine andere großartige will zu Stande kommen lassen. Was ist nun zu thun? Seit der Zerstörung des Apollo=Saales gibt es in Wien außer dem großen Redouten=Saale kein Lokal mehr für solch' eine Musik=Aufführung."

Mir fiel noch der Circus des Herrn de Bach im Prater ein. Sogleich fuhren wir hinaus, um zu sehen, ob die Reitbahn in der Mitte des Gebäudes wohl Raum genug darbieten werde, um unser Orchester= und Theater=Personal aufstellen zu können. Ich glaubte es und versprach mir von der Aufstellung der Mitwirkenden im Mittelpunkte des Gebäudes eine großartige Wirkung. Leider war aber auch dieses Lokal, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, nicht zu haben, und so scheiterte das ganze Unternehmen zum größten Leidwesen des Herrn von Tost.

Es ging mit dieser Cantate wie mit dem „Faust." Auch sie kam erst zur Aufführnng, als ich Wien schon längst verlassen hatte. Ich hörte sie zuerst beim Musikfeste in Frankenhausen, am Jahrestage der Leipziger Schlacht, im Jahre 1815.

Wie mir, so ging es auch Beethoven mit einer ähnlichen Festarbeit; sie kam damals ebenfalls nicht zur Aufführung. Sie hieß „Der glorreiche Augenblick" und wurde später mit verändertem Texte bei Haslinger in Wien gestochen.

Bei der Erwähnung Beethoven's fällt mir ein, daß ich meines freundschaftlichen Verhältnisses zu diesem großen Künstler noch nicht erwähnt habe und ich beeile mich daher, das Versäumte nachzuholen.

Nach meiner Ankunst in Wien suchte ich Beethoven sogleich auf, fand ihn aber nicht und ließ deshalb meine Karte zurück. Ich hoffte nun, ihn in irgend einer der musikalischen Gesellschaften zu finden, zu denen ich häufig eingeladen wurde, erfuhr aber bald, Beethoven habe sich, seitdem seine Taubheit so

zugenommen, daß er Musik nicht mehr deutlich und im Zusammenhange hören könne, von allen Musikpartien zurückgezogen und sei überhaupt sehr menschenscheu geworden. Ich versuchte es daher nochmals mit einem Besuche; doch wieder vergebens. Endlich traf ich ihn ganz unerwartet in dem Speisehause, wohin ich jeden Mittag mit meiner Frau zu gehen pflegte. Ich hatte nun schon Concert gegeben und zweimal mein Oratorium aufgeführt. Die Wiener Blätter hatten günstig darüber berichtet. Beethoven wußte daher von mir, als ich mich ihm vorstellte und begrüßte mich ungewöhnlich freundlich. Wir setzten uns zusammen an einen Tisch, und Beethoven wurde sehr gesprächig, was die Tischgesellschaft sehr verwunderte, da er gewöhnlich düster und wortkarg vor sich hinstarrte. Es war aber eine sauere Arbeit, sich ihm verständlich zu machen, da man so laut schreien mußte, daß es im dritten Zimmer gehört werden konnte. Beethoven kam nun öfter in dieses Speisehaus und besuchte mich auch in meiner Wohnung. So wurden wir bald gute Bekannte. Beethoven war ein wenig derb, um nicht zu sagen roh; doch blickte ein ehrliches Auge unter den buschigen Augenbrauen hervor. Nach meiner Rückkehr von Gotha traf ich ihn dann und wann im Theater an der Wien, dicht hinter dem Orchester, wo ihm der Graf Palffy einen Freiplatz gegeben. Nach der Oper begleitete er mich gewöhnlich nach meinem Hause und verbrachte den Rest des Abends bei mir. Dann konnte er auch gegen Dorette und die Kinder sehr freundlich sein. Von Musik sprach er höchst selten. Geschah es, dann waren seine Urtheile sehr streng und so entschieden, als könne gar kein Widerspruch dagegen stattfinden. Für die Arbeiten Anderer nahm er nicht das mindeste Interesse; ich hatte deshalb auch nicht den Muth, ihm die meinigen zu zeigen. Sein Lieblingsgespräch in jener Zeit war eine scharfe Kritik der beiden Theater-Verwaltungen des Fürsten Lobkowitz und des Grafen Palffy. Auf Letzteren schimpfte er oft schon überlaut, wenn wir noch innerhalb seines Theaters waren, so daß es nicht nur

das ausströmende Publikum, sondern auch der Graf selbst in seinem Büreau hören konnte. Dies setzte mich sehr in Verlegenheit, und ich war nur immer bemüht, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken.

Das schroffe, selbst abstoßende Benehmen Beethoven's in jener Zeit rührte theils von seiner Taubheit her, die er noch nicht mit Ergebung zu tragen gelernt hatte, theils war es Folge seiner zerrütteten Vermögens-Verhältnisse. Er war kein guter Wirth und hatte noch das Unglück, von seiner Umgebung bestohlen zu werden. So fehlte es oft am Nöthigsten. In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft fragte ich ihn einmal, nachdem er mehrere Tage nicht in's Speisehaus gekommen war: „Sie waren doch nicht krank?" — „Mein Stiefel war's, und da ich nur das eine Paar besitze, hatte ich Hausarrest", war die Antwort.

Aus dieser drückenden Lage wurde er aber nach einiger Zeit durch die Bemühungen seiner Freunde herausgerissen. Die Sache verhielt sich so:

Beethoven's „Fidelio", der 1804 (oder 1805) unter ungünstigen Verhältnissen, während der Besetzung Wiens durch die Franzosen, einen sehr geringen Erfolg gehabt hatte, wurde jetzt von den Regisseuren des Kärnthnerthor-Theaters wieder hervorgesucht und zu ihrem Benefize in Scene gesetzt. Beethoven hatte sich bewegen lassen, nachträglich dazu eine neue Ouvertüre (die in E), ein Lied für den Kerkermeister und die große Arie für Fidelio (mit den obligaten Hörnern) zu schreiben, so wie auch einige Abänderungen vorzunehmen. In dieser neuen Gestalt machte nun die Oper großes Glück und erlebte eine lange Reihe zahlreich besuchter Aufführungen. Der Componist wurde am ersten Abend mehreremale herausgerufen und war nun wieder der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Diesen günstigen Augenblick benutzten seine Freunde, um für ihn ein Concert im großen Redouten-Saale zu veranstalten, in welchem die neuesten Compositionen Beethoven's zur Aufführung kommen sollten. Alles,

was geigen, blasen und singen konnte, wurde zur Mitwirkung eingeladen, und es fehlte von den bedeutenderen Künstlern Wiens auch nicht einer. Ich und mein Orchester hatten uns natürlich auch angeschlossen, und ich sah Beethoven zum erstenmale dirigiren. Obgleich mir schon viel davon erzählt war, so überraschte es mich doch in hohem Grade. Beethoven hatte sich angewöhnt, dem Orchester die Ausdruckszeichen durch allerlei sonderbare Körperbewegungen anzudeuten. So oft ein sforzando vorkam, riß er beide Arme, die er vorher auf der Brust kreuzte, mit Vehemenz auseinander. Bei dem piano bückte er sich nieder, und um so tiefer, je schwächer er es wollte. Trat dann ein crescendo ein, so richtete er sich nach und nach wieder auf und sprang beim Eintritte des forte hoch in die Höhe. Auch schrie er manchmal, um das forte noch zu verstärken, mit hinein, ohne es zu wissen.

Seyfried, dem ich mein Erstaunen über diese sonderbare Art zu dirigiren aussprach, erzählte von einem tragi-komischen Vorfalle, der sich bei Beethoven's letztem Concerte im Theater an der Wien ereignet hatte.

Beethoven spielte ein neues Pianoforte-Concert von sich, vergaß aber schon beim ersten tutti, daß er Solospieler war, sprang auf und fing an, in seiner Weise zu dirigiren. Bei dem ersten sforzando schleuderte er die Arme so weit auseinander, daß er beide Leuchter vom Clavierpulte zu Boden warf. Das Publikum lachte, und Beethoven war so außer sich über diese Störung, daß er das Orchester aufhören und von neuem beginnen ließ. Seyfried, in der Besorgniß, daß sich bei derselben Stelle dasselbe Unglück wiederholen werde, hieß zwei Chorknaben sich neben Beethoven stellen und die Leuchter in die Hand nehmen. Der eine trat arglos näher und sah mit in die Clavierstimme. Als daher das verhängnißvolle sforzando hereinbrach, erhielt er von Beethoven mit der ausfahrenden Rechten eine so derbe Maulschelle, daß der arme Junge vor Schrecken den

Leuchter zu Boden fallen ließ. Der andere Knabe, vorsichtiger, war mit ängstlichen Blicken allen Bewegungen Beethoven's gefolgt und es glückte ihm daher, durch schnelles Niederbücken der Maulschelle auszuweichen. Hatte das Publikum vorher schon gelacht, so brach es jetzt in einen wahrhaft bacchanalischen Jubel aus. Beethoven gerieth dermaßen in Wuth, daß er gleich bei den ersten Accorden des Solo ein halbes Dutzend Saiten zerschlug. Alle Bemühungen der ächten Musikfreunde, die Ruhe und Aufmerksamkeit wieder herzustellen, blieben für den Augenblick fruchtlos. Das erste Allegro des Concertes ging daher ganz für die Zuhörer verloren. Seit diesem Unfalle wollte Beethoven kein Concert wieder geben.

Das von seinen Freunden veranstaltete hatte aber den glänzendsten Erfolg. Die neuen Compositionen Beethoven's gefielen außerordentlich, besonders die Symphonie in A-dur (die siebente); der wundervolle zweite Satz wurde da capo verlangt; er machte auch auf mich einen tiefen, nachhaltigen Eindruck. Die Ausführung war eine ganz meisterhafte, trotz der unsicheren und dabei oft lächerlichen Direktion Beethoven's.

Daß der arme, taube Meister die piano seiner Musik nicht mehr hören konnte, sah man ganz deutlich. Besonders auffallend war es aber bei einer Stelle im zweiten Theile des ersten Allegro der Symphonie. Es folgen sich da zwei Halte gleich nach einander, von denen der zweite pianissimo ist. Diesen hatte Beethoven wahrscheinlich übersehen, denn er fing schon wieder an zu taktiren, als das Orchester noch nicht einmal diesen zweiten Halt eingesetzt hatte. Er war daher, ohne es zu wissen, dem Orchester bereits zehn bis zwölf Takte vorausgeeilt, als dieses nun auch, und zwar pianissimo begann. Beethoven, um dieses nach seiner Weise anzudeuten, hatte sich ganz unter dem Pulte verkrochen. Bei dem nun folgenden crescendo wurde er wieder sichtbar, hob sich immer mehr und sprang hoch in die Höhe, als der Moment eintrat, wo, seiner Rechnung nach, das forte be-

ginnen mußte. Da dieses ausblieb, sah er sich erschrocken um, starrte das Orchester verwundert an, daß es noch immer pianissimo spielte, und fand sich erst wieder zurecht, als das längst erwartete forte endlich eintrat und ihm hörbar wurde.

Glücklicherweise fiel diese komische Scene nicht bei der Aufführung vor, sonst würde das Publikum sicher wieder gelacht haben.

Da der Saal überfüllt und der Beifall enthusiastisch war, so veranstalteten die Freunde Beethoven's eine Wiederholung des Concertes, welche eine fast gleich große Einnahme abwarf. Für die nächste Zeit war daher Beethoven seiner Geldverlegenheit enthoben; doch soll sie aus gleichen Ursachen noch einigemale vor seinem Tode wiedergekehrt sein.

Bis zu diesem Zeitpunkte war eine Abnahme der Beethoven'schen Schöpfungskraft nicht zu bemerken. Da er aber von nun an, bei immer zunehmender Taubheit, gar keine Musik mehr hören konnte, so mußte dies nothwendig lähmend auf seine Phantasie zurückwirken. Sein stetes Streben, originell zu sein und neue Bahnen zu brechen, konnte nicht mehr, wie früher, durch das Ohr vor Irrwegen bewahrt werden. War es daher zu verwundern, daß seine Arbeiten immer barocker, unzusammenhängender und unverständlicher wurden? Zwar gibt es Leute, die sich einbilden, sie zu verstehen und in ihrer Freude darüber sie weit über seine früheren Meisterwerke erheben. Ich gehöre aber nicht dazu und gestehe frei, daß ich den letzten Arbeiten Beethoven's nie habe Geschmack abgewinnen können. Ja, schon die viel bewunderte neunte Symphonie muß ich zu diesen rechnen, deren drei erste Sätze mir, trotz einzelner Genie-Blitze, schlechter vorkommen, als sämmtliche der acht früheren Symphonien, deren vierter Satz mir aber so monströs und geschmacklos und in seiner Auffassung der Schiller'schen Ode so trivial erscheint, daß ich immer noch nicht begreifen kann, wie ihn ein Genius wie der Beethoven'sche niederschreiben konnte. Ich finde darin einen

neuen Beleg zu dem, was ich schon in Wien bemerkte, daß es Beethoven an ästhetischer Bildung und an Schönheitssinn fehle.

Da Beethoven zu der Zeit, wo ich seine Bekanntschaft machte, bereits aufgehört hatte, sowohl öffentlich als in Privatgesellschaften zu spielen, so habe ich nur ein einziges mal Gelegenheit gefunden, ihn zu hören, als ich zufällig zu der Probe eines neuen Trio (D-dur ³/₄ Takt) in Beethoven's Wohnung kam. Ein Genuß war's nicht; denn erstlich stimmte das Pianoforte sehr schlecht, was Beethoven wenig kümmerte, da er ohnehin nichts davon hörte, und zweitens war von der früher so bewunderten Virtuosität des Künstlers in Folge seiner Taubheit fast gar nichts übrig geblieben. Im forte schlug der arme Taube so darauf, daß die Saiten klirrten, und im piano spielte er wieder so zart, daß ganze Tongruppen ausblieben, so daß man das Verständniß verlor, wenn man nicht zugleich in die Clavierstimme blicken konnte. Ueber ein so hartes Geschick fühlte ich mich von tiefer Wehmuth ergriffen. Ist es schon für Jedermann ein großes Unglück, taub zu sein, wie soll es ein Musiker ertragen, ohne zu verzweifeln? Beethoven's fast fortwährender Trübsinn war mir nun kein Räthsel mehr.

Das nächste, was ich nach Vollendung der Cantate schrieb, war ein Violin-Quartett (das zehnte, Op. 30, bei Mechetti in Wien). Sehr brillant für die erste Violine, wurde es alsbald mein Paradepferd, und ich trug es unzähligemale in Privat-Gesellschaften vor. Dann folgte das Octett, in welches ich auf den Wunsch des Herrn von Tost, der damals eine Reise nach England vorhatte, ein Händel'sches Thema aufnahm, variirte und thematisch bearbeitete, weil derselbe glaubte, es werde dadurch für jenes Land an Interesse gewinnen. Auch diese Composition trug ich wiederholt vor, wobei außer mir hauptsächlich die drei Bläser: der Clarinettist Friedlowsky und die Hornisten Herbst, und einer, dessen Namen mir entfallen ist, Gelegenheit fanden, sich auszuzeichnen.

Im Herbst 1814 versammelten sich in Wien die Fürsten Europa's und ihre Minister, und es begann jener berühmte Congreß, von dem die deutschen Völker die Erfüllung der bei ihrer Erhebung gemachten Zusagen erwarteten. Eine Masse Neugieriger und Müßiger strömte herbei, um den Festen beizuwohnen, die der Kaiser seinen Gästen in noch nie gesehener Pracht geben wollte. Vor der Rückkehr des Kaisers nach Wien hatten schon einige stattgefunden, die durch ihren Glanz die Erwartung auf die folgenden noch mehr spannten. Bei einem derselben war auch ich thätig gewesen. Es war eine großartige Nachtmusik in dem Hofe der Burg, die, ich erinnere mich nicht mehr, ob dem Kaiser oder dem Fürsten Schwarzenberg gebracht wurde. In der Mitte des nicht großen aber von hohen Gebäuden umgebenen Platzes war eine Erhöhung für das große Chor- und Orchester-Personal aufgeschlagen worden. Den Sängern gegenüber auf einem Balkone befand sich der Hof und der Hofstaat. Ein zahlreiches Publikum, dem der Eintritt nicht verwehrt wurde, füllte den übrigen Raum.

Ich erschrak, als ich die Lokalität und das zu Tausenden angewachsene Publikum sah, denn ich hatte mich anheischig gemacht, ein Violin-Concert vorzutragen, und fürchtete nun, meine Töne würden in dem weiten Raume ungehört verhallen. Ein Zurücktreten, jetzt noch, war indessen nicht mehr möglich, und so ergab ich mich in mein Schicksal. Es lief jedoch Alles besser ab, als ich erwartet hatte. Schon bei der Ouvertüre bemerkte ich, daß die hohen Gebäude den Schall recht gut zurückwarfen, und trat daher mit erneuetem Muthe vor. Die ersten Töne meines Solo befreiten mich auch von der Besorgniß, daß die Nachtfeuchtigkeit nachtheilig auf meine Saiten einwirken werde; denn meine Geige klang kräftig und hell wie gewöhnlich. Da nun auch das Publikum während meines Spieles in lautloser Stille verharrte, so wurden selbst die feinsten Nüancen meines Vortrages allenthalben deutlich gehört. Die Wirkung war daher eine sehr

günstige und gab sich durch lebhafte Beifallsbezeugungen zu erkennen. Ich habe nie vor einem zahlreicheren, aber auch nie vor einem empfänglicheren Publikum gespielt.

Unter den vielen durch den Congreß herbeigezogenen Fremden befanden sich mehrere Künstler, die den Zeitpunkt für sehr günstig hielten, um in Wien Concert zu geben. Hierin täuschten sie sich jedoch. Denn da auch alle einheimischen Künstler Concerte gaben, so drängten sich diese so sehr, daß sie unmöglich alle besucht sein konnten. Eine Ausnahme machte das von mir und meiner Frau am 11. December gegebene, welches ein zahlreiches und glänzendes Publikum herbeigezogen hatte. Ich gab in demselben auch die Ouvertüre zum „Faust", die mit großem Beifall aufgenommen wurde. Der Berichterstatter der Musikalischen Zeitung sagte: „sie steigerte in uns den Wunsch, diese Oper, die bereits seit einem Jahre fertig ist, nun endlich aufgeführt zu sehen."

Mehrere Kunstfreunde unter den Gesandten und fremden Diplomaten, die mich in meinem Concerte zum erstenmale gehört hatten, besuchten mich und sprachen den Wunsch aus, mich auch im Quartettspiel zu hören. Dies war die Veranlassung, daß ich während des Congresses bei mir einige Musikpartien veranstaltete und in diesen den fremden Kunstfreunden meine neuen für Herrn von Tost geschriebenen Compositionen zu hören gab. Noch immer erinnere ich mich mit großer Genugthuung des allgemeinen Entzückens, mit dem diese Vorträge aufgenommen wurden. Freilich wurde ich dabei auch von den ersten Künstlern Wiens unterstützt, so daß in Bezug auf Ausführung wohl nichts zu wünschen übrig blieb. Ich begann gewöhnlich mit einem Quartett, ließ dann ein Quintett folgen und schloß mit meinem Octett oder Nonett.
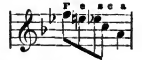
Außer mir gaben auch noch Andere den Congreßfremden Musikpartien, unter denen sich besonders die meines Freundes Zizius auszeichneten. Bei ihm ließen sich alle fremden Künstler einführen und es gab daher in seinen Musikpartien oft einen wahren Wettkampf zwischen einheimischen und fremden Virtuosen.

Ich hörte dort zum erstenmale Hummel sein herrliches Septett vortragen, sowie andere seiner damaligen Compositionen. Am meisten zogen mich aber seine Improvisationen an, worin ihn bis jetzt noch kein anderer Clavier-Virtuose erreicht hat. Mit großem Vergnügen erinnere ich mich besonders eines Abends, wo er so herrlich phantasirte, wie ich ihn später weder öffentlich noch privatim je wieder gehört habe. Die Gesellschaft dachte schon an den Aufbruch, als einige Damen, denen es noch zu früh war, Hummel baten, ihnen noch einige Walzer zu spielen. Gefällig und galant, wie er gegen Damen war, setzte er sich ans Piano und spielte die verlangten Walzer, wonach die jungen Leute im Nebenzimmer zu tanzen anfingen. Ich und einige andere Künstler, gruppirten uns, von seinem Spiele angezogen, schon die Hüte in den Händen, um das Instrument und hörten aufmerksam zu. Kaum bemerkte dies Hummel, so ging sein Spiel in eine freie Phantasie über, die sich aber fortwährend im Walzer-Rhythmus erhielt, so daß die Tanzenden nicht gestört wurden. Nun nahm er von den von mir und Anderen an dem Abende vorgetragenen Compositionen einige leicht faßliche Themen und Figuren, verwebte sie in seine Walzer und variirte sie bei jeder Wiederkehr immer reicher und pikanter. Ja, zuletzt mußte sich das eine sogar zum Fugen-Thema hergeben, und er ließ nun alle seine contrapunktischen Künste los, ohne die Walzenden in ihrer Lust zu stören. Dann kehrte er zum galanten Styl zurück und entwickelte zum Schlusse eine Bravour, wie man sie auch noch nicht von ihm gehört hatte. Dabei klangen in dieses Finale immer noch die aufgenommenen Themen hinein, so daß das Ganze sich ächt künstlerisch abrundete. Die Zuhörer waren entzückt und priesen die Tanzlust der jungen Damen, die ihnen zu einem so reichen Kunstgenusse verholfen hatte.

Unter den fremden Künstlern, die vor und während des Congresses nach Wien kamen, waren auch drei meiner früheren Bekannten, die Herren Carl Maria von Weber, Hermstedt und Feska. Weber spielte mit großem Beifall und folgte dann

einem Rufe als Operndirektor nach Prag. Hermstedt kam in einer Zeit, wo die Concerte sich dergestalt drängten, daß er ein eigenes nicht zu Stande bringen konnte. Er trat jedoch mit außerordentlichem Beifall in einem Concerte des Flötisten Dreßler auf, in welchem er die Arie mit obligater Clarinette aus „Titus" begleitete und einen Potpourri von mir vortrug, den ich ihm so eben erst nach einer neuen Composition für Harfe und Violine, die Hermstedt besonders gefiel, bearbeitet hatte. Beide Compositionen sind später gestochen worden, die für Clarinette mit Quartett-Begleitung als Op. 81 bei Schlesinger in Berlin, die für Harfe und Violine als Op. 118 bei Schuberth in Hamburg.

Feska, der seit der Zeit, daß ich ihn in Magdeburg gekannt hatte, Mitglied der westphälischen Kapelle in Cassel geworden und nun, nach deren Auflösung, als Concertmeister in Carlsruhe angestellt war, hatte sowohl als Componist wie als Geiger große Fortschritte gemacht. Seine Quartetten und Quintetten, von ihm rein, fertig und mit Geschmack vorgetragen, gefielen sehr in Wien und fanden bei den dortigen Verlegern guten Absatz. Eins derselben begann in einem seiner Sätze mit den Tönen, die des Componisten Namen enthalten:



Die Zuhörer fanden das sehr hübsch und verspotteten die anderen anwesenden Componisten Hummel, Pixis und mich wegen unserer unmusikalischen Namen. Dies brachte mich auf den Gedanken, mit Hülfe der ehemals gebräuchlichen Abbreviatur des piano in po. und einer Viertelpause, die in der Notenschrift wie ein r aussieht, doch etwas Musikalisches aus meinem Namen zu Stande zu bringen. Es nahm folgende Gestalt an:



und wurde nun sogleich als Thema zu einem neuen Violin-Quartett benutzt, welches das erste von den drei Quartetten ist, die in Wien bei Mechetti als Op. 29 gestochen und Andreas Romberg gewidmet sind. Als ich es zum erstenmale bei meinem Freunde Zizius vortrug, fand es großen Beifall und man rühmte besonders das originelle Thema mit seiner herabfallenden, verminderten Quarte. Ich rief nun Die, welche mich früher wegen meines unmusikalischen Namens verspottet hatten, herbei und zeigte ihnen, (denn gehört hatten sie es natürlich nicht), daß das gerühmte Thema aus meinem Namen gemacht sei. Man lachte sehr über meinen Kunstgriff und verspottete nun um so mehr Hummel und Pixis, die mit allem Aufwande von Kunst nichts Musikalisches aus ihrem Namen zu Stande bringen konnten.

* * *

Inzwischen hatte sich in meiner Stellung zum Theater an der Wien und zu dessen Besitzer manches geändert. Mit dem Grafen Palffy hatte ich mich förmlich überworfen. Die Veranlassung dazu war folgende: Eines Abends, als ich in das Orchester trat, sah ich auf Seyfried's Platze den dritten Kapellmeister des Theaters, Herrn Buchwieser, den Vater der ersten Sängerin. Ich machte ihm bemerklich, daß nur mir die Leitung der Oper zustehe, wenn Seyfried abgehalten sei, und bat ihn deshalb, sich zu entfernen. Dieser weigerte sich mit der Bemerkung, daß der Graf selbst ihn aufgefordert habe, die Oper zu dirigiren und zwar auf den Wunsch seiner Tochter, die unter seiner Leitung am liebsten singe. Da alle meine Gegenbemerkungen nichts fruchteten und ich es unter meiner Würde hielt, unter einem so obscuren Dirigenten bei der Geige vorzuspielen, so verließ ich das Orchester und kehrte nach Haus zurück. Am anderen Morgen beklagte ich mich schriftlich

beim Grafen über diesen Eingriff in meine contractlich zugesicherten Rechte und verwahrte mich gegen jede Wiederholung desselben.

Der Graf, aufgehetzt von der Prima Donna, die es sehr übel genommen hatte, daß ich nicht unter der Leitung ihres Vaters vorspielen wollte, antwortete statt mit Entschuldigungen, die ich erwarten durfte, mit Grobheiten, welche ich meinerseits mit derberen erwiderte. Der Graf und seine Creaturen suchten mir von nun an allen möglichen Verdruß zu bereiten, was mir meine Stellung sehr verleidete. Dazu kam noch, daß Palffy, seit es ihm geglückt war, die beiden Hoftheater in Pacht zu bekommen, sein eigenes Theater sehr zurücksetzte. Er nahm ihm die besten Sänger und den besten Theil des Chors weg, um sie dem Personal des Kärnthnerthor=Theaters einzuverleiben, so daß an der Wien von da an fast nur noch Spektakel=Stücke und Volks=Opern gegeben wurden. Da ich nicht verpflichtet war, bei diesen mitzuwirken, so hatte ich fast gar nichts mehr im Theater zu thun. Ich konnte daher mit Gewißheit voraussehen, daß ich nach Ablauf meines Vertrags entlassen werden würde. Da nun, nachdem Napoleon besiegt und nach Elba verbannt war, ein allgemeiner europäischer Friede in Aussicht stand, und ich daher große Lust bekam, die schon längst projektirte Kunstreise durch ganz Europa baldmöglichst anzutreten, so schlug ich dem Grafen vor, unseren Vertrag nach Ablauf des zweiten Jahres aufzulösen und verlangte als Entschädigung die Hälfte meines Gehaltes für das dritte Jahr in einer Summe. Jener ging gern darauf ein und so schieden wir in Frieden.

Ich beeilte mich, alle Anstalten zu treffen, um meine Reise mit dem Frühjahre beginnen zu können. Sie sollte zunächst durch Deutschland und die Schweiz nach Italien führen, wohin mich meine Sehnsucht schon längst zog. Da ich die Absicht hatte, meine Kinder mitzunehmen, weil ich voraussah, daß die Mutter auf so lange sich nicht werde von ihnen trennen können ohne in Sehnsucht zu vergehen, so mußte ich vor allem für einen größeren

Reisewagen sorgen, der uns sämmtlich nebst den Instrumenten aufnehmen konnte. Eine schwierige Aufgabe dabei war, ihn so leicht zu bauen, daß er mit drei Postpferden gefahren werden konnte. Ich besprach mich darüber mit dem genialen Maschinisten am Theater an der Wien, Herrn Langhans, später Ober-Baudirektor in Berlin, der das Ergebniß unserer Ueberlegung in einer Zeichnung zusammenfaßte, nach welcher der Wagen alsdann gebaut wurde. Er hatte ein festes Dach, auf dem der mit Leder überzogene Harfenkasten und eine Kleiderwasche Platz fanden. Der Violinkasten wurde in einen Behälter unter dem Kutschersitze geschoben, so daß der sämmtliche Raum im Innern des Wagens für die Reisenden blieb.

In meinem Verhältnisse zu Herrn von Tost war ebenfalls eine bedenkliche Veränderung vorgegangen. Ich hatte ihm nach Ausgleichung unserer früheren Rechnung, die durch Ablieferung der Cantate „das befreite Deutschland" bewirkt war, nun schon wieder vier Manuscripte, das Octett, zwei Quartetten und ein zweites Quintett eingehändigt, ohne dafür das festgesetzte Honorar empfangen zu haben. Ich dachte mir bei dieser Zahlungs-Zögerung anfangs nichts arges. Als sich aber plötzlich in der Stadt das Gerücht verbreitete, der reiche Herr von Tost habe große Verluste erlitten und stehe nun im Begriff zu falliren, als er sich bei mir nicht mehr blicken ließ, ja sogar bei einer Musikpartie, wo ich eines seiner Manuscripte vortrug, fehlte und nur die Musikmappe schickte, da wurde die Sache doch bedenklich. Ich trug ihm daher selbst die Mappe wieder hin, um bei dieser Gelegenheit wo möglich mit ihm ins Klare zu kommen. Den sonst so jovialen Mann fand ich sehr niedergebeugt. Ohne Rückhalt gestand er mir seine bedrängte Lage. Es sei ihm besonders schmerzlich, sagte er, seinen Verpflichtungen gegen mich nicht nachkommen zu können; er wolle mir aber, da ohnehin seine Pläne für die Zukunft gestört, wo nicht gänzlich vernichtet seien, sogleich vor Ablauf der bedungenen Zeit, alle meine Manuscripte

zurückgeben, damit ich sie alsbald an einen Verleger verkaufen könne. Für die Verluste, die ich dabei erleide, wolle er mir als Entschädigung einen Wechsel auf hundert Dukaten ausstellen, den er, sobald sich seine Lage nur ein wenig günstiger gestaltet habe, gewissenhaft einlösen werde. Hierauf holte er sämmtliche Manuscripte herbei und händigte sie mir ein. Ich, der ich der Ansicht war, Herr von Tost habe den kurzen Besitz derselben überreichlich durch die kostbare Einrichtung, die er für mich eingekauft und zu so geringen Preisen angerechnet hatte, vergütet, war durch die Rückgabe meiner Manuscripte vollkommen befriedigt und verzichtete auf jede weitere Entschädigung. Da ich indessen bemerkte, daß Herr von Tost sich dadurch gekränkt fühlte, so nahm ich den Wechsel, wohl wissend, daß bei meiner bevorstehenden Abreise von Wien an eine demnächstige Einlösung desselben nicht zu denken sein würde.

Ich verkaufte nun die sämmtlichen Tost'schen Manuscripte an zwei Wiener Verleger und erhielt, da sie durch die häufigen Aufführungen sehr in Ruf gekommen waren, ansehnliche Honorare.

Zu Anfang des Jahres 1815 schrieb ich noch ein Quartett in C-dur (Nr. 2 des Op. 29) und ein neues Violin-Concert (das siebente, Op. 38) so wie Variationen, die ungedruckt geblieben sind, zum Gebrauche für die bevorstehende Reise; die beiden letzteren Compositionen trug ich auch in meinem Abschieds-Concert am 19. Februar 1815 vor. Ueber dieses letzte Concert, welches ich in Wien gab, berichtete die Musikalische Zeitung sehr anerkennend. Hinsichtlich des neuesten Violin-Concertes (E-moll, C-dur, E-dur) wird bemerkt: „Sehr schwer für die Solostimme sowohl als für die Accompagnirenden. Eine herrliche, gediegene Composition; schöner fließender Gesang, überraschende Modulationen, voll kühner, canonischer Imitationen, eine immer neue, reizende, glücklich berechnete Instrumentirung. Vorzüglich hinreißend ist das schmelzende Adagio.“ Zum Schlusse heißt es: „Ueber die Verdienste dieses Meisterkünstlers ist hier und wohl auch in ganz Deutsch-

land nur eine Stimme. Wir erinnern uns noch mit lebhaftem Vergnügen des Triumphes, welchen er vor zwei Jahren über seinen Rivalen, den großen Rode, errang. Gegenwärtig verläßt er uns, um eine große Künstlerreise anzutreten. Sein erster Ausflug ist nach Prag, wo seine neue Oper „Faust" bereits einstudirt wird... Möge es ihm, der sich durch sein Talent und seinen offenen, männlichen Charakter ein würdiges Denkmal in unseren Herzen gesetzt hat, immer und überall wohlergehen!"

Ich hatte damals wirklich die Absicht, zuerst nach Prag zu gehen, um der Aufführung meiner Oper, die Carl Maria von Weber bereits einstudirte, beizuwohnen. Später gab ich jedoch diesen Plan auf. Ich erhielt nämlich von meinem ehemaligen Intendanten, dem Baron von Reibnitz in Breslau, einen Brief, in welchem dieser im Namen einer ihm befreundeten Familie, der des Fürsten von Carolath, anfragte, ob ich wohl geneigt sei, die Sommermonate bei ihr auf ihrer Herrschaft Carolath in Schlesien zuzubringen? Die Fürstin wünsche, daß ihre beiden Töchter, deren eine Harfe, die andere Pianoforte spiele, von meiner Frau in der Musik unterrichtet würden. Man werde bemüht sein, mir und meiner Familie den Aufenthalt auf ihrem reizend gelegenen Schlosse so angenehm als möglich zu machen. Er, der Baron, sei auch eingeladen und werde sich unendlich freuen, wenn ich die Einladung annehme, um einmal wieder mit mir zusammen sein zu können.

Weil das Frühjahr und der Sommer nun ohnehin wenig geeignete Jahreszeiten sind, um Concerte zu geben und Dorette und die Kinder sich von dem Aufenthalte in Carolath viel Vergnügen versprachen, so sagte ich gern zu. Ich beeilte daher die Voranstalten zu unserer Abreise, um noch vor der schönen Jahreszeit einige Concerte in Breslau und der Umgegend geben zu können. Das nächste war der Verkauf unserer Möbeln und Hausgeräthe, der sehr schnell von statten ging, weil sich sogleich nach der Ankündigung eine Menge Käufer einstellten. Da unsere Einrichtung höchst elegant und dabei fast noch neu war,

so überboten sich die Käufer und wir lösten daher eine Summe, die weit über unsere Erwartung ging. Diese sowie meine Wiener Ersparnisse, die noch in Papiergeld vorlagen, trug ich nun zu einem Banquier und setzte sie in Geld um. Kaum war dies geschehen, so wurde ganz Wien durch die Nachricht alarmirt, Napoleon sei von Elba entflohen, in Frankreich gelandet und mit Jubel begrüßt worden. Die Course fielen plötzlich so tief, daß wenn ich noch einen Tag länger mit dem Auswechseln meines Papiergeldes gewartet hätte, ich dadurch einen Verlust von mehr als fünfzig Dukaten erlitten haben würde.

Als ich den ersten Gedanken zu meiner großen Reise durch Europa faßte, kam mir auch der, ein Album anzulegen, auf dessen Blätter ich Compositionen aller der Künstler, deren Bekanntschaft ich machen würde, einsammeln wollte. Ich begann sogleich mit den Wienern und erhielt auch von sämmtlichen dortigen Componisten meiner Bekanntschaft kleine, eigenhändig geschriebene und größtentheils für mein Album eigens gefertigte Arbeiten. Der werthvollste Beitrag ist mir der von Beethoven. Es ist ein dreistimmiger Canon über die Worte aus Schillers „Jungfrau von Orleans": „Kurz ist der Schmerz, und ewig währt die Freude." Bemerkenswerth ist: 1) daß Beethoven, dessen Schrift, Noten wie Text, in der Regel fast unleserlich waren, dieses Blatt mit besonderer Geduld geschrieben haben muß; denn es ist sauber vom Anfange bis zum Ende, was um so mehr sagen will, da er sogar die Notenlinien selbst und zwar aus freier Hand, ohne Rostral, gezogen hat; 2) daß sodann nach dem Eintritte der dritten Stimme ein Takt fehlt, den ich habe ergänzen müssen. Das Blatt schließt mit dem Wunsche:

„Mögten Sie doch, lieber Spohr, überall, wo Sie wahre Kunst und wahre Künstler finden, gerne meiner gedenken, Ihres Freundes

Ludwig van Beethoven.

Wien, am 3. März 1815."

Ich habe für dieses Album auf allen meinen späteren Reisen Beiträge erhalten und besitze daher eine höchst interessante Sammlung kleiner Compositionen von deutschen, italienischen, französischen, englischen und holländischen Künstlern *).

*　　　*
*

Im Begriffe, von Wien zu scheiden, glaube ich nun noch einiges dort Erlebte nachholen zu müssen, was zu erzählen ich bisher keine Veranlassung fand. Zuerst in Bezug auf meinen Orchesterdienst. Dieser wurde mir einigemale dadurch sehr lästig, daß dieselbe Vorstellung an zwanzig bis dreißig Abenden hinter einander wiederholt wurde. Es geschah dies nicht nur mit zwei Mozart'schen Opern, dem „Don Juan“ und der „Zauberflöte“, die während meines Engagements neu besetzt und höchst glänzend ausgestattet wieder in Scene gingen, sondern auch ein Ballet, in welchem ich mehrere Violinsoli vorzutragen hatte, erlebte zur Zeit des Congresses eine zahllose Menge von Wiederholungen. Wie es hieß, erinnere ich mir nicht mehr, wohl aber, daß die vom Grafen Palffy aus Paris verschriebenen berühmten Tänzer, Duport und die Damen Bigottini und Petitaimée darin tanzten. An sich spielte ich nun zwar diese Soli nicht ungern, da das Publikum stets aufmerksam zuhörte und mir reichen Beifall spendete; ärgerlich war es mir aber, daß ich meine Tempi nach den Schritten der Tänzer abmessen mußte und daß ich meine Fermaten und Cadenzen nicht beliebig ausdehnen durfte, weil die Tänzer nicht im Stande waren, so lange in ihren Gruppirungen zu verharren. Es setzte daher manchen Wortwechsel mit dem Balletmeister, bis ich mich endlich fügen lernte. Die Monotonie meines Dienstes suchte ich mir dadurch einigermaßen zu versüßen, daß ich meine Soli immer reicher verzierte und aus-

---

*) Wir geben als Anlage des Buches eine Auswahl dieser Blätter als Facsimiles.

schmückte. Besonders war dies mit dem Troubadour aus „Johann von Paris" der Fall, der einem pas de trois in jenem Ballete untergelegt war. Es waren, wie in der Oper, drei Strophen, deren erste das Horn, die zweite das Violoncell und die dritte die Violine vorzutragen hatte. Ich verzierte meine Strophe anfangs sehr singbar. Als ich aber bemerkte, daß mir die Prima Donna, Demoiselle Buchwieser, bei der nächsten Aufführung der Oper meine Verzierungen, die sie sich gut gemerkt hatte, nachsang und damit großes Glück machte, so ärgerte mich dies, weil ich die Sängerin nicht leiden mochte, und ich verzierte daher von nun an in einer Weise, die sie mit der Kehle nicht nachahmen konnte.

Außer den genannten beiden Mozart'schen Opern erlebte aber auch noch eine dritte, eine neue Volks-Oper mit Musik von Hummel, durch einen sonderbaren Zufall, wie er wohl kein zweitesmal vorkommen wird, eine lange Reihe von täglichen Aufführungen. Sie hieß „die Prinzessin Eselshaut" und war von Seiten der Dichtung ein so erbärmliches Machwerk, daß sie trotz der hübschen Musik, die auch in fünf bis sechs Nummern großen Beifall fand, am Ende einstimmig und ohne allen Widerspruch ausgepfiffen wurde. Damit war sie nun nach Wiener Herkommen begraben. Hummel, der dirigirte, hatte sich auch schon gegen mich, der ihm zu Ehren vorspielte, ganz resignirt geäußert: „Wieder eine total verlorene Arbeit!" Als nun aber am folgenden Abend ein anderes Stück angesetzt werden sollte, wollte sich ein solches wegen Krankheit mehrerer Mitglieder bei Oper und Schauspiel, durchaus nicht auffinden lassen und man war daher zu einer Wiederholung der Oper genöthigt, selbst auf die Gefahr hin, dadurch Skandal im Theater zu erregen. Es wurde aber an jenem Abend, eben des erwarteten Skandals wegen, ungeheuer voll und man pfiff das Stück nach jedem Akt und am Schlusse von neuem aus. Die Musikstücke fanden aber noch mehr Beifall als das erstemal, und der Componist wurde sogar am

Ende, nachdem das Pfeifen verklungen war, mit Applaus herausgerufen. Da die Krankheiten fortdauerten, so mußte noch ein dritter Versuch gemacht werden, der ungefähr wie der vorige ablief. Doch war die Opposition gegen das Stück schon geringer und die Musik gewann sich immer mehr Freunde. So konnte man ruhig fortfahren und es fanden sich auch an den folgenden Abenden wieder neue Zuhörer in genügender Anzahl ein. Am Ende wurde es Mode, hinein zu gehen, auf das Stück zu schimpfen und die Musik zu loben. Hummel benutzte das schnell und gab einen Clavier-Auszug der beliebtesten Nummern heraus, der reißend abging. So war es doch keine verlorene Arbeit, wie er am ersten Abend gefürchtet hatte!

Nicht so glücklich war Pixis mit seiner Oper „der Zauberspruch". Sie erlag dem schlechten Buche, ohne daß die Musik sie über Wasser zu halten vermochte, obgleich sie doch auch manche gelungene Nummer enthielt. Sie gab zu einem ächten Wiener Witze Veranlassung. Ein Freund des Componisten, welcher der ersten Aufführung nicht hatte beiwohnen können, fragte einen Anderen, der dort gewesen war: „Nun wie ist's mit der Oper von Pixis?" — „Nix is!" war die Antwort.

Noch eines Wiener Erlebnisses kann ich hier erwähnen, weil es zu denen gehört, die einen tiefen Eindruck hinterlassen und deshalb dem Gedächtnisse nicht so leicht entschwinden. Es war eine ungewöhnlich große Ueberschwemmung, wie sie dort vielleicht nur einmal in jedem Jahrhundert vorkommt, veranlaßt durch das Austreten des kleinen Flüßchens, „die Wien", an deren Ufer meine Wohnung lag. Sie wurde damals so groß, weil auch die Donau zugleich aus ihren Ufern trat und das Wasser der Wien nun keinen Ausfluß mehr fand. Den Beginn der Ueberschwemmung hatte ich nicht bemerkt, weil ich bei einer Probe im Theater beschäftigt war. Nach deren Beendigung fand ich die Straße, die zu meiner Wohnung führte aber schon überschwemmte und ich erkannte, daß ich mich beeilen müsse, um noch durchwaten zu können. Dem-

ungeachtet holte ich erst meinen Geigenkasten aus dem Orchester, weil ich voraussah, daß auch dieses unter Wasser gesetzt werden würde. Nun war die Fluth schon so gestiegen, daß mir das Wasser an einigen Stellen bis über die Knie reichte. Meine Familie und noch mehr die anderen Hausbewohner fand ich in der größten Bestürzung. Mein Hauswirth, der Tischler, flüchtete mit den Seinigen bereits in die Höhe durch meine Etage auf den Boden und suchte dort seine Sachen im Trocknen zu bergen. Seine Eile that Noth; denn das Wasser stieg so reißend schnell, daß es nach einigen Stunden fast bis zum ersten Stock reichte. Nun hatten die erschrockenen Bewohner der Vorstadt einen Anblick, wie sie ihn noch nicht erlebt hatten. Die brausenden Wogen führten in buntester Mischung die verschiedenartigsten Gegenstände herbei: Ackergeräth, Wagen mit Heu oder Holz beladen, Trümmer von Ställen, todtes Vieh, ja sogar eine Wiege mit einem schreienden Kinde, welches jedoch glücklich in einem Kahn gerettet wurde. Die Hausbesitzer, mit langen Stangen bewaffnet, waren bemüht, die vorbeischwimmenden Gegenstände fern zu halten, damit sie die Wände der Häuser nicht beschädigten; andere suchten dagegen mit Haken die Möbeln oder andere Hausgeräthe herbeizuziehen, um sie aufzufischen und zu den Fenstern herein zu bergen. Einige Stunden später, als solche Gegenstände nicht mehr vorbeiflossen, erschienen dann Kähne mit Lebensmitteln beladen, die in den überschwemmten Straßen guten Absatz fanden. Andere brachten gegen Abend die Beamten und Geschäftsleute aus der Stadt in ihre Wohnungen zu den ängstlich harrenden Familien. Da der Regen in Strömen herabfloß, so erhielt sich die Ueberschwemmung fortwährend in gleicher Höhe und es war bis zum Anbruch der Nacht noch kein Sinken des Wassers zu bemerken. So lange es hell blieb, war die Scene ganz unterhaltend; als aber die Nacht hereinbrach, wurde sie schauerlich. Das Tosen des Wassers und das Heulen des Sturmes ließen zu keiner Ruhe kommen; auch war es nicht rathsam sich niederzulegen, da man

nicht wissen konnte, was noch geschehen werde. Ich bettete daher meine Kinder angezogen neben mich auf mein Canapee. Da nun auch Dorette neben ihnen bald eingeschlafen war, so setzte ich mich an meine Arbeit, eine neue Gesangs-Composition, um dem Schlafe besser widerstehen zu können. Es gelang mir auch ganz gut. Doch hatte mich der Eifer im Schaffen einigemal an's Clavier geführt, was meine Wirthsleute, die über mir auf dem Boden die halbe Nacht auf den Knieen lagen und beteten, sehr übel nahmen. „Dieser Lutherische Ketzer wird uns durch sein unchristliches Singen und Spielen in noch größeres Unglück stürzen!" hatte die Frau heulend geklagt, wie das Kindermädchen am anderen Morgen erzählte. Doch die Nacht verging ohne weiteren Unfall, und bei Anbruch des Tages war das Wasser schon bedeutend gefallen. Indessen dauerte es noch bis zum Abend, bevor es so weit abfloß, daß man wieder zu Fuß durch die Straßen gehen konnte. Das Theater an der Wien mußte aber acht Tage geschlossen bleiben, weil man so lange gebrauchte, um alle Spuren der Ueberschwemmung zu tilgen.

* *

*

Nach einem wehmüthigen Abschiede von dem lieben Wien, wo wir so glückliche Tage verlebt hatten, trat ich mit meiner Familie die große Reise am 8. März 1815 an. Mein Bruder Ferdinand, dessen Engagement beim Theater an der Wien noch ein Jahr dauerte, blieb allein zurück. Nach Ablauf desselben fand er in der Berliner Kapelle eine Anstellung.

Unser erster Aufenthalt war in Brünn, wo wir Concert gaben. Wie es ausfiel, erinnere ich mich nicht mehr, wohl aber, daß ich mit der Orchester-Begleitung sehr unzufrieden war. In dieser Hinsicht war ich freilich durch mein vortreffliches Orchester in Wien sehr verwöhnt worden.

Von Brünn gingen wir nach Breslau, wo wir im April ebenfalls zwei Concerte gaben; doch ohne zahlreichen Besuch. Die Ver-

stimmung über den neu ausbrechenden Krieg und über die großen Opfer, die jeder Einzelne für die neuen Rüstungen darbringen mußte, war freilich damals so allgemein, daß es wohl nie einen ungünstigeren Zeitpunkt für Concert-Unternehmungen gegeben haben mag. In einer so musikalischen Stadt, wie Breslau von jeher war, fehlte es aber auch in jener kriegerischen Zeit nicht an eifrigen Musikfreunden, denen es Lebensbedürfniß war, Musik zu hören. Ich wurde daher häufig in Privatzirkel eingeladen, wo ich Gelegenheit fand, meine Wiener Compositionen aus der Tost'schen Mappe vorzutragen. Dieselben fanden großen Anklang, besonders die beiden Quintetten, die ich daher sehr oft wiederholen mußte. Auch schrieb ich auf den Wunsch meines Freundes, des Domkapellmeister Schnabel, ein Offertorium für eine Solo-Sopranstimme und Chor mit obligater Violine und Orchester, welches, wie das Verzeichniß meiner Compositionen besagt, am 16. April im Dom aufgeführt wurde, und bei welchem ich die Violinpartie übernahm. Da ich die Original-Partitur dort zurückließ und sie seit jener Zeit nie wiedergesehen habe, so vermag ich nicht zu sagen, ob die Composition Werth hat. Wahrscheinlich befindet sie sich noch in der Dom-Bibliothek.

* *
*

An einem schönen Frühlingsabende kam ich mit den Meinigen in Carolath an. Da wir in der Nähe des Schlosses einen kleinen Fluß auf einer Fähre zu passiren hatten, so war unsere Ankunft im voraus bemerkt worden. Wir fanden daher bei unserer Einfahrt in den Schloßhof bereits die ganze fürstliche Familie am Fuße der Treppe versammelt und wurden von ihr auf das Freundlichste bewillkommnet. Der Fürst selbst führte uns zu den für uns bestimmten Zimmern. Nachdem wir uns umgekleidet hatten, wurden wir zur Abendtafel gerufen. Der Fürst, ein etwas ceremoniöser, aber freundlicher und wohlwollender Mann von etwa achtundfünfzig bis sechzig Jahren, empfing uns am Eingange des

Speisesaales und stellte uns den übrigen Tischgenossen vor. Es waren die Fürstin, seine zweite Gemahlin, deren Schwester, eine für Poesie und Musik schwärmende Dame, seine beiden Töchter erster Ehe, liebenswürdige Mädchen von 15 und 17 Jahren und deren Hofmeister, Herr Kartscher, ein feingebildeter junger Mann. Die Unterhaltung bei Tische war, die etwas alterthümliche Förmlichkeit des Fürsten abgerechnet, zwanglos und lebhaft und zeigte mir, daß ich mich in einem gebildeten und für alles Schöne empfänglichen Zirkel befand. Auch Dorette war mit der Unterhaltung ihrer Nachbarn, des Fürsten und dessen Schwägerin, sehr zufrieden, und die Kinder, deren sich die jungen Damen freundlichst angenommen hatten, fühlten sich vollends sehr glücklich. Die ganze Familie sah daher einem vergnügten Aufenthalt auf dem Schlosse entgegen.

Am anderen Tage begann sogleich die Hausordnung, die für die ganze Dauer unseres Dortseins mit wenigen Ausnahmen unverändert blieb. Vormittags, während Dorette den Prinzessinnen Unterricht ertheilte, der ältesten auf der Harfe, der jüngsten auf dem Piano, gab auch ich meinen Kindern den ersten Musik-Unterricht. Nachher durften sie den Stunden beiwohnen, die der Hauslehrer den Prinzessinnen gab, und er war freundlich genug, seinen Unterricht, so viel es sich thun ließ, dem Fassungsvermögen der Kinder anzupassen. Unterdessen beschäftigten meine Frau und ich uns mit unseren eigenen Musikstudien oder ich componirte. Da die fürstliche Familie den Liedergesang sehr liebte, so gab mir dies Veranlassung, zwei Hefte Lieder zu schreiben, wozu mir die Schwester der Fürstin aus ihrer großen Gedichtsammlung die Texte lieferte. Es befanden sich darunter auch einige Gedichte von Herrn Kartscher. Beide Hefte sind in Leipzig bei Peters als Op. 37 und 41 erschienen.

Waren dann die Arbeiten und Studien des Vormittags beendigt, so mußte zur Mittagstafel noch eine sorgfältige Toilette gemacht werden, da die fürstliche Familie dabei stets en parure

erschien. Der Rest des Tages wurde der Geselligkeit und dem Vergnügen gewidmet. War das Wetter schön, so wurde der Kaffee im Schloßgarten eingenommen und gegen Abend ein Ausflug zu Wagen in die Umgegend gemacht. Sehr häufig war eine dem Fürsten gehörende Meierei unser Ziel, und es wurde dort, oder auch im Walde daneben ein ländliches Abendbrod servirt. War das Wetter trübe oder kam Besuch aus der Umgegend, so wurde Abends musicirt. Anfangs bestanden diese Musikpartien blos in dem, was ich und meine Frau auf Violine, Harfe und Piano zu hören gaben. Nachdem aber Herr von Reibnitz als Gast auf dem Schlosse angekommen war, wurde auch ein Versuch mit Quartettmusik gemacht. Der alte Kammerdiener des Fürsten, der in seiner Jugend Violoncell gespielt hatte, mußte sein Instrument wieder hervorsuchen, der Schulmeister des Ortes die Bratsche und Herr von Reibnitz die zweite Violine übernehmen. Ich hatte leider keine anderen Quartetten bei mir, als meine eigenen, die für solche Mitspieler allerdings nicht geschrieben waren. Der erste Versuch fiel daher auch sehr entmuthigend aus. Da die Anderen aber großen Eifer zeigten, so ließ auch ich es nicht an Geduld und Ausdauer fehlen und brachte es mit Hülfe vieler Proben endlich doch dahin, daß ich zwei meiner Quartetten der Gesellschaft zu hören geben konnte. Diese war in Kunstgenüssen nicht so sehr verwöhnt und nahm daher die Vorträge mit großem Beifall auf. Auch eine Polonaise, die ich damals schrieb (Op. 40, bei Peters) gefiel sehr und wurde bald ein oft begehrtes Lieblingsstück der Gesellschaft, vielleicht nur, weil man sie hatte entstehen sehen.

Nachdem in solcher, wenn auch etwas einförmigen, doch genußreichen Weise ich und die Meinigen die zwei ersten Monate unseres Aufenthaltes in Carolath verlebt hatten, verkündigte eines Mittags der Fürst mit einiger Feierlichkeit: er werde genöthigt sein, seine lieben Gäste auf einen Tag zu verlassen, da er wie jedes Jahr, so auch in diesem, am 24. Juni eine Reise nach Glogau machen

müsse, um dem Johannisfeste der Freimaurer beizuwohnen. Hierdurch wurde ich veranlaßt, mich ihm, nach aufgehobener Tafel, als Freimaurer zu erkennen zu geben, worauf der Fürst, freudig überrascht, mich sogleich zur Mitreise einlud. Ich habe zu erzählen vergessen, daß ich schon in Gotha Freimaurer geworden war, nach einem Jahre dort den zweiten Grad des Ordens und wieder ein Jahr später auf einer Reise, in Berlin, den dritten, den Meistergrad, erhalten hatte. Da ich nun aber, weil in Oesterreich die Maurerei verboten war, seit drittehalb Jahren keine Loge besucht hatte, so sehnte ich mich, einmal wieder einer Brüderversammlung beizuwohnen. Es kam mir daher die Einladung des Fürsten zur Mitreise nach Glogau sehr gelegen.

Nun wurden glänzende Voranstalten gemacht. Der große Reisewagen mit dem fürstlichen Wappen wurde aus der Remise gezogen und abgestäubt, ein Jäger und ein anderer Diener in die Festlivree gesteckt und der Fürst selbst erschien zum erstenmal in der Staatsuniform, mit dem Sterne auf der Brust. Früh am 24. fuhren wir ab. Im Logenlokal angelangt, wurde der Fürst durch eine Deputation bewillkommnet, und auch sein Gast, nachdem er sich legitimirt hatte, freundlichst von den Brüdern begrüßt. Nach der Arbeitsloge folgte eine glänzende Tafelloge, bei welcher ich mich den musikalischen Brüdern anschloß, ihren Gesang leitete und auch selbst mit meiner kräftigen Baßstimme einige Maurergesänge sowie die „Heiligen Hallen", aus der Zauberflöte vortrug. Ich fand unter den musikalischen Brüdern mehrere Bekannte von meiner früheren Reise durch Schlesien, die eifrigst bemüht waren, mich durch Aufmerksamkeiten zu ehren.

Auch der Meister vom Stuhl hieß den „berühmten Künstler" im Kreise der Brüder willkommen und dankte dem Fürsten, ihn eingeführt zu haben. Dieser schien sehr froh, daß er mit seinem Gaste Ehre eingelegt hatte, denn er verdoppelte nach der Rückkehr nach Carolath seine, ohnehin schon großen Artigkeiten gegen

mich und meine Familie, so daß wir oft dadurch in Verlegenheit gesetzt wurden.

Nach einem weiteren, höchst vergnügten Aufenthalt von sechs bis acht Wochen, setzten wir unsere Reise über Dresden und Leipzig nach Gotha fort. Hier, nach einer fast dreijährigen Abwesenheit in die Heimath zurückgekehrt, fühlte sich Dorette so glücklich, daß ich nicht daran denken durfte, sobald wieder abzureisen. Ich ließ mich daher auf einige Monate daselbst häuslich nieder, und machte nur einige kleine Ausflüge in die Umgegend. Der erste war zu meinen Eltern nach Gandersheim, wohin mein Vater inzwischen als Land-Physikus versetzt war, und von da nach Hannover, wo ich Concert gab. Der zweite nach Frankenhausen, wo Bischoff wieder ein Musikfest veranstaltet hatte.

Hier beginnt eins meiner Tagebücher, welche ich ohne Unterbrechung bis zur Rückkehr aus Italien fortgesetzt habe. Der Titel heißt: „Flüchtige Bemerkungen, auf einer musikalischen Reise", und das Buch beginnt:

Frankenhausen, den 19. Oktober 1815.

....„In Hannover machten wir die interessante Bekanntschaft des Geigers und die höchst uninteressante des Menschen Kiesewetter. Als Geiger zeichnet er sich durch ein kräftiges, sehr reines und selbst gefühlvolles Spiel aus, ohne jedoch, wie es mir scheint, wahres Gefühl für die Schönheiten der Kunst zu besitzen, als Mensch ist er der aufgeblasenste Windbeutel, der mir bis jetzt vorgekommen ist! Er dirigirte in unserm Concerte am 11. Oktober, aber ohne Sicherheit und Uebersicht.

Nach einer Pause von drei Jahren haben sich die Künstler Thüringens abermals hier versammelt, um nach dem schnell beendigten Kriege die nun vollendete Befreiung Deutschlands am Jahrestage der Leipziger Völkerschlacht auf eine der Tonkunst würdige Weise zu feiern. Heute, am ersten Tage des Musikfestes,

fand die Aufführung meiner Cantate, „das befreite Deutschland“ und die des (Gottfried) Weber'schen „Te Deum“ statt. Da es mir als Componist nicht zusteht, das eigene Werk zu beurtheilen, so sei hier nur von dessen Aufführung die Rede. Die Besetzung der Solopartien war nicht durchaus gut, weshalb die Arien und Ensemblestücke den wenigsten Effekt machten. Der Chor und das Orchester aber waren vortrefflich, daher die Ouvertüre und sämmtliche Chöre eine große Wirkung hervorbrachten. Am meisten gefielen: der Doppelchor der fliehenden Franzosen und der sie verfolgenden Russen, das darauf folgende Dankgebet des deutschen Volkes und der Schlußchor mit der Fuge. Ich machte von neuem die Erfahrung, daß in einem großen Raume und bei starker Besetzung die einfachsten Sachen, wenn sie anders in einem edlen, würdevollen Style geschrieben sind, die größte Wirkung hervorbringen, daß dagegen reiche Figuren in der Instrumentirung und schnell wechselnde Harmonienfolgen dort nicht an ihrem Platze sind.

Das Te Deum von G. Weber hat meinen Erwartungen, die durch günstige Recensionen in öffentlichen Blättern sehr gesteigert waren, nicht ganz entsprochen. Es verräth zu sehr, daß es nicht im Moment der Begeisterung, sondern mit kalter Spekulation geschaffen ist. Gleich der Anfang ist gesucht und als Einleitung zu einem Te Deum gewiß sehr unpassend. Wozu dieser lange Paukenwirbel, der wie ein heranrollender Donner klingt? Und nun vollends die folgende Fanfare von vier Trompeten und Posaunen, der ähnlich, womit die Cavallerie auf die Parade zieht?“

Den 20. Oktober.

„Am zweiten Tage fand ein Concert gemischten Inhaltes in folgender Ordnung statt: Symphonie von Mozart (C-dur,) bei feuriger und genauer Execution von hinreißender Wirkung! Ich überzeugte mich heute, daß in einem großen Lokale und bei kräftiger Besetzung die vier Themen der Schlußfuge, da wo sie zum Schlusse zusammentreten, von einem geübten Ohr recht gut ver-

standen werden können. Schien mir bisher diese Stelle mehr künstlich als effektvoll, so kam ich heute von diesem Irrthum zurück. 2) Violinconcert (E-moll) von mir. Ich machte heute wieder die Erfahrung, daß dem großen Haufen die Virtuosität weit mehr gilt, als das Compositionstalent. Alles schien entzückt von meinem Spiel und nur sehr Wenige erwähnten auch der Composition. 3) Italienische Arie mit Chor von Paer, vorgetragen von Herrn Strohmeyer. Diese Arie aus einem Oratorium „La Religione" ist in einem so unkirchlichen Style geschrieben, daß man sie mit verändertem Texte recht gut in eine Opera buffa einlegen könnte. Während die personifizirte Religion (die wohl auch schicklicher Sopran statt Baß sänge) sich in den gewöhnlichsten Opernmelodien, Rouladen und halsbrechenden Sprüngen ergeht, schreit der Chor dann und wann unisono und fortissime Santa! Santa! dazwischen, wie eine Räuberbande dem Reisenden das „Steh, das Leben oder die Börse!" zurufen würde. Da die Arie Hrn. Strohmeyer Gelegenheit darbot, seine schöne und kräftige Stimme, so wie seine Kehlfertigkeit zu hören zu geben, so fand sie großen Beifall. 4) Adagio und Potpourri für Clarinette von mir, vorgetragen von Herrn Hermstedt, ebenfalls sehr beifällig aufgenommen. Ich fand jedoch, und mehrere andere Musiker waren derselben Ansicht, daß Hermstedt, der im Technischen immer noch Fortschritte macht, seinen Geschmack nicht in gleicher Weise ausbildet. Sein Vortrag hat etwas Manierirtes, was an Caricatur streift. 5) Patriotischer Gesang nach der Melodie des „God save the king" mit Orchester und Orgelbegleitung von Methfessel. Das Publikum, an welches Texte ausgetheilt waren, stimmte mit ein."

Der arme Bischoff fand bei diesem dritten Frankenhäuser Musikfeste seine Rechnung nicht. Die Veranlassung zu dem entstandenen Deficit war wohl die Einquartierung russischer Truppen in der Umgegend, wodurch die Stadt- und Landbewohner vom Besuche des Festes abgehalten wurden. Da Bischoff nicht in der Lage war, das Deficit aus eigenen Mitteln decken zu können,

so beschlossen die anwesenden Musiker auf meinen Vorschlag, die Kosten ihrer Hin- und Zurückreise selbst zu übernehmen und die dazu nöthige Summe durch ein in der Heimath zu gebendes Concert aufzubringen. Ich gab ein solches am 28. Oktober in Gotha, wobei mich Andreas Romberg, seit zwei Jahren Concertmeister daselbst, freundlichst unterstützte.

Gotha, den 29. Oktober.

Das Zusammenleben mit Andreas Romberg, dem gebildeten und denkenden Künstler, hat mir wieder viele genußreiche Stunden verschafft. Aber von neuem fand ich, daß er seine Compositionen unbeschreiblich kalt und trocken vorträgt, als wenn er die Schönheiten, die sie enthalten, selbst nicht fühle! Er spielte mehrere seiner Quartetten, die mir längst werth geworden sind, weil ich sie oft von Anderen gehört und selbst gespielt habe; aber der Geist, der sich in ihnen so deutlich ausspricht, daß ihn ein jeder der Geiger, von welchen ich sie bisher hörte, richtig auffaßte, scheint ihm selbst unbekannt geblieben zu sein, denn in seinem Vortrage war auch keine Spur davon zu entdecken! Auch war es mir auffallend, daß sich seine Vorliebe gerade zu solchen hinneigte, die mir die schwächsten zu sein schienen. Noch mehr wunderte ich mich aber, daß er die Tempi seiner Compositionen meinem Gefühle nach oft falsch nimmt und dadurch ihrer Wirkung sehr schadet; denn ich fand die Allegro's fast immer zu langsam und die Adagio's zu schnell.

Meiningen, den 31. Oktober.

Heute gaben wir hier Concert, welchem die Herzogin sowie ihr ganzer Hofstaat beiwohnten. Herr Wassermann, einer der geschicktesten meiner früheren Schüler, spielte mit mir meine Concertante.

Würzburg, den 10. November.

Ich machte hier die Bekanntschaft von zwei namhaften Künstlern, die der Herren Fröhlich und Witt. Ersterer, Professor an der Universität, liest Aesthetik und ist ein vielseitig gebildeter

Künstler, so wie ein eifriger Mitarbeiter an der Musikalischen Zeitung. Als Recensent scheint er ziemlich gewissenhaft zu Werke zu gehen, doch bemerkte ich, daß auch er, wie viele andere Recensenten, Urtheile über Werke niederschreibt, von denen ihm nicht die Partitur zur Einsicht vorliegt. Wer es weiß, wie schwer es selbst mit Hülfe der Partitur hält, ein Werk durch bloßes Lesen kennen zu lernen, den muß es sehr wundern, daß diese Herren ein solches übersehen wollen, indem sie die einzelnen Stimmen neben einander legen und abwechselnd hineinblicken. Bei einem vielstimmigen Werke reicht nicht einmal das Lesen der Partitur hin, um ein sicheres Urtheil fällen zu können; man muß es auch, und zwar gut ausgeführt, gehört haben!....

Witt ist Kapellmeister der ehemaligen großherzoglichen Hofkapelle, die, so wie auch das Sängerpersonal der Schloßkirche, nach dem Anfall des Großherzogthums an Bayern, noch wie früher fortbesoldet wird und bis jetzt vollzählig geblieben ist. Sie ist sehr gut eingespielt und accompagnirte mir in unserem am 7. November gegebenen Concerte ganz zu meiner Zufriedenheit. Großen Genuß gewährte mir auch die Aufführung einer Haydn'schen Messe in der Schloßkirche, die unter Witt's Leitung vortrefflich executirt wurde. Herr Witt ließ mich am Piano sein Oratorium, „die vier Menschenalter" hören. Da er schlecht spielte und wo möglich noch schlechter sang, so wäre es voreilig, nach dem, was ich hörte und in der Partitur nachlas, die Wirkung beurtheilen zu wollen, die das Werk bei einer Aufführung machen kann. Doch kam es mir ziemlich gewöhnlich, hin und wieder fast trivial vor. Indessen zeigten die Fugen und einige andere im strengen Style geschriebene Nummern von großer Gewandtheit im Contrapunkt.

Nürnberg, den 16. November.

Die Musik scheint in der alten Reichsstadt wenig cultivirt zu werden; denn das Orchester ist hier auffallend schlecht. In unserem

gestrigen Concerte fehlte es zwar weder an zahlreichen Zuhörern, noch an Beifall bei unseren Vorträgen, aber Alles, was das Orchester begleitete, wurde von diesem total verdorben.

Zur Ergänzung des Tagebuchs führe ich hier noch an, daß sich mir in Nürnberg der junge etwa vierzehnjährige Molique vorstellte und mich bat, ihm während meines Aufenthalts Unterricht zu geben, dem ich gern willfahrte, weil der Knabe schon damals Ausgezeichnetes für seine Jahre leistete. Da Molique sich seit jener Zeit durch fleißiges Studium meiner Violincompositionen immer mehr in meiner Spielweise ausbildete und sich daher Schüler Spohr's nannte, so habe ich dieses Umstandes noch nachträglich erwähnt.

München, den 12. December 1815.

Unser hiesiger Aufenthalt war reich an Kunstgenüssen. Schon den Tag nach unserer Ankunft hörten wir ein interessantes Concert, das erste der zwölf Winterconcerte, welche die königliche Kapelle jedes Jahr für ihre Rechnung gibt. Diese Concerte werden sehr besucht und verdienen es in hohem Grade. Das Orchester besteht aus der einfachen Harmonie, zwölf ersten, zwölf zweiten Violinen, acht Violen, zehn Violoncellen und sechs Contrabässen. Geigen und Bässe sind vortrefflich und die Bläsinstrumente bis auf die Hörner ebenfalls. Man gibt in jedem Concerte eine ganze Symphonie (welches um so mehr zu loben ist, da es leider immer seltener wird, und dadurch das Publikum immer mehr den Sinn für diese edelste Gattung der Instrumental-Musik verliert); sodann eine Ouvertüre, zwei Gesang- und zwei Concertstücke. Da die Münchener Kapelle noch immer ihren alten Ruf als eine der ersten der Welt behauptet, so war meine Erwartung sehr gespannt; dennoch wurde sie durch die Ausführung der Beethoven'schen Symphonie in C-moll, womit dieses erste Concert eröffnet wurde, noch weit übertroffen. Es ist wohl kaum möglich, daß sie mit mehr Feuer, mehr Kraft und dabei größerer Zartheit, so wie überhaupt genauerer Beobachtung aller Nüancen von

Stärke und Schwäche ausgeführt werden kann! Sie machte daher auch mehr Wirkung, als ich ihr zutraute, obgleich ich sie schon oft, und selbst unter der Leitung des Componisten in Wien, gehört habe. Dennoch fand ich nicht Ursache, mein früheres Urtheil über sie zurückzunehmen. Bei vielen einzelnen Schönheiten bildet sie doch kein classisches Ganze. Namentlich fehlt sogleich dem Thema des ersten Satzes die Würde, die der Anfang einer Symphonie, meinem Gefühl nach, doch nothwendig haben muß. Dies bei Seite gesetzt, ist das kurze, leicht faßliche Thema allerdings zur thematischen Durchführung sehr geeignet und vom Componisten mit den übrigen Hauptideen des ersten Satzes auch sinnreich und zu schönem Effekt verbunden. Das Adagio in as ist theilweise sehr schön, doch wiederholen sich dieselben Gänge und Modulationen, obgleich immer reicher figurirt gar zu oft und werden dadurch zuletzt ermüdend. Das Scherzo ist höchst originell und von einer ächt romantischen Färbung, das Trio aber mit den polternden Baßläufen für meinen Geschmack gar zu barock. Der letzte Satz mit seinem nichtssagenden Lärm, befriedigt am wenigsten; die Wiederkehr des Scherzo darin ist jedoch eine so glückliche Idee, daß man den Componisten darum beneiden muß. Sie ist von hinreißender Wirkung! Wie schade, daß der wiederkehrende Lärm diesen Eindruck so bald verwischt!

In diesem ersten Concerte hörten wir auch noch Herrn Rovelli, einen jungen, erst kürzlich engagirten Geiger, ein Concert von Lafond in C-moll vortrefflich und mit allgemeinem Beifall executiren. Dieser junge Künstler, Schüler von Kreutzer, verbindet mit den Vorzügen der Pariser Schule auch das, was den Eleven gewöhnlich abgeht, Gefühl und eigenen Geschmack. Die Vorzüge jener Schule bestehen in einer sorgfältigen Ausbildung des Technischen, worüber aber die eigentliche Kunstbildung sehr oft vernachlässigt wird. Bei Herrn Rovelli ist dies jedoch nicht der Fall; denn er lies't gut vom Blatt und weiß zu begleiten, wie ich später bei meinen Quartetten die Erfahrung machte.

Madame Bamberger aus Würzburg, von deren schönen Altstimme und guten Schule ich schon dort so viel Rühmliches gehört hatte, sang auch in diesem Concerte, schien aber ängstlich, woher es wahrscheinlich kam, daß sie so oft Athem schöpfte und die Töne so wenig trug.

Im zweiten Abonnements-Concerte hörten wir Herrn Flad, der ein Oboeconcert sehr ausgezeichnet vortrug. Er hat einen schönen Ton und geschmackvollen Vortrag. Herr Legrand dagegen, der das Romberg'sche Violoncell-Concert in E-moll spielte, scheint mir schon bergab zu gehen, denn es fehlt seinem Spiel sowohl Ausdauer als sichere und reine Intonation. Eine Ouvertüre aus Romeo und Julie, von Steibelt, erhebt sich nicht über das Gewöhnliche.

Im dritten Abonnements-Concert wurde meine Symphonie in Es-dur unter der feurigen und umsichtigen Direction des Herrn Concertmeister Maralt ganz vortrefflich gegeben und machte hier noch mehr Wirkung als in Frankenhausen, wo ich sie vor vier Jahren zum erstenmal hörte. Herr Musikdirektor Fränzl spielte sein altes Violinconcert in C-dur mit Janitscharen-Musik. Die Composition desselben ist in dem süßlich-faden Geschmack der Pleyel'schen Epoche und kann jetzt unmöglich noch gefallen. Eben so veraltet ist auch sein Spiel, von dessen früheren Vorzügen nur noch das Feuer übrig geblieben ist, das ihn aber jetzt oft zur Undeutlichkeit und unreinen Intonation fortreißt. Obgleich dies auch heute der Fall war, so wurde ihm doch wie rasend applaudirt. Dies hätte einem Fremden von dem Geschmack der Münchener leicht einen übeln Begriff beibringen können, hätte man nicht gesehen, wie eine kleine Anzahl seiner persönlichen Freunde das Publikum durch heftiges Klatschen und Bravo-Schreien mit fortzureißen wußte. So sehr man es nun auch einem Künstler, der früher excellirte, gönnen kann, wenn er auch in späteren Jahren noch Beifall findet, so wird ihn dies doch gar zu

leicht verleiten, den Zeitpunkt zu überschreiten, wo er aufhören sollte, öffentlich aufzutreten.

Im vierten Abonnements-Concerte spielte ich mit Herrn Novelli meine Concertante, um der Forderung zu genügen, nach welcher jeder fremde Künstler, der von der Kapelle bei seinem Concerte unterstützt sein will, verpflichtet ist, in einem der Abonnements-Concerte aufzutreten. Noch nie hörte ich meine Concertante besser. Herr Novelli hatte seine Stimme auf das Genaueste eingeübt und spielte meisterhaft. Eben so gut wurde begleitet. Eine besonders schöne Wirkung machte das Adagio mit den drei obligaten Violoncells.

Vogler's berühmte Ouvertüre zu „Castor und Pollux" entsprach nicht meiner Erwartung. Sie fängt zwar feurig und kräftig an, erlahmt aber gegen das Ende, und selbst dieser Anfang wirkt nur durch den Lärm der Blechinstrumente.

Am dritten December spielten wir bei der Königin im Cabinet, wo außer ihr und dem Könige nur noch einige wenige Auserwählte des Hofes zugegen waren. — Beide Monarchen schienen großes Interesse an unserem Spiele zu nehmen, denn sie überhäuften uns mit Artigkeiten. Außer uns spielte noch Madame Dulcken, eine ausgezeichnete Virtuosin, mit ihrer Tochter und Schülerin ein Rondeau von Steibelt für zwei Pianoforte.

Am sechsten war unser öffentliches Concert im Redoutensaale, welches die Königin ebenfalls mit ihrer Gegenwart beehrte, eine Auszeichnung, die seit mehreren Jahren keinem fremden Künstler zu Theil wurde. Es war mir eine große Freude, meine Compositionen einmal wieder so gut vorgetragen zu hören.

Im Museum fand ich die Musikalische Zeitung und in dieser einen Bericht über das letzte Frankenhäuser Musikfest, der auch eine Beurtheilung meiner Cantate: „Das befreite Deutschland", enthält. Diese bringt so viel Seichtes und Falsches über dieses Werk, daß ich große Lust hätte, darauf zu antworten, hätte ich

mir nicht, seit meinem Wiener Federkriege mit Mosel, fest vorgenommen, nie wieder eine Antikritik zu schreiben.

Würzburg, den 26. Dezember.

Auf der Reise von München hierher haben wir binnen zehn Tagen wie im Fluge vier Concerte in vier verschiedenen Städten gegeben, die, im voraus arrangirt und zahlreich besucht, eine reiche Erndte abwarfen; am 16. in Nürnberg, am 18. in Erlangen, am 22. in Bamberg und gestern, am ersten Weihnachtstage, hier. Es war aber auch eine arge Anstrengung, besonders für Dorette, das ewige Aus- und Einpacken, Probiren und Concertiren! Nun wollen wir uns ein wenig Ruhe gönnen. — Vorgestern gab ich Herrn Professor Fröhlich die drei Wiener Quartetten, die Romberg dedicirt sind, zu hören, hauptsächlich in der Absicht, damit er sie in der Musik-Zeitung recensire. Sie gingen gut zusammen und verfehlten daher eines vortheilhaften Eindruckes auf die Zuhörer nicht.

Frankfurt a. M., den 14. Januar 1816.

Unser hiesiger Aufenthalt war sehr arm an Kunstgenüssen. In der langen Zeit kein einziges Concert außer dem unserigen, nicht eine Privatmusik! Während wir vor acht Jahren bei unserem ersten Hiersein kaum die Zeit fanden, allen Aufforderungen zu Musikpartien Genüge zu leisten, fällt es jetzt keinem der Frankfurter Musikfreunde (wenn's deren überhaupt noch gibt) ein, unsere Talente auch nur ein einziges Mal dazu in Anspruch zu nehmen.

Auch das Theater bot nicht viel Erfreuliches dar, und nur eine einzige, für uns neue Oper, nämlich „Carlo Fioras", von Fränzl, wurde gegeben. — Madame Graff bewährte sich in dieser Oper und als Gräfin in Figaro's Hochzeit als eine Sängerin von vortrefflicher Schule, mit Gefühl und Geschmack begabt.

Das übrige Gesangpersonal ist unbedeutend, das Orchester aber vortrefflich und seines alten Ruhmes würdig.

Am zwölften gaben wir Concert im rothen Hause. Madame Graff sang die große Scene aus „Faust" ganz vortrefflich. Das Orchester accompagnirte mit Liebe und großer Genauigkeit.

Einen an Musik sehr reichen Tag brachten wir bei André in Offenbach zu. Ich fand ihn auf einem neuen Steckenpferde, das er mit noch größerm Selbstgefallen herumtummelt, wie seine früheren. Es heißt: Deklamation! Er hat die feste Ueberzeugung und äußert sie auch mit edler Offenherzigkeit, daß außer ihm noch kein Componist, von Mozart an bis Bornhard, es verstanden hat, ein Lied richtig zu deklamiren, und, wie es sich gehört, in Musik zu setzen. Er hat sich deshalb der verwaisten Kunstgattung erbarmt und eine Menge Musterlieder geschrieben! — Er hatte von meinen neuen Liedern gehört und bat mich, sie zu singen. Aber schon nach dem zweiten fand er einen Vorwand, zu den seinigen überzugehen. Fräulein von Goldner, seine Schülerin, sang sie und zwar hinreißend schön. Es ist nicht zu leugnen, daß sie richtig deklamirt und mehrere von ihnen in neuer und interessanter Weise aufgefaßt sind. Werden sie nun überdies noch so meisterhaft vorgetragen, wie dies von Fräulein von Goldner geschieht, so ist die Wirkung allerdings groß. Ich gestand ihm das gern zu, verhehlte ihm aber auch nicht, was ich daran auszusetzen fand. Dies ist vornehmlich, daß er der richtigen Deklamation sehr oft Form, Rhythmus und Melodie aufgeopfert hat. Um den Fehler vieler Lieder-Componisten, die sich zu streng an den Rhythmus der Dichtung binden, zu vermeiden, ist er in den entgegengesetzten gefallen. Er wechselt in mehreren dieser Lieder, um nur jeder Sylbe die ihr gebührende Dauer und ihren Accent zu verschaffen, mehrere Male die Taktart und zerstört dadurch sowohl den Rhythmus, als die Melodie. So kann der Zuhörer nicht folgen und fühlt sich unbefriedigt. Ferner hatte ich auszustellen, daß die Clavierbegleitung bei den meisten dieser Lieder zu obligat

ist und die Aufmerksamkeit vom Gesange abzieht. Einige klingen wie selbstständige Clavier-Phantasien, denen der Gesang angepaßt ist.

Die Selbstgefälligkeit, mit der André diese Lieder zu hören gab, war völlig unerträglich. Er holte z. B. ein altes Lied von Schulze: „O selig, wer liebt", herbei, sang es karikirt, um es ins Lächerliche zu ziehen und ließ dann von Fräulein von Goldner das seinige über denselben Text vortragen. „Aha", sagte Jemand aus der Gesellschaft, „Sie zeigen uns erst den Schatten, damit das Licht nachher um so größere Wirkung macht!"

Mich verdroß diese Mißhandlung eines alten würdigen Componisten so sehr, daß ich mich nicht enthalten konnte zu sagen:

„Lieber André, Sie scheinen zu vergessen, daß es Ihrem Liede eben nicht zur Ehre gereicht, wenn es erst einer Folie bedarf; daß dieses Schulze'sche Lied vor länger als fünfundzwanzig Jahren componirt ist, wo die Ansichten über Liedercomposition von den jetzigen sehr verschieden waren; daß die Melodie, die uns jetzt veraltet vorkommt, damals neu war, und daß Sie für Ihren Zweck am Ende doch keine glückliche Wahl getroffen haben, da dieses Lied bei aller Einfachheit der Form und Melodie, dennoch richtig deklamirt ist und in der Wiederholung des: O selig, wer liebt, am Ende jeder Strophe etwas Tiefempfundenes enthält, weshalb es sehr zweifelhaft ist, ob unsere Lieder nach fünfundzwanzig Jahren noch so viel Vergnügen gewähren werden, wie es dieses Lied, wenn es gut gesungen wird, noch immer vermag."

André schien doch etwas beschämt und äußerte sich von da an viel bescheidener. Ich wollte ihm nun, wie er gewünscht hatte, einige meiner Wiener Quartetten und Quintetten zu hören geben; es wurde aber so schlecht accompagnirt, daß ich bald davon abstand und es bei dem ersten bewenden ließ.

Nach Tische gab uns Herr Aloys Schmitt in einer freien

Phantasie auf dem Piano „eine Seefahrt mit Sturm". Obgleich diese von Wölffl zuerst versuchte Spielerei nicht übel war, so hätte ich doch von einem so ausgebildeten Clavier-Virtuosen lieber etwas Gediegeneres und Solideres zu hören gewünscht.

Abends führte uns André zu Herrn Ewald, einem großen Musikfreunde, bei dem sich die Offenbacher Sing-Akademie versammelt hatte, um ihm drei von ihr sorgfältig eingeübte Compositionen zu hören zu geben. Es waren: „Die drei Worte", von Schiller, in Musik gesetzt von Aloys Schmitt, ein patriotischer Chor von André und „die Bürgschaft", von Schiller, ebenfalls von Aloys Schmitt componirt, alles mit Clavierbegleitung. Der Chor zählte ungefähr achtundvierzig Stimmen und die Ausführung war sehr gelungen. Zu bedauern war nur, daß das Lokal nicht geräumiger war. Die Musik zu den „drei Worten" gefiel mir sehr. Sie verräth ein großes Talent für solche Gesangs-Compositionen. Auch das Gedicht eignet sich recht gut dazu. Weniger das zweite: „Die Bürgschaft." In diesem hat der Componist die redend eingeführten Personen unter die verschiedenen Solostimmen vertheilt; es klingt aber sehr sonderbar, von diesen auch das singen zu hören, was der Dichter erzählt. Ebenso willkürlich ist dem Chor sein Antheil am Texte zugetheilt. Zu leugnen ist aber nicht, daß einige Eintritte desselben von außerordentlicher Wirkung sind, wie z. B. der, wo es heißt: „Und unendlicher Regen gießet herab", und später, wo der erschöpfte Wanderer das Rieseln einer Quelle hört. Das ganze Gedicht ist überhaupt mit vieler Phantasie aufgefaßt und wiedergegeben, nur leidet die Musik an Formlosigkeit durch zu häufiges Wechseln des Tempo's und der Taktart. Auch ist das Wiederholen einzelner Worte, die für sich keinen Sinn geben, sehr zu tadeln und klingt oft wahrhaft komisch. Die vierhändige Clavierbegleitung ist so reich an Figuren, Passagen und Modulationen, daß sie sich ohne bedeutende Vereinfachung nicht für's Orchester umschreiben ließe. Der Chor von André zeichnete sich durch nichts aus.

Zum Schlusse ließ uns Herr Hasemann vom Frankfurter Orchester, der als Violoncellist mir am Morgen mein Quartett und zwar weit besser als die Uebrigen accompagnirt hatte, noch seine Virtuosität auf der Baßposaune bewundern. Er blies Variationen über das bekannte Lied: „Mich fliehen alle Freuden". Es macht jedoch auf den Zuhörer von Geschmack einen unangenehmen Eindruck, wenn ein Instrument, seinem Charakter zuwider, zu etwas gezwungen wird, was ihm nicht natürlich ist."

Darmstadt, den 9. Februar.

Durch eine Krankheit meiner guten Dorette zu einem beinahe vierwöchentlichen Aufenthalte gezwungen, habe ich Zeit genug gehabt, die hiesigen Musikzustände kennen zu lernen. Viel Erfreuliches läßt sich davon nicht sagen. Der Großherzog liebt die Musik zwar sehr und verwendet große Summen darauf; diese Liebe ist aber einseitig, egoistisch und beschränkt sich nur auf Theatermusik. Er findet nämlich seine Freude daran, in den Opernproben den Musikdirektor und Regisseur in eigener Person zu machen; er dirigirt daher nicht nur das Orchester an einem auf dem Theater befindlichen Pulte, sondern ordnet auch alles auf der Bühne an. Da er sich in beiden Posten für unfehlbar hält und weder dem Kapellmeister noch dem Regisseur die geringste Einwendung gegen seine Anordnungen gestattet, so ist es natürlich, daß viele Mißgriffe geschehen. Denn obgleich er unter den Großherzögen wohl der beste Operndirektor sein mag, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß er ein guter sei! Er beweis't dies schon in der Wahl der Werke, die er auf seinem Theater geben läßt. Da er es so reich dotirt hat, daß die Regie auf den Geschmack des Publikums behufs der Einnahme keine Rücksicht zu nehmen braucht, so könnte sie ein Repertoir von lauter gediegenen und werthvollen Werken schaffen, ließe er ihr nur die Auswahl. So trifft er diese aber selbst und es wird daher nicht nur viel Mittelmäßiges gegeben, sondern auch manches Vortreffliche ganz ausgeschlossen, wie z. B.

die Cherubinischen Opern, weil sie der Großherzog nicht leiden kann. Allenfalls läßt er „den Wasserträger" noch passiren, doch auch nur den ersten Akt. Auch die Mozart'schen Opern scheinen ihm nicht mehr zu behagen; denn als vor einigen Tagen einmal wieder der „Don Juan" an die Reihe kam, nachdem dreißig Abende vorher nichts als die „Athalie" von Poißl probirt worden war, und das Orchester von der tödtlichen Langenweile befreit, die ihm jene Oper gemacht hatte, das erste Finale mit großer Begeisterung executirte, äußerte er laut gegen den Kapellmeister gewendet: „Nach der Poißl'schen Oper will der „Don Juan" doch nicht mehr schmecken!" —

Das Sologesang-Personal könnte bei den großen Gehalten, die der Großherzog zahlt, ein viel besseres sein, als es, mit wenigen Ausnahmen, wirklich ist; man behauptet aber, er wolle nur mittelmäßige Talente, damit sie sich um so williger seinen Anordnungen fügen. Der Chor (dreißig Frauen und dreißig Männer) ist sehr ausgezeichnet. Auch das Orchester ist sehr zahlreich und zählt mehrere sehr tüchtige Künstler unter seinen Mitgliedern; doch ist auch viel Mittelgut darunter. Auf das Ensemble desselben und besonders auf das pianissimo thut sich der Großherzog viel zu gut; doch bleibt in Bezug auf reine Intonation und auf Deutlichkeit noch manches zu wünschen übrig. Kein Orchester der Welt ist so geplagt wie dieses; denn sämmtliche Mitglieder desselben müssen jeden Abend, den Gott werden läßt, von sechs bis neun oder zehn Uhr im Theater zubringen. Jeden Sonntag ist Oper, an zwei anderen Tagen jeder Woche Schauspiel; an den vier übrigen Tagen hält der Großherzog seine Opernproben. Nur wenn er durch Krankheit verhindert ist, fallen sie aus. Dann werden auch keine Opern gegeben. Unlängst war er wegen eines Uebels am Bein genöthigt, mehrere Wochen das Zimmer zu hüten; in dieser Zeit durfte weder eine Probe gehalten, noch eine Oper gegeben werden. Er schien zu glauben oder wollte es glauben machen, daß ohne ihn nichts einstudirt werden könne.

Es gewährt einen seltsamen Anblick, den alten, schon ganz krumm gewachsenen Herrn in Uniform mit dem Stern auf der Brust hinter dem Pulte den Takt geben zu sehen, oder wie er den Chor und die Statisten ordnet, bald dieses, bald jenes zu erinnern hat, oder dem Orchester piano oder forte zuruft. Verstände er dies nun Alles, so würde es keinen besseren Operndirektor geben; denn er hat nicht nur viel Eifer und Ausdauer, sondern auch in seiner Eigenschaft als Großherzog die nöthige Autorität. So reicht seine Partiturkenntniß aber nicht weiter, als um allenfalls die Violinstimme nachlesen zu können, und da er in seiner Jugend einmal Violine gespielt hat, so quält er die armen Geiger ewig mit seinen Erinnerungen, ohne daß dadurch etwas gebessert wird! Unterdessen können die Sänger so falsch oder geschmacklos singen, wie sie wollen, oder die Blasinstrumente können einen Takt vor oder nach sein, — er merkt es nicht!

Eben so ist es mit seinen Anordnungen auf dem Theater, doch da kann der Regisseur unbemerkt noch nachhelfen, während dem Kapellmeister auch nicht die kleinste Rüge der vorfallenden Fehler gestattet ist. Daß daher die Opern trotz der vielen Proben dennoch nicht gut gehen und in der Regel um so schlechter, je mehr Proben stattgefunden haben, findet seine Erklärung in Obigem, sowie darin, daß Sänger und Orchester am Ende vor Abspannung und Ueberdruß nicht mehr Acht geben können. So ging es auch mit der Oper „Athalie" von Poißl, die während unserer Anwesenheit jeden freien Abend probirt wurde und bei deren endlicher Aufführung nach 30 Theaterproben doch noch Fehler, sowohl auf dem Theater, als im Orchester vorfielen.

Von der Musik dieser Oper läßt sich nicht viel Rühmliches sagen. Sie ist zu gewöhnlich, zu oft schon dagewesen. Mehrere Musikstücke sind den allgemein bewunderten von Mozart und Cherubini nachgebildet, ohne daß dadurch etwas Anderes gewonnen wäre, als daß sie an jene erinnern, so z. B. der Priestermarsch, der mit seinen einzelnen Paukenschlägen ganz dem der Zauber-

flöte während der „Feuer- und Wasserprobe" gleicht. Ebenso das Schluß-Allegro des ersten Aktes, welches auffallende Reminiscenzen aus dem Finale des „Don Juan" enthält, u. dgl. m. Der erste Akt wird noch durch den Umstand besonders langweilig, daß so viel langsame Tempi und Gebete unmittelbar auf einander folgen, so wie es denn überhaupt der Oper an Leben und Bewegung fehlt.

Der Großherzog, der die Musik dieser Oper sehr schön findet, vielleicht nur, weil sie ein Baron gemacht hat, erlebte den Verdruß, zu sehen, daß sie das Publikum sehr langweilte, was auch selbst in der Nähe seiner Loge laut geäußert wurde. Dies brachte ihn so auf, daß er ganz laut sagte: „Allen Leuten, die diese herrliche Oper nicht begreifen, sollte man die Thüren des Theaters verschließen!" Wenn es wahr ist, was man sich hier erzählt, daß er seine Hofdiener und Offiziere zum Theaterbesuche zwingt, indem er ihnen vom Gehalte den Betrag für das Theater-Abonnement ohne weiteres abziehen läßt, so könnte er seine Drohung leicht wahr machen, indem er sie von dieser Frohnde befreite!

Da uns der Großherzog zu einem öffentlichen Concerte die Mitwirkung der Kapelle verweigerte, weil er sie, wie es in der Antwort auf mein Gesuch hieß, keinen Abend im Theater entbehren könne, so waren wir schon im Begriffe abzureisen, ohne in Darmstadt gespielt zu haben, als uns die Direktion des Casino den Antrag machte, in ihrem Lokal aufzutreten, wofür sie uns ein Honorar von zwanzig Karolinen offerirte. Dies nahmen wir an. Ich spielte mit Dorette eine Sonate, zwei Concertsätze mit Clavierbegleitung, und Dorette schloß mit der Phantasie in C-moll. Wir hatten ein sehr empfängliches Publikum. Den Geigern des Orchesters, die mich gern gehört hätten, und Herrn Backofen, dem früheren Lehrer meiner Frau, den ihre jetzige Virtuosität in hohem Grade interessirt haben würde, war es aber nicht gestattet, unter den Zuhörern zu sein; denn der Großherzog hatte Abends

vorher bei der Probe im Theater gesagt: „Daß mir morgen Abend ja Niemand fehlt!“

Heidelberg, den 11. Februar.

Trotz der großen Kälte, die seit voriger Nacht herrscht, haben wir heute Nachmittag den Schloßberg erstiegen, um die wunderschöne Ruine des Schlosses von neuem zu bewundern. Ich habe mich gefreut, daß man sie seit acht Jahren nicht weiter hat verfallen lassen, daß man vielmehr Sorge trägt, sie so, wie sie jetzt ist, zu erhalten. Die Aussicht über die Stadt nach Mannheim und in das Neckarthal ist selbst im Winter entzückend schön!

Carlsruhe, den 26. Februar.

Unser hiesiger Aufenthalt hatte dadurch, daß wir alte Bekannte vorfanden, viel Angenehmes. Auch bot er manchen Kunstgenuß. Gute Orchestermusik hörten wir zwar nicht; denn die Kapelle ist, obgleich in neuerer Zeit mehrere ausgezeichnete Künstler engagirt wurden, noch immer sehr mittelmäßig. Einige gute Mitglieder können die Schwächen der Uebrigen nicht verdecken. Dagegen hörten wir zwei gute Sängerinnen; Demoiselle Bahrenfels und Madame Gervais. Erstere sang am 21., als wir bei der Großherzogin im Cabinet spielten, eine Arie und einige Tage früher die Sopran-Soli in Romberg's „Glocke“, die von einer Dilettanten-Gesellschaft im Museum recht gut gegeben wurde. Demoiselle Bahrenfels besitzt eine schöne Stimme, guten Geschmack und viel Geläufigkeit, überladet aber ihren Gesang zu sehr mit Verzierungen. Madame Gervais, die auch ausgezeichnete Schauspielerin ist, hörte ich in Weigl's artiger Oper: „Adrian van Ostade“, wo sie besonders eine Cavatine sehr schön vortrug. Dann hörten wir sie in unserem Concerte am 24. die große Scene aus „Faust“ mit allgemeinem Beifalle singen. Sie hat ebenfalls eine schöne Stimme, gute Schule, viel Gefühl und große Geläufigkeit, verziert aber auch zu viel und am unrechten Ort und detonirt dann und wann....

Meine Quartetten und Quintetten gab ich viermal zu hören, zweimal bei Herrn von Eichthal und einmal bei den Herren Freidorf und Brandt. Sie wurden mir von den Herren Fesca, Viala, Bönlein und von Dusch vortrefflich accompagnirt. Fesca spielte auch ein neues Quintett seiner Composition, das sehr viel Neues und Schönes enthielt. Im letzten Satze war jedoch manches gar zu gesucht.

Straßburg, den 6. März.

Es drängt mich zuerst von dem zu reden, was jedem Reisenden noch vor seiner Ueberfahrt über den Rhein in die Augen fällt, — ich meine den Münster! Weit jenseits Kehl sahen wir seine kolossale und doch zierliche Gestalt schon hoch in die Lüfte ragen. Er ist so oft und gut, (am poetisch'sten wohl in Baggesen's Reise) beschrieben worden, daß ich mich nicht daran versuchen werde. Aber das muß ich aussprechen, daß früher nie Etwas so sehr das Gefühl des Erhabenen und Heiligen in mir erweckt hat, als dieser wundervolle Bau! Welch' edle Form, welche Zierlichkeit, welcher Reichthum in der Ausschmückung und welch' imposante Größe sind da vereinigt! Man hat Alles, was zur Zeit der Revolution von den Bilderstürmern am Münster beschädigt wurde, wieder hergestellt, und die neuen Bildsäulen, die man an die Stelle der zertrümmerten setzte, haben mehr Kunstwerth, als die alten, die damals verschont geblieben. Ueberhaupt wird das Gebäude sehr sorgfältig erhalten und es sind für dessen äußere Reparaturen allein jährlich 20,000 Franken ausgesetzt. Solche Sorgfalt ist bei diesem Bau wegen seiner Zierlichkeit aber auch doppelt nothwendig, da die geringste Beschädigung leicht größere und gefährlichere nach sich ziehen könnte; denn selbst der gigantische Thurm hat nicht einmal eine rundumlaufende Grundmauer, sondern ist auf Pfeiler gesetzt, zwischen welchen tief im Grunde ein schiffbarer Kanal hindurchfließt. Auf halber Höhe, da wo der Bau sich in zwei Hälften trennt, von denen leider nur die eine vollendet wurde,

ist nun vollends Alles so luftig, zierlich und durchsichtig, daß hier, wo immer ein Pfeiler den andern trägt, die geringste Beschädigung, würde sie nicht alsbald ausgebessert, leicht den Einsturz des ganzen Thurmes herbeiführen könnte.

Nachdem wir den kühnen Riesenbau lange genug bewundert hatten, erregte der Telegraph, der auf dem Kirchendache seine Arme emporstreckt, unsere Aufmerksamkeit. Es wurde gerade telegraphirt und die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Bewegungen ergötzte uns sehr. Da wir den Mechanismus kennen zu lernen wünschten, so stiegen wir hinauf, kamen aber erst oben an, als eben aufgehört wurde und sahen nur noch die Depesche in den sonderbaren Zeichen naß auf dem Papiere stehen. Ich hätte gern gewußt, ob diese Zeichen, deren es höchstens vierundzwanzig sein können, die Buchstaben oder einzelne Worte oder ganze Sätze bedeuteten und richtete deshalb einige Fragen an den Telegraphisten. Er gab aber wenig Auskunft, entweder weil er nicht durfte oder selbst nichts wußte, was das Wahrscheinlichste ist, da nur der Direktor den Schlüssel zu den Zeichen besitzen soll. Nach seiner Behauptung bedeutet jedes Zeichen ein Wort. Dies ist aber sehr unwahrscheinlich, da man mit vierundzwanzig Wörtern doch nicht ausreichen würde, auch wenn das dazwischen Fehlende größtentheils errathen werden könnte. Daß ihm übrigens die Bedeutung von einem oder einigen Zeichen bekannt sein müsse, bewies er dadurch, daß er um uns den Mechanismus zeigen zu können, das signe d'attention machte, wodurch angefragt wird, ob im Laufe des Tages noch eine Depesche zu erwarten sei, und daher jeder Telegraphist auf seinem Posten bleiben müsse. Dieses Zeichen wurde sogleich vom nächsten Telegraphen abgenommen, wie wir durch das in der Wand befindliche Fernglas sehen konnten und dann ebenfalls vom folgenden, der auch noch, obwohl weniger deutlich, zu erkennen war. Nach sieben oder acht Minuten kam aus Paris die Antwort zurück: „Es muß Jeder auf seinem Posten bleiben.“ Dieses Zeichen nahm nun auch unser Telegraph ab, und dann standen sie alle

wieder in Ruhe. Der Mechanismus ist sehr einfach. Drei große Räder im Zimmer des Telegraphisten, über welche aus Messingdraht geflochtene Schnüre laufen, setzen die drei Gelenke des Telegraphen in Bewegung. Kleinere, an den großen befestigte Räder bewegen einen kleineren Telegraphen im Innern des Zimmers, an welchem der Maschinist sieht, ob die Zeichen oben auf dem Dache richtig gemacht werden. Ein dritter mäßig großer Telegraph, der außerhalb des Zimmers gegen die Wohnung des Direktors gerichtet ist, dient dazu, diesem die Zeichen, die aus Paris ankommen, sogleich mitzutheilen. Das Ganze ist sehr sinnreich und macht dem menschlichen Verstande alle Ehre. Die Telegraphisten haben einen beschwerlichen Dienst. Sie müssen vom ersten Morgengrauen an bis zum Anbruche der Nacht auf ihrem Posten sein. Die geringste Nachlässigkeit wird ohne weiteres mit Dienstentlassung bestraft.

Ich lernte in Straßburg drei ausgezeichnete Künstler und viele passionirte Musikfreunde kennen. Erstere sind: Herr Spindler, Kapellmeister am Münster, Nachfolger von Pleyel, der diese Stelle früher bekleidete, Herr Berg, Pianofortespieler und Componist und Herr Kuttner, ebenfalls Pianist und Sänger. Von Spindler's Kirchen-Compositionen wird besonders ein Requiem sehr gelobt, von seinen dramatischen Arbeiten eine Oper: „Das Waisenhaus." Spindler schickte die Partitur und das Buch dieser Oper, welches letztere ebenfalls sein Eigenthum war, an die Direktion des Wiener Hoftheaters. Sie wurde nicht angenommen und unter dem Vorwande zurückgeschickt, daß die Gesangpartien nicht für das dortige Personal paßten. Man hatte aber vom Buche diebischer Weise eine Abschrift genommen, und Weigl componirte es nun ebenfalls noch einmal. Da ihm kurz vorher seine „Schweizerfamilie" großen Ruhm verschafft hatte, so verbreitete sich dieses neue Werk bald über alle deutschen Theater, während Spindler's Composition bis jetzt nur in Straßburg gegeben worden ist. Es wurde ihm jedoch die Genugthuung zu

Theil, daß die Weigl'sche Composition, die im vorigen Jahre von einer deutschen Opern-Gesellschaft hier gegeben wurde, bei weitem nicht so gefiel wie die seinige. Spindler ist ein unterrichteter und dabei äußerst bescheidener Künstler. Unter den passionirten Musikfreunden steht Herr Advokat Lobstein oben an. Er ist Direktor eines gut eingerichteten Liebhaber-Concertes. Das stark besetzte Orchester desselben besteht größtentheils aus Dilettanten, und Compositionen, die nicht zu schwer sind und die sie oft genug probirt haben, gehen nicht übel. Da in Frankreich noch aus der Revolutionszeit ein Gesetz besteht, nach welchem jeder Concertgebende, wenn er sein Concert affichirt und eine Kasse macht, den fünften Theil der Einnahme an die Theater-Direktion des Ortes abgeben muß, so machte mir Herr Lobstein den Vorschlag, ein Concert im Lokal und am Tage des Liebhaber-Concertes zu geben, wodurch ich der Abgabe entging. Das Concert wurde nur unter der Hand bekannt gemacht, war aber demungeachtet so besucht, daß über hundert Menschen in dem nicht kleinen Saale keinen Platz mehr finden konnten. Dies, sowie der enthusiastische Beifall, den unser Spiel fand, veranlaßte mich, noch ein zweites öffentliches Concert zu geben, nachdem ich mich vorher mit der Theater-Direktion über eine fixe Abgabe von achtzig Franken verständigt hatte; es war jedoch, wahrscheinlich wegen des zu drei Franken erhöhten Eintrittspreises, nicht ganz so zahlreich besucht, wie das erste. Das Orchester war in beiden Concerten dasselbe, halb aus Dilettanten und halb aus Künstlern zusammengesetzt; die Saiten-Instrumente ziemlich gut, die Blas-Instrumente größtentheils sehr schlecht. Da nun in meinen Compositionen letztere viel beschäftigt sind, so wurden sie auch arg mißhandelt. Meine Quartetten und Quintetten, die ich häufig in Privat-Gesellschaften spielte, wurden mir dagegen sehr gut accompagnirt. Besonders zeichneten sich dabei die Herren Baxmann, (erster Violoncellist des Theater-Orchesters) und Nani (Violinist) vortheilhaft aus. Obgleich die Straßburger in

der Musikbildung den Bewohnern der größeren deutschen Städte bedeutend nachstehen und von unserer neuesten Musik und deren Geist noch wenig kennen und wissen, so scheinen sie doch meine Compositionen sehr zu goutiren. Mein hiesiger Aufenthalt diente daher dazu, daß meine Compositionen, von denen hier nur wenige gekannt waren, nun häufig verlangt und von den Musikhändlern verschrieben werden.

Während unserer Anwesenheit in Straßburg gaben die Herren Berg und Kuttner gemeinschaftlich ein öffentliches Concert, in welchem sie sich Beide als sehr fertige Clavierspieler zeigten, Herr Berg aber auch als talentvoller Componist. Es wurde von ihm eine Ouvertüre, ein Clavier-Concert und Variationen für zwei Pianoforte gegeben. Besonders gefiel mir das Allegro der Ouvertüre wegen seines natürlichen Flusses und der guten Durchführung des Thema's. Herr Berg ist aber doch nicht frei von der Krankheit aller modernen Componisten, die immer nur nach Effekten jagen und darüber versäumen, ihre Ideen gehörig durchzuführen.

Wir besuchten einigemale das Theater und fanden die Oper, mit Ausnahme der ersten Sängerin, Madame Dufay, sehr schlecht, das Lustspiel und Vaudeville aber sehr gut. Ich überzeugte mich von neuem, wie sehr die Franzosen in den beiden letzten Gattungen den Deutschen überlegen sind. Die hiesige Truppe, die allgemein für sehr mittelmäßig gilt, gibt ihr Lustspiel mit einer Rundung und Genauigkeit, wie man es nur sehr selten auf den besten deutschen Theatern findet.

Münster, bei Colmar, den 26. März.

Seit beinahe vierzehn Tagen sind wir hier in einer kleinen Fabrikstadt in den Vogesen bei einem reichen Fabrikbesitzer, Herrn Jacques Hartmann zu Besuch. Unser Wirth, der ein leidenschaftlicher Musikfreund ist, war von Herrn Kapellmeister Brandt in Carlsruhe benachrichtigt worden, daß wir auf unserer Reise

Colmar passiren würden. Von Straßburg aus hatte er den Tag der Durchreise erfahren; er verlegte uns daher den Weg und zwang uns mit freundlicher Gewalt, ihm nach Münster in sein Haus zu folgen. Dort mit Anbruch der Nacht angelangt, wurden wir von seiner Familie auf das Herzlichste bewillkommnet und sogleich durch den Garten in einen hell erleuchteten Concertsaal geführt, der ringsum mit den Namen unserer großen Componisten geschmückt war, unter welchen, wahrscheinlich seit heute, der meinige auch ein bescheidenes Plätzchen gefunden hatte. Die Kapelle des Herrn Hartmann war schon aufgestellt und empfing uns bei unserem Eintritt mit einer gar nicht schlecht executirten Ouvertüre. Das Orchester besteht aus der Familie des Herrn Hartmann und aus einem Theile der in seiner Kattun-Fabrik angestellten Beamten, Künstler und Arbeiter. Da er, so viel es sich thun läßt, nur solche annimmt, die musikalisch sind, so ist es ihm geglückt, fast ein vollständig besetztes Orchester zusammenzubringen, das nicht zu schwere Compositionen, die es fleißig eingeübt hat, ganz erträglich executirt.*) Herr Hartmann selbst ist Virtuos auf dem Fagott und besitzt schönen Ton und viel Fertigkeit. Seine Schwester und seine Tochter spielen Pianoforte. Letztere, ein Kind von acht Jahren, ist der Glanzpunkt dieses Dilettanten-

---

*) Von dem Vorspieler des Orchesters, einem Beamten der Fabrik, erwarb ich damals eine Geige von Lupot in Paris. Ich war von dem vollen und kräftigen Ton dieses Instrumentes, das damals erst dreißig Jahre alt war, so frappirt, daß ich dem Besitzer sogleich einen Tausch mit einer italienischen Geige, die ich in Braunschweig gekauft und auf meinen ersten Reisen gespielt hatte, antrug, der gern eingegangen wurde. Ich gewann die Geige bald so lieb, daß ich sie meiner bisherigen Concertgeige, einer alten deutschen von Buchstetter, vorzog und von nun an auf allen meinen Reisen spielte. — — — — —

Erst im Jahre 1822, nachdem bereits meine Kunstreisen als Geiger aufgehört hatten, erkaufte ich von Madame Schlick in Gotha mein jetziges Instrument, eine Stradivari, und überließ, von dem Concertmeister Matthaei in Leipzig dringend gebeten, diesem die Geige von Lupot, die im Laufe der Jahre sehr gut geworden und zu großer Berühmtheit gelangt war. Dieser spielte sie bis zu seinem Tode, wo sie dann in den Besitz des Concertmeisters Ullrich kam.

Orchesters. Sie spielt bereits sehr schwere Compositionen mit bewunderungswerther Fertigkeit und Genauigkeit. Mehr noch wie dieses überraschte mich ihr feines musikalisches Gehör, womit sie, (vom Piano entfernt), die Intervallen der verwickeltsten und vollgriffigsten, dissonirenden Accorde, die man ihr anschlägt, erkennt, und die Töne, woraus diese bestehen, in ihrer Folge nennt. Aus diesem Kinde wird gewiß einst, wenn es gut geleitet wird, eine ausgezeichnete Künstlerin werden.*) Nachdem die Familie sich producirt hatte, gaben auch wir eins unserer Duette zu hören und hatten ein sehr dankbares und begeistertes Auditorium.

Herr Hartmann läßt nicht leicht einen ausgezeichneten Künstler durch das Elsaß passiren, ohne ihn aufzufangen und hat deshalb schon viele von ihnen bei sich gesehen, unter Anderen Rudolpho, Kreutzer, Durand, Turner, Bärmann und die Gebrüder Schunke. Gewiß waren Alle eben so zufrieden mit ihrem Aufenthalte in seinem Hause, wie wir; denn es gibt keinen artigeren und zuvorkommenderen Wirth, als Herrn Hartmann. Von den beiden zuerstgenannten Künstlern erzählte er mir folgendes, was sie hinlänglich characterisirt. Kreutzer gab zu Straßburg im Theater ein sehr besuchtes Concert. Nach dem ersten Theile ließ er sich die Einnahme auszahlen und verspielte sie sogleich am Roulette im Foyer bis auf den letzten Sous. Nun wurde er zum zweiten Theile des Concerts gerufen und mußte nachträglich verdienen, was bereits verspielt war. Durand machte es noch ärger! Herr Hartmann hatte für ihn ein Concert in Mühlhausen arrangirt und begleitete ihn selbst dahin. Durand verlor sich sogleich in ein Bierhaus, und es hielt schwer, ihn von da wegzubringen, um die Probe zu halten. Bei dieser vermißte er seinen Bogen, den er zu Colmar vergessen hatte. Er erklärte, ihn holen zu müssen, weil er sonst am Abend nicht spielen könne. Herr Hartmann gab ihm seinen Wagen und er-

*) Leider ist sie noch vor ihrer vollständigen Entwickelung jung gestorben.

mahnte ihn zu baldiger Wiederkehr. Die Zeit des Concertes rückte heran, aber Durand war noch nicht zurück. Das Publikum versammelte sich, die Musiker stimmten ein, — doch der Concertgeber fehlte immer noch! Nachdem eine halbe Stunde gewartet war und das Auditorium bereits unruhig wurde, ließ Herr Hartmann die Ouvertüre spielen. Da Durand aber noch nicht erschien, so mußte er endlich vortreten und die Abwesenheit des Concertgebers verkünden. Höchst unwillig auf diesen verließ das Publikum den Saal. Spät am Abend kehrte der Kutscher mit dem vergeblich Erwarteten zurück und erzählte seinem Herrn, daß er ihn mehrere Stunden lang in allen Kaffee- und Wirthshäusern Colmar's vergeblich gesucht und endlich in einem Bierhause gefunden habe, wo er im lustigen Verkehr mit anderen Gästen das Concert total vergessen hatte.

Vor drei Tagen gaben wir in Colmar ein sehr besuchtes Concert, welches Herr Hartmann durch seine dortigen musikalischen Freunde im voraus hatte arrangiren lassen. Da das Orchester, welches fast ganz aus Dilettanten bestand, sehr schlecht war, so mußte ich darauf verzichten, eigene Compositionen vorzutragen und im Accompagnement leichtere von Rode und Kreutzer wählen. Nach der Sonate, welche ich mit meiner Frau vortrug, wurde uns aus einer Loge ein Lorbeerkranz zugeworfen, an welchem das folgende Gedicht befestigt war:

Couple savant daus l'art heureux
Qui fit placer au rang des Dieux
L'antique chautre de la Grèce
D'nu instrument melodieux
Et de la harpe euchanteresse
Quand les accords delicieux.
Nous causant une double ivresse,
Faut-il, que les tristes apprêts
D'un depart qui nous désespère,
Mêlent d'inutiles regrets
Aux charmes que Votre art opère!
Ah! près de nous il faut rester!
Quelle raison pour s'en défeudre?

A nos voeux, si Spohr veut se rendre,
Il pourra, j'ose l'attester,
Se lasser de nous enchanter,
Jamais nous lasser de l'entendre.
Par E. C. (outerèt), habitant de Colmar.

Im zweiten Theile des Concertes ließ sich auch Herr Hartmann mit Variationen für das Fagott von Brandt hören. Er schien sehr befangen, blies aber doch recht gut. Die Einnahme war für eine so kleine Stadt sehr bedeutend. Den Tag nach dem Concerte aßen wir zu Mittag beim General Frimont, Commandeur der österreichischen Truppen im Elsaß. Wir lernten unseren Wirth als einen höchst artigen und jovialen Mann kennen. Er hat sich durch Gerechtigkeitsliebe, strenge Mannszucht und zuvorkommend-artiges Wesen die Liebe der Colmarer in hohem Grade erworben. — Abends kehrten wir hierher zurück.

Gestern erhielt ich von Musik-Direktor Tollmann in Basel, dem Herr Hartmann im voraus unsere Ankunft meldete, die Nachricht, daß er ein Concert für uns schon auf nächsten Sonntag den 31. arrangirt habe. Wir müssen daher von unserem lieben Wirthe und den Seinigen scheiden. Doch haben wir versprechen müssen, wo möglich im Sommer noch einmal hieher zurückzukehren.

Die Kattunfabrik des Herrn Hartmann haben wir, von ihm geführt, mehreremale besehen. Sie ist sehr bedeutend und liefert Waaren, die hinsichtlich ihrer geschmackvollen Muster selbst den englischen vorgezogen werden. Sie beschäftigt über tausend Menschen und unter diesen ausgezeichnete Künstler als Zeichner und Kupferstecher. Es werden alle Sorten Kattune verfertigt, ordinäre mit Handdruck, feine mit Walzendruck und Möbelkattune, sowie Tapeten mit großen und kleinen Kupferstichen verziert. Letztere hauptsächlich für Ost-Indien und China. An den Kupferplatten zu dieser Gattung arbeiten die Künstler oft Jahre lang. Die Bilder sind größtentheils Copien berühmter Gemälde. Der Mechanismus, womit die Kupferplatten auf Zeuge abgedruckt werden,

ist ein Geheimniß der Hartmann'schen Fabrik, das den Fremden nicht gezeigt wird. Bei uns, als ungefährlich, wurde eine Ausnahme gemacht. Auch eine künstliche Maschine zum Farbenreiben wurde hier erfunden, und ist bis jetzt die einzige ihrer Art. Das an Fabriken so reiche Elsaß ist mit der neuen Regierung, die für Belebung der Industrie nichts thut, sehr unzufrieden und hängt noch mit ganzer Seele an dem verbannten Kaiser. Es erklärt sich dies leicht, wenn man weiß, daß in der glänzenden Zeit des Kaiserreichs die Fabriken hiesiger Gegend in einem außerordentlichen Flor waren, der hauptsächlich durch die Continental-Sperre, welche die englischen Waaren vom Festlande abhielt, veranlaßt wurde. Die Hartmann'sche Fabrik beschäftigte damals mehr als 3000 Menschen. Jetzt, wo wieder ganz Europa mit englischen Fabrikaten überschwemmt ist, haben die hiesigen Fabriken ihre Arbeiten bedeutend einschränken müssen. Man äußert aber auch seine Unzufriedenheit mit der jetzigen Regierung unverhohlen und sagt ganz laut, daß nur der günstige Zeitpunkt abgewartet würde, um das jetzige Joch wieder abzuschütteln. Wahr ist es, daß viel Gemeinnütziges, wie Kanal- und Straßen-Bauten, Preisvertheilungen zur Beförderung der Industrie, Kunstanstalten, z. B. das Conservatorium der Musik zu Paris, als verhaßte Ueberbleibsel der Revolution und Kaiserregierung, theils beschränkt, theils unterdrückt worden sind. Dies hat viel böses Blut gesetzt und die neue Regierung sehr verhaßt gemacht. Man würde es daher ganz gern sehen, wenn sich das Gerücht bestätigte, daß das Elsaß an Oesterreich abgetreten werden soll.

Basel, den 2. April.

Herr Tollmann, ein guter Geiger und Direktor, dabei der gefälligste und dienstfertigste Mensch, der mir je im Leben vorgekommen ist, hatte bereits mit Hülfe des hiesigen Musikvereins Alles zu unserem Concerte arrangirt. Es war nur noch beim regierenden Bürgermeister die Genehmigung einzuholen, daß der

Eintrittspreis bis zu einem halben Laubthaler erhöht werden durfte. Diese wurde sogleich ertheilt. Herr Tollmann führte mich zu den Vorstehern des Musikvereins, die ich als artige und gebildete Leute kennen lernte. Sie widerlegten siegreich das Gerücht, welches im Elsaß coursirt, der Baseler sei kalt und unhöflich, gewohnt, den Besuch von Fremden vor der Thüre abzufertigen. Ich wurde von Allen, die ich besuchte, mit Artigkeit und selbst mit Auszeichnung aufgenommen. Da das Orchester mit Ausnahme von vier oder fünf Künstlern nur aus Dilettanten besteht, so war das Accompagnement meiner Solo-Piecen besonders von Seiten der Blas-Instrumente fürchterlich. Wie ist der arme Tollmann zu beklagen, der solche Musik das ganze Jahr anhören muß! Und doch sollen, wie er behauptet, die Orchester in den übrigen Schweizer-Städten noch schlechter sein. Ist dem so, so steht es um die Musik in der Schweiz noch erbärmlicher, wie im Elsaß. Die guten Leute hier ergötzen sich noch an Compositionen, die man in Deutschland schon zur Zeit der Pleyel'schen Epoche ungenießbar fand. Mozart, Haydn und Beethoven kennen die Meisten kaum dem Namen nach. Aber Freude haben sie an der Musik und das Beste ist, sie sind leicht zu befriedigen. Denn so schlecht auch alle Orchestersätze in unserem Concerte executirt wurden, die Leute waren doch zufrieden und fanden, das Orchester habe sich diesmal besonders ausgezeichnet. Selbst eine Bravour-Arie von Wenzel Müller, die ein Dilettant jämmerlich herausquälte, fanden sie köstlich. Die Einnahme war bei wenigen Kosten sehr bedeutend.

Zürich, den 10. April.

Auf dem Wege von Basel hierher haben wir, wie jeder Reisende, der aus Deutschland kommt, nun hinlänglich die Erfahrung gemacht, daß man in der Schweiz zwar bequemer, aber auch noch einmal so theuer reise, wie dort. Man findet hier in jedem Wirthshause, selbst in denen der kleinsten Dörfer, ein vollständiges und gut zubereitetes Mittags- oder Abendessen; der Preis dafür

ist aber auch durch die ganze Schweiz ein halber Laubthaler für jede Person. Ebenso sind alle übrigen Bedürfnisse zwar gut, aber auch sehr theuer. Mit dem Fuhrwesen ist's fast noch schlimmer. Die kurze Strecke von Basel hierher abgerechnet, gibt es nirgends in der Schweiz Extrapost, und man ist daher genöthigt, entweder mit der Diligence oder mit Miethpferden zu reisen. Beides ist sehr theuer. Zwei Miethpferde kosten für den Tag drei Laubthaler, und es müssen die Tage, wo sie zurückgehen, mitbezahlt werden.

Auch hier existirt ein Musikverein. Diese Vereine in den Schweizer-Städten sind eine große Wohlthat für den reisenden Künstler, denn sie übernehmen sehr willfährig das Arrangement seines Concertes. Das unserige fand schon am vierten Tage nach der Ankunft statt; wir hatten außer unserem Spiele nichts dabei zu thun. Das Accompagnement war freilich auch wieder sehr schlecht, und ich litt um so mehr dabei, da ich mich unglücklicherweise hatte bereden lassen, ein Concert eigener Composition zu wählen. Bei der Probe brachte ich es durch unzähliges Wiederholen der schwierigsten Stellen zwar dahin, daß es wie Musik klang; am Abend war das Orchester aber so consternirt, daß es Alles wieder über den Haufen warf! Zum Glück schien das Auditorium davon nichts zu merken, denn es äußerte seine große Zufriedenheit über Alles, was es hörte.

Die Einnahme war noch brillanter, als in Basel.

Es leben hier zwei Künstler, die auch in Deutschland gekannt sind. Der eine, Herr Nägeli, Besitzer einer Musikhandlung, Componist des in ganz Deutschland gesungenen Liedes: „Freut euch des Lebens!" hat sich in neuerer Zeit durch seine Gesanglehre nach Pestalozzi'schen Grundsätzen einen Namen gemacht. Er mag als Theoretiker und musikalischer Schriftsteller große Verdienste besitzen, im praktischen Theile der Tonkunst und in der Geschmacksbildung scheint er es aber nicht weit gebracht zu haben; denn drei seiner Schülerinnen, die er uns als seine besten bezeich-

nete, von denen die eine eine Arie, die beiden anderen ein Duett in unserem Concerte vortrugen, sangen mit schlechter Methode und sehr geschmacklos.

Der andere Künstler ist Herr Liste, der hier für einen vorzüglichen Clavierspieler und Lehrer gilt, er ist durch Clavier-Compositionen bekannt. Er brachte mir drei- und vierstimmige Männergesänge zur Ansicht, die mir in Melodie, Harmonie und Stimmführung sehr gefielen.

Zürich hat eine reizende Lage. Aus unserem Zimmer, im Gasthofe „zum Raben" können wir einen großen Theil des See's übersehen. Das Ankommen und Abgehen der Schiffe gibt diesem Theile der Stadt sehr viel Leben.

Bern, den 20. April.

Wir haben bei sehr schönem Wetter eine äußerst angenehme Reise hierher gemacht. Auf einer Anhöhe, eine Stunde von hier, erblickten wir zum erstenmale, seit wir die Schweiz betreten, die ganze herrliche Alpenkette völlig rein und in ihrer ganzen Majestät. Wir begrüßten sie mit Jubel! Wie sehnen wir uns, diesen Gebirgen noch näher zu kommen! —

Die Berner Musikgesellschaft nahm sich ebenfalls des Arrangements unseres Concertes thätigst an und überhob mich aller lästigen Geschäfte. Der Besuch desselben war wieder zahlreicher, als er hier je bei einem Concerte eines fremden Künstlers stattfand; die Einnahme wegen des hier gebräuchlichen niederen Eintrittspreises aber nicht so bedeutend, wie in Zürich. Das Orchester ist hier wo möglich noch schlechter, als in Basel und Zürich, und das Publikum noch ungebildeter, mit Ausnahme sehr Weniger. An der Spitze des Orchesters steht ein Bruder von Carl Maria von Weber, der, wie man mir sagt, ein guter Theoretiker sein soll. Als Geiger und Direktor ist er sehr schwach. Unter den Dilettanten und Mitgliedern der Musikgesellschaft zeichnen sich durch ihren gebildeteren Geschmack für Tonkunst besonders aus: die

Professoren Meißner und Jahn und der Statthalter Herrmann. Der erstgenannte ist Kapellmeister der Gesellschaft und ein ganz guter Violoncellist.

Da die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt ist, um mit Erfolg in den übrigen Schweizer-Städten noch Concerte geben zu können, so wollen wir die Reise dahin für jetzt aufgeben und uns gleich in einer schönen Gegend des Berner Oberlandes zur Ruhe begeben, deren Dorette zu völliger Wiederherstellung ihrer Gesundheit so dringend bedarf. Unsere hiesigen Bekannten empfahlen uns dazu ein Dorf in der Nähe von Thun. Wir machten gestern in Eduard's *) Gesellschaft eine Fahrt dahin und fanden Alles unseren Wünschen so angemessen, daß wir schon übermorgen ganz hinziehen werden. Das Dorf heißt Thierachern und liegt auf dem schönsten Punkte der Erde, den wir bis jetzt sahen. Wir mietheten im Wirthshause zwei Zimmer und werden, vermöge eines mit dem Wirthe abgeschlossenen Contraktes, für diese, eine Remise für unseren Wagen, sowie für Frühstück und Mittagsessen zusammen wöchentlich zwei Karolinen bezahlen. Wir Alle sind voller Sehnsucht nach diesem Paradiese und freuen uns auf die dortige ländliche Ruhe. Ich denke sie hauptsächlich dazu zu benutzen, um mir neue Violin-Compositionen mit recht einfacher, leichter Begleitung für Italien zu schreiben, weil dort die Orchester nach allen Nachrichten noch schlechter sein sollen, als die der Provinzial-Städte Frankreichs. Eduard hat versprochen, uns oft zu besuchen und dann mit uns Partien in die himmlische Umgegend zu machen.

Bern, die schönste der Schweizer-Städte von allen, die wir bisher sahen, liegt auf einer mäßigen Anhöhe, im Mittelpunkt eines länglichen, engen Thales. Die Aar, ein reißender, klarer Gebirgsstrom, umfließt sie auf drei Seiten. Die Berge, die sie umgeben, sind nicht so hoch, um die Aussicht von der Stadt nach

*) Eduard Henke, wie erwähnt, der jüngste Bruder meiner Mutter, damals Professor an der Universität Bern; später zu Halle.



den Alpen zu verdecken. Besonders ausgedehnt und hinreißend schön ist diese von der Plateform, einem geräumigen, viereckigen, mit Kastanien und Ruhebänken besetzten Platze neben der Hauptkirche. Sowie man sich auf die Mauer lehnt, die ihn auf der Südseite einfaßt, erblickt man tief unter sich zwischen Felsen die schäumende Aar, über ihr im Mittelgrunde lachende Wiesen, mit Gebüsch bewachsene Anhöhen und reiche mit Obstbäumen umgebene Dörfer, und im Hintergrunde die majestätische Alpenkette mit ihren ewig beschneieten Gipfeln! Die Berner sind aber auch nicht wenig stolz auf diesen Platz und es ist gewöhnlich ihre erste Frage an die Fremden: „Waren Sie schon auf der Plateform?"

Die Häuser der Stadt sind sämmtlich massiv gebaut und haben nach der Straße offene Bogengänge, unter denen man die ganze Stadt trockenen Fußes durchwandern kann. Unter diesen Bogengängen befinden sich die Gewölbe der Kaufleute und Handwerker.

Thierachern, den 26. April.

Seit drei Tagen sind wir hier in unserem herrlichen Dörfchen und genießen so recht in vollen Zügen die ersten Frühlingstage in dieser über alle Beschreibung reizenden Gegend. An Arbeit wird noch nicht gedacht, denn schon am frühen Morgen drängt es uns in's Freie. Wir haben bereits wohl eine Meile im Umfange unser Dörfchen umkreis't und immer neue Schönheiten entdeckt. Als Führer dient uns eine Spezialkarte der Schweiz, die ich in Bern kaufte und auf welcher sich alles Merkwürdige aufgezeichnet findet. Die Lage unserer Wohnung ist über alle Begriffe schön; sie liegt auf einer Anhöhe, von der man die Gegend nach allen Seiten überblicken kann. Unsere Zimmer führen auf einen langen offenen Altan, der die ganze Breite des Hauses einnimmt und vom Hauptdache überdeckt ist. Man nennt hier diese offenen Gänge, die sich fast an allen Häusern befinden, Lauben. Auf dieser Laube, wo wir bei den bisherigen schönen Tagen jeden Morgen unser Frühstück einnahmen, haben wir die ausgedehnteste

Aussicht über Wiesen und Gebüsch nach Thun und seinem alterthümlichen Schlosse; dann rechts über den See bis zur Alpenkette mit den weißen Spitzen der Jungfrau, des Eiger und Schreckhorn. Noch weiter rechts grün bebuschte Anhöhen mit von Fruchtbäumen umgebenen Dörfern, und dahinter die furchtbare Felsenkette vom Niesen bis zum Stockhorn. Und fast jeden Tag bieten diese Gebirge neue von den früheren verschiedene Ansichten dar. Bald sind die vorderen Berge mit einer schweren Wolkenmasse bedeckt und die hinteren schauen in einer Höhe, wo man sich gar nichts Festes mehr denken kann, majestätisch darüber her; bald stehen die vorderen in Klarheit da, und nur die höchsten Spitzen sind in Wolken eingehüllt. Ganz entzückend ist aber der Anblick dieser mit Schnee bedeckten Berge am Abende, kurz nach Untergang der Sonne. Wenn das Thal schon ganz in Dunkel gehüllt ist und die Lichter von Thun über den See herüberschimmern, glänzen sie noch immer im schönsten Rosenlichte, das sich, wenn die Dunkelheit zunimmt, in eben so schönes Blau verwandelt. Es ist ein Anblick, von dem man sich gar nicht losreißen kann!

Den 16. Mai.

Wir haben nun angefangen, unsere Zeit zwischen Vergnügen und Arbeit zu theilen. Vormittags, während ich componire, gibt Dorette den Kindern Unterricht im Rechnen, Schreiben, Geographie u. s. w.; Nachmittags unterrichte ich dieselben im Clavierspiel und Gesange. Dann geht es rasch hinaus in's Freie. Erlaubt das Wetter einen weiten Ausflug, so nehmen wir unser frugales Abendessen in irgend einem Dorfwirthshause oder bei einem Küher (so nennt man hier die Hirten) ein und kehren erst spät am Abende zurück. Ist das Wetter nicht zuverlässig, so gehen wir, mit Schirmen bewaffnet, wenigstens bis Thun, erkundigen uns auf der Post nach Briefen aus der Heimath, holen uns für Regentage Unterhaltung aus der Leihbibliothek und kaufen unsere kleinen Bedürfnisse ein. Die tägliche Bewegung in der herrlichen, reinen,

balsamischen Luft stärkt unseren Körper, erheitert unseren Geist und macht uns froh und glücklich. In solcher Stimmung arbeitet es sich auch leicht und schnell, und schon liegen mehrere Arbeiten vollendet vor mir, nämlich ein Violinconcert in Form einer Gesangs-Scene und ein Duett für zwei Violinen.

Einer musikalischen Naturmerkwürdigkeit, die wir auf unseren Spaziergängen bemerkten, muß ich doch erwähnen. Es gibt hier Kukucke, die nicht wie die unserigen ihren Namen in einem Terzenfall absingen, sondern noch ein drittes „kuk" dazwischen flicken und sich folgendermaßen vernehmen lassen:



Ob dies eine von der unserigen verschiedene Art ist, habe ich nicht erfahren können, wohl aber, daß es jedes Jahr hier solcher Kukuckuke gibt.

Noch etwas anderes, was mich als Musiker noch mehr interessirt, habe ich hier wahrgenommen. Der Knecht aus unserem Hause und einige Mägde aus der Nachbarschaft, die jeden Sonntag Abend vor unserm Fenster ihre Sing-Akademie halten, intoniren in ihren Liedern ganz so, wie ein Blechinstrument die Töne gibt, wenn die stopfende Hand nicht nachhilft, nämlich die Terze ein wenig zu hoch, die Quarte noch höher und die kleine Septime bedeutend zu tief. Es ergibt sich daraus, daß diese Intonation dem menschlichen Ohr natürlich ist, wenn es nicht von Jugend auf an das temperirte Tonsystem gewöhnt ist. Diesen Natursängern würde unsere Tonleiter eben so falsch klingen, wie uns die ihrige. Es ist aber doch höchst merkwürdig und fast beunruhigend, daß wir von der uns von der Natur gegebenen Tonleiter abweichen mußten, um unseren jetzigen Reichthum der Harmonie zu gewinnen. Denn ohne unser temperirtes Tonsystem würden wir auf die nächsten Tonarten beschränkt sein und den enharmonischen

Verwechselungen (dem haut goût der modernen Harmonie) ganz entsagen müssen. Und doch scheint sich mir die Musik, durch dies Abweichen von der Natur, erst zur eigentlichen Kunst zu erheben, während alle anderen Künste sich begnügen müssen, die Natur zu kopiren, und selbst dann, wenn sie idealisiren, der Natur doch alles Einzelne nachbilden müssen. Die Lieder dieser Natursänger haben manches Eigenthümliche, und wenn ich erst den hiesigen Dialekt, der viel Aehnlichkeit mit dem Allemannischen hat, besser verstehen lerne, werde ich versuchen, einige davon aufzuschreiben.

Den 4. Juni.

Gestern sind wir von dem ersten größeren Ausfluge, auf dem wir, von schönem Wetter begünstigt, recht viel Genuß hatten, vergnügt zurückgekehrt. Wir waren in Kandersteg, einem hoch im Gebirge gelegenen kleinen Dorfe, sieben bis acht Stunden von hier entfernt. Ich hatte dazu unseres Wirthes einspänniges Rietwägeli gemiethet und machte selbst den Kutscher. Die Karte war wieder unser Führer. Unser Weg ging zuerst am rechten Ufer des Thuner See's entlang bis Spiez. Hinter Gwatt überschritten wir die Kander auf einer überbauten hölzernen Brücke, die sich hoch und kühn über den breiten und reißenden Strom in einem einzigen Bogen höchst kunstreich wölbt. Man hat vor etwa hundert Jahren die Kander in den See geleitet und dadurch das schöne Thal von Glütsch bis Thierachern, welches wegen der Ueberschwemmungen in jedem Frühjahre wüst und unbebaut lag, in herrliche Wiesen und fruchtbare Felder umgestaltet. Es war dies aber eine Riesen-Arbeit, da man einen hohen Berg durchstechen mußte. Von der Mitte der Brücke sieht man aus schwindelnder Höhe hinab auf die über Felsen schäumende Kander und zugleich an thurmhohen Ufern hinauf. Von Spiez dreht sich der Weg rechts um den majestätischen Niesen und führt durch ein fruchtbares und reich angebautes Thal nach Frutigen, einem lebhaften Flecken. Hier öffnet sich ein zweites Thal, aus welchem die Kander her-

vorbricht. In diesem düsteren, furchtbaren Felsenthale, das oft kaum breit genug für das Bett des Flusses und den Weg ist, beginnt nun das Steigen. Auf beiden Seiten himmelanstrebende Felsen, die an vielen Stellen so über den Weg hängen, daß es ganz finster und schaurig wird. Dazu das Gebrause der über Felsen herabrauschenden Kander und der vielen Wasserfälle, die sich auf beiden Seiten des Thales oft von einer Höhe von mehr als hundert Fuß herabstürzen. Sobald wir nach und nach höher kamen, kehrten wir auch immer mehr in den Frühling zurück. Die Kirschbäume, die bei Thierachern schon vor vier Wochen blühten, standen jetzt hier in der ersten Blüthe. Weiter hinauf hörten aber alle Fruchtbäume auf, und nachdem wir den letzten steilen Berg vor Kandersteg überschritten hatten, sahen wir nur noch verkümmerte Tannen. Das Dorf, aus kleinen, hölzernen Hütten bestehend, die, ohne von Gärten und Bäumen umgeben zu sein, weit von einander zwischen den Felsenblöcken liegen, gewährt einen traurigen Anblick. Der Schnee, der hier neun Monate liegt, war kaum geschmolzen, und die Wiesen, auf welchen mageres Vieh nach Futter suchte, hatten noch die traurig-gelbe Farbe des Winters. Auf allen den himmelanstrebenden Felsen, die das Thal von Kandersteg umgeben, lag noch hoher Schnee, aus welchem unzählige kleine Bäche hervorquollen und schäumend herabstürzten. Von hier aus steigt der Weg nur noch drei Stunden bis zur Gemmi und führt dann steil hinab zum Leuker Bad, dessen heiße Quellen im Spätsommer sehr besucht sind. Da in Kandersteg die Fahrstraße aufhört, so müssen sich die Badegäste, die nicht gut zu Fuß sind, von Trägern oder auf Maulthieren hinüberschaffen lassen, und mit diesem mühevollen Geschäft ernähren sich auf kümmerliche Weise die meisten Bewohner des Dörfchens.

Wir übernachteten in Kandersteg und kehrten am folgenden Tage zurück. Eine angenehme Empfindung war es, so nach und nach aus dem Winter wieder in den Frühling und Sommer zurückzukehren.

Den 1. Juli.

Vor einigen Tagen habe ich fünf neue Werke zum Stich an Herrn Peters in Leipzig geschickt. Es sind zwei Sammlungen Lieder, drei Duetten für zwei Violinen, das siebente Violin-Concert und eine große Polonaise für Violine mit Orchester, 37.—41. Werk. Die Duetten und ein Lied sind neu; die anderen Lieder, die ich schon im vorigen Sommer in Carolath schrieb, habe ich zum Theil umgearbeitet und die Polonaise neu instrumentirt.

Nach reiflicher Ueberlegung haben wir beschlossen, die Reise in Italien ohne unseren Wagen zu machen, da man dort ohnehin am wohlfeilsten und sichersten mit einem Vetturino fährt. Die nächste Veranlassung zu diesem Entschlusse war die Besorgniß, daß die erneuete Anstrengung auf dem nervenangreifenden Instrumente die Gesundheit meiner guten Dorette von neuem zerrütten könnte und ihr und uns dadurch der langersehnte Genuß der herrlichen Reise verbittert werden würde. Da wir also die Harfe und einen Theil unseres Gepäckes bis zu unserer Wiederkehr in Verwahrung bei unserem Wirthe zurücklassen werden, so bedürfen wir auch des Wagens nicht und ersparen zugleich den weiten Umweg auf der Fahrstraße bis zum Genfer See und durch die ganze Länge des Wallis-Thales. Damit Dorette aber als Künstlerin nicht ganz in Unthätigkeit versinke, werde ich mehreres für Violine und Pianoforte theils neu schreiben, theils aus älteren Sachen arrangiren, was wir dann in Italien, wo es sogar an einem guten Quartett-Accompagnement fehlen soll, sowohl in Privatzirkeln wie auch öffentlich vortragen können. Als Vorbereitungen zur nächsten Winterreise kann ich auch noch einer Verbesserung an meiner neu erworbenen Geige erwähnen. Durch vielfältige Versuche mit Stimme und Steg habe ich es endlich dahin gebracht, daß sie auf der Quinte, wo sie bisher hart und spröde war, nun eben so zart anspricht, wie auf den anderen Saiten. Diese Veränderung des Instrumentes ist nicht ohne Einfluß auf den Styl der neuen Violin-Compositionen, sowie auf

meine Vortragsweise geblieben! So gewiß ist es, daß das Instrument auf die Methode des Spielers in gleicher Weise Einfluß übt, wie die Stimme auf die des Sängers. Indem man sich bemüht, die Schwäche des Instrumentes zu verdecken und seine Vorzüge hervorzuheben, wird man vorzugsweise das ausführen, was das Instrument am leichtesten hergibt, und so wird sich die ganze Spielweise nach und nach der Eigenthümlichkeit des Instrumentes unterordnen und anpassen. Man kann daher aus den Compositionen eines Virtuosen nicht blos die Eigenheiten seines Spieles, sondern auch die seines Instrumentes erkennen.

Den 1. August.

Wir haben wieder einige weitere Excursionen in die Umgegend gemacht. Zuerst waren wir vor vierzehn Tagen in Bern, um beim Professor Jahn, der uns in Gesellschaft seiner Frau und Eduard's einigemal hier besucht hat, den erbetenen Gegenbesuch zu machen. Wir verlebten einen höchst vergnügten Tag mit unseren Berner Freunden. Schon seit einem Monat hofften wir auf beständiges Wetter, um einen Ausflug über den See zu machen; bei der naßkalten Witterung dieses Sommers gab es aber bisher nicht drei völlig helle Tage hinter einander. Endlich schien es sich bessern zu wollen! Die Berge, die wir seit langer Zeit nicht mehr ganz unverhüllt gesehen hatten, traten am Freitag Abend in majestätischer Klarheit hervor. Am Sonnabend blieb der Horizont völlig klar. Da nun auch der hohe Stand des Barometers auf dauernd gutes Wetter schließen ließ, so wurde beschlossen, am folgenden Morgen früh die Reise anzutreten. Ein heiterer Himmel erfüllte uns beim Erwachen mit den schönsten Erwartungen, und unter dem Jubel der Kinder bestiegen wir unser Rietwägeli. In Thun miethete ich bis Neuhaus ein Extraschiff, welches uns über die ganze Länge des Sees führte. Diese Fahrt an dem schönen, stillen Sonntagsmorgen, gewährte unendlichen Genuß. So auf dem grünen durchsichtigen Wasserspiegel

dahin zu schweben, an den üppig bewachsenen Ufern entlang, im Hintergrunde die majestätische Alpenkette, deren beschneiete Gipfel in unergründlicher Tiefe des See's erzitterten, das feierliche Geläute der Glocken, die zum Gottesdienste riefen, alles war entzückend und stimmte uns zur reinsten Freude. In Neuhaus, wo wir nach einer dreistündigen Fahrt landeten, nahm uns sogleich einer der dort haltenden Miethkutscher in Beschlag. Wir ließen uns von ihm nach Lauterbrunn fahren. Der Weg führt über das kleine, ärmliche Städtchen Untersee, um einen vorspringenden Berg in ein tiefes Thal, dem von Frutigen nach Kandersteg ähnlich, doch nicht völlig so wild und öde. Fast am Ende dieses Thales, nachdem es sich nach und nach ziemlich hoch erhoben hat, liegt Lauterbrunn. Sobald wir uns um die letzte vorspringende Felsenwand herumgebogen hatten, lag der Staubbach in seiner ganzen Herrlichkeit vor uns. Das Wasser stürzt von einer ungeheuren Höhe an einer senkrechten Felsenwand herab und zerstiebt so ganz in Staub, daß man eher eine Masse feinen Schuttes, als Wasser zu sehen glaubt. Die Umgebung dieses Naturwunders ist seiner würdig. Im Hintergrunde des Thales Felsenwände, über die ebenfalls kleine Wasserbäche herabstürzen; über ihnen ein grünlicher Gletscher und neben diesem lang hingestreckt die Wengern Alp, über welche die Jungfrau majestätisch herüberragt. Wir waren so glücklich dies ganze, herrliche, erhabene Bild bei unserer Ankunft noch bei heiterem Wetter überschauen zu können. Bald nachher trübte sich aber zu unserem Leidwesen der Himmel, und schon während wir im Wirthshause unser Mittagsessen einnahmen, fiel Hagel und Regen in Strömen herab. Gegen Abend klärte es sich wieder etwas auf. Wir beeilten uns daher, einen Spaziergang durch's Dorf nach dem Wasserfalle zu machen, fanden aber, daß unser früherer Standpunkt zur Seite günstiger war, als der dicht vor ihm. Lästig war uns das viele Betteln unter allerlei Vorwand. Der Eine bot kleine Erz- und Quarzstücke, der Andere Krystalle zum Verkauf an. Zwei er-

wachsene Mädchen hatten sich an den Weg gestellt und heulten ein Duett, wofür sie ein Geschenk in Anspruch nahmen. Bald trieb uns der wieder beginnende Regen in's Wirthshaus zurück, aus dessen Fenstern wir den Wasserfall noch in einer dritten Ansicht genossen.

Den 12. August.

Soeben kehren wir von Freiburg zurück, wo wir dem Schweizer Musikfeste beiwohnten. Herr Nägeli, der Präsident der Schweizer Musik=Gesellschaft, lud uns schon in Zürich dazu ein und trug mir die Direktion desselben an, die ich auch gern acceptirte. Er hatte aber damals nicht bedacht, daß die Statuten der Gesellschaft ausdrücklich verbieten, daß ein Fremder und Nicht=Mitglied des Vereins die Direktion führe. Wir erhielten daher von dem Kapellmeister der Gesellschaft (das ist hier in der Schweiz nicht Der, der die Musik leitet, sondern Der, welcher die Correspondenz führt, die Logis besorgt, die Orchester=Erhöhung aufschlagen und die Eintrittskarten drucken läßt) zwar eine freundliche Einladung, dem Feste beizuwohnen, von der Direktion war aber nicht die Rede. Statt dessen bat er mich, bei der Violine mitzuwirken. Da ich aber auf mündliche und schriftliche Anfragen, ob ich das diesjährige Musikfest dirigiren werde, immer mit Ja geantwortet und dies sich weiter verbreitet hatte, so konnte ich nun nicht gut eine untergeordnete Rolle bei dem Feste übernehmen. Ich lehnte daher die Mitwirkung ab, schrieb aber, daß wir als Zuhörer dem Feste beiwohnen würden. Am 6. fuhren wir auf unserem Rietwägeli bei hellem, freundlichen Wetter hinüber. Bei unserer Ankunft in Freiburg wurden wir, obgleich ich die Mitwirkung abgelehnt hatte, doch ebenso wie die Mitglieder der Gesellschaft in einem Privathause einlogirt und fanden dort Eintrittskarten zu allen Proben und Aufführungen sowie zu einem bal paré, auch Textbücher zur „Schöpfung", französisch und deutsch, und für mich eine Einladung zu den Sitzungen der Gesellschaft. . . . Da das Wetter sehr schön war, so beschlossen wir mit den Kindern einen

Spaziergang nach der berühmten Eremitage zu machen, die eine Stunde von Freiburg entfernt in einem engen, wilden Felsenthale an der Saane liegt. Es war dies die Wohnung eines frommen Klausners, die er sich vor vielen Jahren in dieser einsamen Gegend in den Sandstein-Felsen gehauen hatte. Sie besteht jetzt, nachdem sie sein Sohn und Nachfolger erweitert hat, aus einer Kapelle mit einem Glockenthurme, der 86 Fuß hoch durch den Felsen gehauen ist, fünf oder sechs Zimmern, einer Küche mit einem Rauchfang, der dieselbe Höhe, wie der Thurm hat und mehreren Verbindungsgängen. Sämmtliche Räume in recht gefälligen, architektonischen Verhältnissen sind durch Aushöhlen des kolossalen, senkrechten Felsens gewonnen und haben nirgends, selbst nicht in den Fensteröffnungen, Stützen von Mauerwerk. Man muß nicht nur die enorme Geduld und Ausdauer der beiden Erbauer, sondern auch ihre Geschicklichkeit und ihren Sinn für schöne Verhältnisse bewundern.

Die Kapelle ist noch jetzt recht hübsch verziert, und in dem Thurme ertönen noch zuweilen die Glocken, um die Frommen der Umgegend zur Messe zu rufen. Die übrigen Räume hat sich nach dem Tode des letzten Klausners eine arme Bauernfamilie zugeeignet, welche in ihnen zu allen Jahreszeiten eine gesunde und bequeme Wohnung besitzt.

Wir aßen in einem nah gelegenen Wirthshause zu Mittag und kehrten gegen Abend zur Stadt zurück. Hier erfuhren wir, daß während unserer Abwesenheit eine Deputation der Musikgesellschaft in unserer Wohnung war, um mir anzukündigen, daß ich am anderen Morgen in der zweiten Sitzung zum Ehrenmitgliede aufgenommen werden würde. Zugleich hatten die Herren nochmals gebeten, daß ich bei der Violine vorspielen wolle. Ich war froh, daß meine Abwesenheit mich der Unannehmlichkeit überhoben hatte, abschlägig antworten zu müssen. Um nicht von neuem bestürmt zu werden, schlich ich mich heimlich in die Kirche und hörte, hinter einem Pfeiler versteckt, der Probe zu.

Es ging sehr schlecht und ich freute mich daher, nicht dabei zu sein. Schon nach der ersten Abtheilung mußte ich mich, um nicht gesehen zu werden, entfernen.

Als ich am anderen Morgen in der Sitzung erschien, wurde ich mit Beifall empfangen. Der Präsident kündigte mir an, daß die Anwesenden mich einstimmig zum Ehrenmitgliede ihrer Gesellschaft ernannt hätten, fügte manches Schmeichelhafte für mich hinzu und erwähnte auch auf ehrende Art unserer Musikfeste in Frankenhausen. Ich dankte ihm und der Gesellschaft mit einigen Worten und nahm dann den mir angewiesenen Platz ein. Man war eben in der Wahl des Präsidenten und der übrigen Beamten für nächstes Jahr begriffen und bestimmte dann nach einigen Debatten Zürich zum Versammlungsort der nächsten Zusammenkunft.

Nachmittags drei Uhr fand die Aufführung der „Schöpfung" statt. Das Lokal war für die Wirkung der Musik überaus günstig, auch das Orchester sehr gut aufgestellt, doch leider auf der, der Orgel entgegengesetzten Seite, so daß diese nicht benutzt werden konnte. Das mitwirkende Personal, das bei früheren Zusammenkünften aus mindestens dreihundertfünfzig Personen zusammengesetzt war, zählte diesmal kaum zweihundert, und da die größere Hälfte den Chor bildete, so war das Orchester, namentlich bei den Chören, viel zu schwach, so daß man es öfter gar nicht hörte. Da es überdies auch recht schlecht war, so gingen besonders das Chaos und die accompagnirten Recitative höchst erbärmlich. Die Geiger intonirten unerträglich falsch und die Bläser, besonders die Hörner und Trompeten, brachten zuweilen Töne hervor, die allgemeines Gelächter erregten. Tollmann dirigirte mit Festigkeit und Umsicht, nahm aber leider viele Tempi total falsch, fast alle Arien zu langsam und die Chöre zu schnell. Am meisten vergriff er die Stelle nach dem Chaos: „Und der Geist Gottes u. s. w.", die er völlig wie ein Allegro nahm. Der Chor war gut eingeübt und sang kräftig und rein. Er bestand ausschließlich aus Deutsch-

Singenden. Unter den Solosängern waren aber zwei aus der französischen Schweiz, die in ihrer Muttersprache sangen, was sich komisch genug ausnahm, besonders im Duett, zwischen Adam und Eva, wo Letztere die Zärtlichkeiten ihres deutschen Adams französisch erwiederte. Den Zuhörern aus Freiburg fiel dies aber gar nicht auf, da in ihrer Stadt sich die Grenzscheide beider Sprachen befindet, und auf der einen Seite der Saane französisch, auf der andern deutsch gepredigt wird. Sämmtliche Einwohner verstehen und sprechen daher auch beide Sprachen. — Die Eva wurde von Madame Segni aus Lausanne gesungen, die eine sehr schöne Stimme besitzt, leider aber auch die für ein deutsches Ohr so unerträgliche Vortragsweise. Unter den deutschen Sängern waren auch einige gute Stimmen. Das zahlreich versammelte Publikum nahm die Musik ziemlich lau auf, und es war von dem Enthusiasmus, der uns in Frankenhausen so belebte, hier keine Spur zu erblicken.

Am neunten war Probe zum Concert. Da man es früher in einem kleineren Saale hatte geben wollen, diesen aber für die anwesenden Zuhörer unzureichend fand, so fehlte es nun an ausgeschriebenen Stimmen für das ganze Orchester. Es war daher bedeutend schwächer besetzt, als Tags zuvor, und man hörte die Unreinheit und die Stümperhaftigkeit desselben noch viel mehr. Wie konnte es bei einem ganz aus Dilettanten und besonders Schweizer-Dilettanten zusammengesetzten Orchester aber auch anders sein? Die leichtesten Sätze mußten sechs bis acht mal wiederholt werden, bevor sie nur leidlich gingen. Ich bewunderte fortwährend die unermüdliche Geduld des guten Tollmann, der aber auch, man muß es gestehen, ganz zum Direktor eines Schweizer Dilettanten-Orchesters geboren ist. — Um drei Uhr begann das merkwürdige Concert sogleich auf eine ohrzerreißende Weise mit der Ouvertüre aus „Iphigenie von Gluck." Die Trompeten stimmten einen Viertelton zu hoch und wurden demungeachtet zu dem mageren Orchester aus Leibeskräften geblasen. Hätte die

Ouvertüre noch etwas länger gedauert, so wäre jetzt schon ein großer Theil der Zuhörer zur Kirche hin ausgelaufen. Nun folgte eine lange Reihe von Dilettanten, theils Sänger, theils Instrumentalisten mit ihren Solo-Vorträgen. Einige darunter waren recht gut, namentlich zeichnete sich ein Herr aus Yverdun aus, der ein Harfen-Concert von Bochsa mit Fertigkeit und Geschmack vortrug. Auch Madame Segni, die Eva des vorigen Tages, sang diesmal, und zwar italienisch, recht gut. Ein Herr, dessen Namen ich eben so wenig weiß, wie die der übrigen Auftretenden, weil kein Programm ausgegeben wurde, blies auf einer Clarinette, die in Ton und Gestalt dem Bassethorn ähnlich ist, Variationen mit schönem Ton und vieler Fertigkeit. Im zweiten Theile des Concertes, den wir nicht abwarteten, da wir schon jetzt bis zum Ekel übersättigt waren, sollen sich noch ein Prediger aus Luzern in einem Flöten-Concert und der gute Tollmann in einem Violin-Rondo ausgezeichnet haben. Leider wußten wir nicht, daß Letzterer spielen würde, sonst hätten wir doch das Ende abgewartet. Dies waren also die Produktionen des in Deutschland so berühmten Schweizer-Musikvereins. Kapellmeister Conradin Kreutzer aus Stuttgart und seine Frau, eine Züricherin, deren Bekanntschaft wir hier gemacht hatten, saßen bei den Aufführungen neben uns, und es war uns angenehm, mit ihnen unsere Urtheile über das Gehörte austauschen zu können. Doch mußten wir dabei sehr über unsere Mienen wachen; denn wir wurden fortwährend von den Umsitzenden beobachtet, die den Eindruck, den ihre Musik auf uns mache, in unseren Zügen lesen wollten. Wurden wir nun um unser Urtheil befragt, was nicht selten und immer mit hervortretendem Nationalstolze geschah, so hielten wir uns vorsichtig in der Mitte zwischen Wahrheit und Schmeichelei, und kamen so, ohne Anstoß zu geben, glücklich durch.

Kreutzer vertraute mir, daß er nicht nach Stuttgart zurückkehren werde, weil ihm die dortige Despotie völlig unerträglich geworden sei. In gleicher Lage befänden sich dort meine früheren

Bekannten aus Wien, Romberg und Kraft; auch sie sehnten sich weg und bewürben sich um andere Anstellungen. — Mit Kreutzer und seiner Frau verlebten wir die meiste Zeit unseres Aufenthaltes in Freiburg. Wir aßen Mittags und Abends zusammen und machten bei dem fortwährend schönen Wetter häufige Spaziergänge in die reizende Umgegend. Zwar hatte die Gesellschaft auch einen Vereinigungspunkt im Schützenhause, wo die meisten Mitglieder aßen; da aber die Frauenzimmer ausgeschlossen waren, weil die Gesellschaft unverheirathete geistliche Herren unter sich hatte, so besuchten wir diesen Ort nicht ein einziges mal. Es soll dort aber auch ganz an der Geselligkeit und Heiterkeit gefehlt haben, die unsere Frankenhäuser Mahlzeiten so sehr würzten. — Der Ball, der am 8. in demselben Lokale stattfand, hatte auch nichts Anziehendes für uns, da wir sämmtlich nicht tanzten. Wir saßen unterdessen traulich zusammen beim Theetisch und unterhielten uns über früher Erlebtes. Kreutzer war eigentlich nur in der Absicht gekommen, um zum Schluß des Musikfestes ein Concert für seine Rechnung zu geben, da man ihm in Zürich gesagt hatte, die Gesellschaft werde in diesem Jahre nur eine Aufführung veranstalten. Er schien bei mir eine gleiche Absicht vorauszusetzen, denn er schlug mir vor, gemeinsame Sache zu machen. Ich hatte aber nicht daran gedacht, hier zu concertiren und nicht einmal meine Geige mitgebracht. Aber auch sein Concert kam nicht zu Stande, da die Gesellschaft selbst ein zweites gab, und so hatten wir keine Gelegenheit, das Spiel und die Compositionen dieses berühmten Künstlers zu hören.

Am 10. früh reis'ten wir ab, brachten den Nachmittag und Abend sehr vergnügt in Bern in Eduard's und Jahn's Gesellschaft zu und kehrten am 11. Vormittags hierher zurück.

Reise nach Mailand.

In Eduard's Gesellschaft, der seine Ferien zu einem kleinen Ausfluge nach Ober-Italien benutzen will, traten wir Sonntags den 2. September unsere Reise an. Um ein Uhr kamen wir nach Kandersteg, wo ich sogleich vier Pferde mit eben so viel Führern nahm, um uns über die Gemmi zu bringen. Auf dreien ritten Dorette, Emilie und Ida, das vierte trug unser Gepäck. Eduard und ich zogen es vor, zu Fuß zu gehen. Eine Viertelstunde diesseits Kandersteg beginnt das Steigen und dauert ununterbrochen ziemlich steil wohl drittehalb Stunden. Dann führt der Weg um das Gemmihorn eine Strecke gerade aus, bis er sich eine Viertelstunde von Schwaribach von neuem erhebt. — Das Wetter war bisher recht freundlich gewesen; hier aber erreichte uns ein Hagelschauer, der sich bald in Regen auflöste und uns tüchtig durchnäßte. Da es überdies schon ziemlich spät war und wir die größere und beschwerlichere Hälfte des Weges noch vor uns hatten, so beredeten uns die Führer leicht, in Schwaribach zu übernachten. Dies ist freilich nur ein rohes Blockhaus und hat mit den Hôtels in den Thälern der Schweiz nichts gemein, als daß man hier so gut wie dort übertheuert wird. Da uns jedoch eins der beiden bewohnbaren Zimmer allein eingeräumt wurde, und wir darin außer einer reinlichen Streu für uns Männer ein großes Bett für Dorette und die Kinder fanden, so verbrachten wir doch die Nacht ganz erträglich. Etwas schauerlich war uns freilich zu Muthe, als wir uns vor dem Einschlafen erinnerten, daß die Mordgeschichte in Werner's „Vierundzwanzigstem Februar" hier vor sich geht.

In der Nacht war Schnee gefallen und es war daher bei unserem Aufbruch am anderen Morgen bitter kalt. Ich schickte deshalb drei Pferde zurück und ließ Dorette und die Kinder ebenfalls zu Fuß gehen, da ohnehin das Hinabsteigen in das

Leuker Bad nicht zu Pferde geschehen kann. Bei Schwaribach hört alle Vegetation auf, und selbst die schöne Alpenrose wird nicht mehr gefunden. Der Weg erhebt sich bis zum Daubensee nochmals sehr steil, führt dann an diesem, der zur Hälfte mit Eis bedeckt war, eine halbe Stunde lang durch ein ödes Thal hin, in welchem Grabesstille herrschte, zur letzten Steigung, die, weil sie über Schnee- und Eisfelder führte, die beschwerlichste von allen war. Oben angekommen war uns leider nur ein einziger Blick in den sich zu unseren Füßen öffnenden Abgrund vergönnt; denn einige Minuten später umhüllte uns ein Nebel, der kaum einige Schritte weit sehen ließ. Wir mußten nun blindlings dem Packpferde und dessen Führer folgen und uns ganz aneinander schließen. Der Weg führte unerhört steil zwischen Felsenklüften, ja einigemale zwischen senkrechten Felsenwänden hinab, in die ein schmaler Pfad gesprengt ist. Da wo er sich wendet, hängt der Hals des Pferdes über dem Abgrunde, und der Führer muß es an einem an der Ladung befestigten Strick oder gar am Schwanze mit aller Kraft halten, damit es nicht das Uebergewicht bekomme und hinabstürze. Hier ist der Blick in die Tiefe, den uns der dichte Nebel verhüllte, so schwindelerregend, daß viele Kranke, die zum Leuker Bad wollen, nicht den Muth haben, hinunter zu steigen, und vorziehen, nachdem sie schon das Ziel ihrer Reise im Auge haben, noch einen ungeheueren Umweg von vielleicht zwanzig Meilen über Bern, Freiburg, Lausanne und durch das Wallisthal zu machen.

Nachdem wir länger als eine Stunde bergab gestiegen waren und noch keine andere Vegetation gefunden hatten, als dann und wann ein in Felsspalten aufblühendes Veilchen, kamen wir plötzlich in eine Region, wo der Nebel aufhörte und uns nun ein überraschender Blick tief unter uns auf das Leuker Bad vergönnt war. Hier rasteten wir einen Augenblick, um uns von der höchst ermüdenden Anstrengung des so steilen Hinabsteigens ein wenig zu erholen. Doch bedurfte es noch vieler solcher Ruhepunkte, ehe

wir das Bad um elf Uhr erreichten. Die Kinder allein waren nicht ermüdet und uns immer voraus.

Während wir uns in dem großen und gut eingerichteten Wirthshause erquickten, ließ ich andere Pferde holen, und neubelebt setzten wir um zwei Uhr unsere Reise fort, Eduard und ich zu Fuß, Dorette und die Kinder reitend. Vorher besichtigten wir noch die Schwefelquelle, die vor dem Wirthshause kochend heiß aus der Erde quillt.

In Leuk war zur sofortigen Weiterreise durchaus kein Fuhrwerk aufzutreiben. Wir waren daher genöthigt, in dem schlechten Wirthshause, wohin uns unsere Führer gebracht hatten, zu übernachten. Dienstags früh, den 4., setzten wir mit zwei Einspännern unsere Reise bis Brieg fort, wo wir um Mittag ankamen. Das Wallisthal ist sehr schmal und wenig angebaut. Man sieht viele sumpfige Wiesen und nur wenige Mais- und Kartoffelfelder. In Brieg beginnt Napoleon's berühmte Simplonstraße, ein Riesenwerk, das nicht genug bewundert werden kann. Hier nahmen wir ein zweispänniges Fuhrwerk bis Domo d'Ossola. Die Straße ist in den Bergschluchten so künstlich hin und her geführt, daß sie sich nie mehr als fünf Zoll auf die Klafter erhebt, und daß schwer beladene Wagen ohne zu hemmen hinabfahren können. Besonders merkwürdig sind mehrere kolossale Brücken, die über tiefe Thäler und Felsenklüfte führen, so wie die Strecken des Weges, die durch den Felsen gesprengt sind und unterirdischen Gallerien gleichen. Einige davon sind so lang, daß sie das von beiden Seiten einfallende Licht nicht vollständig zu erleuchten vermag. Alle Stunde findet man ein Haus, in welches man sich bei plötzlich eintretendem ungestümen Wetter flüchten kann. Im dritten dieser Häuser ist die Post, im sechsten das Zollhaus, wo wir einige Laubthaler für Wegegeld bezahlen mußten. So ansehnlich diese Abgabe auch ist, so reicht sie doch nicht aus, um die Straße in gutem Stande zu erhalten, und man fürchtet, daß sie nach und nach verfallen werde. Was man schon jetzt im Aus-

lande von diesem Verfall erzählt, ist jedoch ungegründet; denn wir fanden sie, einige von Lawinen weggerissene und noch nicht wieder hergestellte Barrièren abgerechnet, in gutem Zustande. Auf der höchsten Höhe hat man den Bau eines kolossalen Hauses begonnen, in dem viertausend Mann Truppen würden übernachten können, wenn es vollendet wäre. Der Bau ist aber seit Napoleons Sturz liegen geblieben und wird nun bald in Trümmer zerfallen. Weiter unten liegt das alte Hospiz, wo arme Reisende unentgeltlich verpflegt werden. Der Simplonpaß ist zwar nicht so hoch, wie der über die Gemmi, doch hört auch hier alle Vegetation auf, und selbst im Dorfe Simpeln, wo wir übernachteten, fanden wir es noch sehr winterlich.

Mittwoch der 5. September 1816 war der glückliche Tag, wo mein seit der frühesten Kindheit gehegter Wunsch, das Land zu sehen, „wo die Citronen blühen", endlich in Erfüllung gehen sollte. Nachdem wir noch zwei Stunden bergab gefahren waren, kamen wir an die lombardische Grenze und fanden uns bald mitten in den Süden versetzt. Nun sahen wir Wälder von süßen Kastanien und in den Gärten Feigen, Mandeln und prächtige Festons von Weinreben, die von einem Baum zum andern gezogen waren und voll der herrlichsten Trauben hingen. Mit jedem Schritte bergab nahm die Wärme zu; anfangs wohlthuend, doch bald recht lästig. Um Mittag kamen wir nach Domo d'Ossola, einer kleinen, aber hübschen Stadt. Hier wurden wir im Hôtel des Capello verde zum erstenmale auf gut italienisch geprellt und an die Vorsicht gemahnt, mit dem Wirthe im voraus über den Preis für die Bewirthung übereinzukommen. Nachmittags fuhren wir noch bis Laveno, welches dicht am Ufer des herrlichen Lago maggiore, den berühmten Inseln gegenüber liegt. Hier hatten wir zwar den Preis für unser Nachtlager im voraus bedungen, mußten aber doch, wie wir später erfuhren, die Hälfte zu viel bezahlen. Am 6. früh besuchten wir die so oft und enthusiastisch geschilderten Borromäischen Inseln, Isola Madre und Isola bella. Es ging uns

aber damit wie mit anderen von exaltirten Reisenden gepriesenen Orten, sie befriedigten unsere überspannten Erwartungen nicht. Am besten gefiel es uns noch auf Isola Madre, wo wir zum erstenmale die kräftige südliche Vegetation an uralten, majestätischen Lorbeer-, Citronen-, Pomeranzen- und Feigenbäumen, sowie an anderen südlichen Gewächsen bewundern konnten. Freilich müssen diese Gewächse hier noch, so gut wie bei uns, im Winter bedeckt werden, um sie gegen den Frost zu schützen; ihr Wuchs ist aber doch viel kräftiger und die Früchte sind viel saftiger und größer, als die unserer Gewächshäuser. Auf Isola bella befindet sich ein großer, nicht ganz vollendeter und jetzt schon im Verfall begriffener Palast, der einige schöne Säle und in diesen mehrere vorzügliche Gemälde enthält. Den übrigen Raum der Insel nimmt die berühmte Gartenanlage ein, die sich vom Ufer des See's in zehn Terrassen erhebt. Das Innere wird durch Mauerwerk gestützt, das sich von Terrasse zu Terrasse in immer höheren Bogen wölbt. Die Anlage ist kolossal, aber in schlechtem altfranzösischen Style. Besonders abstoßend und das Auge beleidigend sind die vielen schlechten Statuen auf den Gängen und an den Treppen. Die Terrassen sind mit Blumenbeeten und vielen noch südlicheren Gewächsen geschmückt, die in den Gewölben überwintert werden. Alles stand im herrlichsten Flor und hauchte uns unbekannte Wohlgerüche entgegen. Von der Höhe der Anlage hat man eine weite, entzückende Aussicht nach den jenseitigen Ufern des See's, nach Palanza, Intra, Laveno und den schön geformten Bergen, welche die Aussicht begrenzen. So weit das Auge reichte, war Alles mit dem reinsten und dunkelsten Blau überwölbt und so hell erleuchtet, daß man die entferntesten Gegenstände deutlich erkennen konnte. Dies und die milde balsamische Luft gaben uns hauptsächlich das Gefühl, ein südliches Klima betreten zu haben. Bevor wir die Insel verließen, führte uns der Gärtner noch zu einer historischen Merkwürdigkeit, zu dem Namenszuge Napo-

leon's, den dieser kurz vor der Schlacht von Marengo in einen Lorbeerbaum eingeschnitten hatte.

Dasselbe Boot, das uns zu den Inseln brachte, führte uns noch sechs Stunden weiter zu dem am Ende des See's gelegenen kleinen Städtchen Sesto Calende. Auf dieser Fahrt hatten wir noch manche herrliche Ansicht der reizenden Ufer. Besonders gut nahmen sich Belgirate, Arona und die kolossale Statue von St. Carlo Borromeo aus. In Sesto Calende fanden wir schon ganz den italienischen Schmutz und die einem deutschen Gaumen so widrige Oelkocherei. Am 7. machten wir dann mit einem Mailändischen Kutscher die letzte Tagereise bis Mailand durch flache, uninteressante Gegenden und kehrten in einer Pensione Suizzera ein, die uns wegen der deutschen Reinlichkeit empfohlen worden war.

Mailand, den 9. September.

Das Erste was wir gestern von Mailands Merkwürdigkeiten besahen, war der Dom. Dieses prächtige Gebäude, an welchem nun beinahe fünfhundert Jahre fast ununterbrochen gearbeitet wird und welches doch immer noch nicht vollendet ist, kommt im Style und der Architectur dem Straßburger Münster am nächsten, ist in der Form aber doch sehr verschieden von jenem. Es hat die Gestalt eines länglichen Kreuzes; da, wo die beiden Linien zusammenlaufen, steht der Hochaltar und über ihm wölbt sich eine majestätische Kuppel, auf welcher der zierliche Thurm in Form einer Pyramide erbaut ist, die auf ihrer Spitze eine kolossale bronzene Statue der h. Jungfrau trägt. Unzählige andere, gothisch durchbrochene und mit Nischen und Statuen verzierte Pyramiden ruhen theils auf den Pfeilern der äußeren Mauern, theils auf dem mit Marmorplatten belegten Dache und erheben sich immer mehr, je mehr sie sich dem Thurme nähern. Auf der Spitze einer jeden derselben prangt die Statue irgend eines Heiligen. Der ganze Bau vom Grunde an bis zur höchsten Spitze

ist von weißem, polirten Marmor, welcher bei Baveno am Lago Maggiore gebrochen und auf dem Ticino=Kanal hierher gebracht wird. Während Napoleon's Regierung ist mit großem Eifer gearbeitet worden und nicht nur die Façade des Haupteinganges (die nur bis zur Höhe der Thür geführt war), sondern auch alle Pyramiden der äußeren Mauer vollendet worden. Auf den ersten Blick und von unten angesehen, scheint das Gebäude jetzt vollendet; steigt man aber auf das Dach und den Thurm, so sieht man, wie viel noch fehlt.

Die Pfeiler und Nischen sind im gothischen, die Thüren und Fenster im römischen Style, und die Statuen griechisch bekleidet. Alle Bildhauerarbeiten, deren es an kleinen und größeren Statuen, an Haut= und Bas=Reliefs, an Arabesken und anderen Verzierungen eine ungeheure Menge an diesem prachtvollen Bau gibt, sind von berühmten Meistern, und es scheint mir, daß die neuen Arbeiten die alten noch an Schönheit und Correktheit übertreffen.

Das Innere der Kirche ist wegen der gemalten Fenster etwas finster, aber deswegen und bei der imposanten Größe und Höhe nur um so mehr zur Erregung religiöser Gefühle geeignet. Unter den vielen, im Inneren der Kirche befindlichen Statuen wird die von Carl Borromeo am meisten geschätzt. Sie soll dadurch einen großen Kunstwerth besitzen, daß an ihr alle Muskeln, Sehnen, Adern und hervorstechenden Knochen zu sehen sind. Von der Gallerie des Thurmes hat man eine weite Aussicht, gegen Norden von den Schweizer=Alpen und gegen Süden von den Apenninen begrenzt. . . .

Abends besuchten wir das Theater della Scala, wo man „la statua di bronza", eine Oper semiseria von Soliva, einem jungen Componisten, Eleven des hiesigen Conservatoriums, gab. Die Größe und Schönheit des Hauses überraschte uns bei unserem Eintritte. Es ist nach dem St. Carlo=Theater in Neapel das größte in Italien und hat ein großes Parterre und sechs Reihen Logen über einander, faßt aber doch nur, weil man sehr

verschwenderisch mit dem Platze umgegangen ist, etwas über 3000 Menschen. Der Eintrittspreis ist auf allen Plätzen derselbe: nämlich zwei Lire di Milano. Das Orchester ist sehr stark besetzt, vierundzwanzig Violinen, acht Contrebässe, eben so viel Violoncell's, alle gewöhnlichen Blas-Instrumente, Posaunen, Baßhorn, türkische Musik u. s. w., und für das große Lokal dennoch kaum stark genug. Die Ausführung übertraf sehr meine Erwartung; sie war rein, kräftig, präcis und dabei sehr ruhig. Herr Rolla, ein durch seine Compositionen auch im Auslande bekannter Künstler, dirigirte bei der ersten Geige. Außer ihm ist weiter keine Leitung, weder am Piano, noch mit dem Taktirstabe, sondern blos noch ein Souffleur mit der Partitur, der den Sängern den Text soufflirt und den Choristen nöthigenfalls den Takt gibt. Die Composition der Oper ist mehr im deutschen, als im italienischen Geschmacke, und man hörte sehr deutlich, daß der junge Componist sich mehr unsere deutschen Tonsetzer, besonders Mozart, zum Vorbilde genommen hat, als seine Landsleute. Die Orchesterpartie ist nicht so untergeordnet, wie gewöhnlich in italienischen Opern, sondern recht hervorstechend gearbeitet; zuweilen ist sie es sogar zu sehr und deckt den Gesang. Es ist daher zu verwundern, daß die Oper so sehr gefallen hat, indem man diesen Genre immer noch nicht sehr liebt. Freilich haben die gut gearbeiteten Ensemble-Stücke und Finale das Glück der Oper nicht gemacht, sondern einige kleine, unbedeutende Cantabile's, die von den Sängern gut vorgetragen wurden. Diese waren es auch heute allein, was mit Aufmerksamkeit angehört wurde. Während der kräftigen Ouvertüre, mehreren sehr ausdrucksvoll accompagnirten Recitativen und allen Ensemble-Stücken war ein Lärm, daß man kaum etwas von der Musik hörte. In den meisten Logen wurde in Karten gespielt und im ganzen Hause überlaut gesprochen. Es läßt sich für einen Fremden, der gern aufmerksam zuhören möchte, nichts Unausstehlicheres denken, als diesen infamen Lärm; indessen ist von solchen Leuten, die dieselbe Oper vielleicht dreißig bis vierzig

mal sehen und die das Theater nur der Gesellschaft wegen besuchen, keine Aufmerksamkeit zu erwarten, und es ist schon viel, daß sie nur einige Nummern ruhig anhören. Zugleich kenne ich aber auch nichts Undankbareres, als für ein solches Publikum zu schreiben, und man erstaunt, daß sich gute Componisten noch dazu hergeben. Nach dem ersten Akte der Oper wurde ein großes, ernstes Ballet gegeben, welches durch Kunstfertigkeit mehrerer Tänzer und Tänzerinnen und durch die Pracht der Dekorationen und Costüme sich ebenfalls zu einem imposanten Schauspiel erhob. Da es beinahe eine Stunde dauerte, so hatte man die erste Hälfte der Oper ganz vergessen. Nach dem zweiten Akte der Oper wurde noch ein komisches, nicht viel kürzeres Ballet gegeben, so daß die ganze Vorstellung von acht bis zwölf Uhr dauerte. Welche Arbeit für die armen Musiker!

Den 14. September.

Gestern Abend besuchten wir ein Concert, welches ein Professore di Oboa, Ferlendis aus Venedig, gab. Er trat mit einem Concerte von eigener Arbeit auf. Composition und Spiel waren gleich erbärmlich. Man kann sich keinen schlechteren Ton und keine größere Geschmacklosigkeit im Vortrage der Passagen und des Gesanges denken, als dieser Professor di Oboa besitzt. In Deutschland wäre er sicher ausgepfiffen worden; hier wurde er von den Freibillets nothdürftig beklatscht. Im zweiten Theil blies Luigi Beloli ein Horn-Concert von eigener Composition. Diese erhob sich zwar nicht über das Mittelmäßige, die Ausführung war aber sehr vorzüglich. Beloli besitzt einen wunderschönen Ton, viel Fertigkeit und einen gebildeten Geschmack. Um uns von der abscheulichen Oboe den guten Eindruck nicht verwischen zu lassen, warteten wir das Uebrige des Concertes nicht ab.

Den 16. September.

Daß die Italiener eine sehr musikalische Nation sind, sieht man daran, daß ihre Bettler immer singend oder spielend Almosen

erbitten. Da sind Gesellschaften von vier bis fünf solcher Musiker, die des Abends vor den Kaffeehäusern eine gar nicht üble Musik machen, gewöhnlich von einer prächtig geputzten Sängerin begleitet, die auch nachher einsammelt; oder es sind drei Sänger, die mit Begleitung einer Guitarre dreistimmige Sachen und kleine Canon recht gut singen; oder auch solche, die einzeln ihr Heil versuchen, blinde Geiger oder Flötenbläser, oder Sänger, die entweder gar kein Accompagnement haben, oder sich mit dem Tambourin begleiten; sogar alle, die etwas zum Verkaufe herumtragen, bieten ihre Waaren singend aus. Gestern stieß uns noch ein närrisches Subjekt der ersteren Art auf. Er hatte sich von einem Peitschenstiele, von dessen einem Ende zum anderen er eine Saite gezogen hatte, ein merkwürdiges Instrument gemacht. Oben war die Saite durch eine Kugel von Pappe gezogen, aus deren Oeffnung ein großes Bouquet gemachter Blumen als Verzierung des Ganzen hervorragte. In der rechten Hand hatte er einen Violinbogen, mit welchem er den einzigen Ton, den sein Instrument hat, hervorbrachte. Das bewunderungswürdige Talent dieses Künstlers bestand darin, daß er in einer sich immer wiederholenden Melodie, zu deren Grundton sein Instrument die Quinte gab und die folglich nie in der Tonika, sondern immer in der Dominante schloß, allen Vorübergehenden oder vor der Thür Sitzenden die artigsten Complimente improvisirte, wofür ihm dann die Geschmeichelten selten Geschenke versagten, welche er in seinem Hute einsammelte, ohne jedoch den Gesang zu unterbrechen. In diesem recitativartigen Gesange, bei welchem sein Instrument die Stelle des Orchesters vertrat, lobte er bald die Gestalt, bald den Anzug der Vorübergehenden, und an dem wohlgefälligen Lächeln der Gelobten und an ihrer Freigebigkeit sah man, daß er ihre schwache Seite recht gut zu treffen wußte.

Heute Mittag haben wir wieder einem Concerte beigewohnt, welches die Società del Giardino gab. Es sangen die beiden Damen Marcolini und Fabré ein Duett von Rossini. Erstere

ist eine in Italien berühmte Altistin, die eine schöne Stimme und viel Geläufigkeit besitzt; sie singt aber immer etwas zu tief, wodurch mir ihr Gesang sehr verleidet wurde. Signora Fabré ist die Prima donna vom großen Theater, die eine besonders schöne Höhe und einen gebildeten Vortrag hat. Obgleich beide Sängerinnen hinsichtlich der Stimme und der Kunstfertigkeit auf gleicher Höhe stehen, so trug der Sopran doch auch hier den Sieg über den Alt davon, wie denn eine Viola nie neben einer Violine gefallen kann. Im zweiten Theile wurde noch ein Duett von Paccini, eine Cavatine von Bonsichi und ein Rondo von Paer gesungen. Alles wurde auf dieselbe Art und mit den schon tausendmal gehörten Verzierungen verbrämt vorgetragen, mochte es komisch oder ernst sein. Die Compositionen waren fast durchgehends fade und ohne inneren Zusammenhang, und der Gesang oft durch nichtssagende Figuren in den Instrumenten gestört und verdeckt.

Den 17. September.

So eben haben wir die hiesige Mosaik-Fabrik gesehen. Die bedeutendste Arbeit, an der schon zwölf Jahre unaufhörlich gearbeitet wird, ist Leonardo da Vinci's Abendmahl, welches in derselben Größe wie das Original (die Figuren in Lebensgröße) in Mosaik copirt wird. Man hat es in zwölf Stücke getheilt, wovon ein jedes etwa drei Ellen in der Länge und eben so viel in der Breite hat. Sämmtliche Stücke sind nun vollendet, aber erst einige polirt; diese (aber nur vom Plafond) hatten viel Glanz; die mit den Figuren waren etwas matt in den Farben, wenigstens gegen die gute Copie des Gemäldes, nach welcher man gearbeitet hatte; vielleicht gewinnen sie aber noch an Leben, wenn erst die Politur vollendet sein wird. Buonaparte hatte dieses Werk bestellt, welches nun auf Kosten des österreichischen Kaisers vollendet wird. Da täglich acht Dukaten an die Arbeiter gezahlt werden, so kostet es bis jetzt schon an Arbeitslohn 34,960 Dukaten. Außer dieser kolossalen Arbeit sahen wir im

Magazin viele kleine Mosaiken von ausgezeichneter Schönheit zum Verkauf ausgestellt.

Den 19. September.

Heute wohnten wir dem Concerte im Conservatorium bei, zu welchem uns der Graf Saurau Billets gegeben hatte.

Was ich von der inneren Einrichtung des Conservatoriums habe erfahren können, ist Folgendes: Die Professoren, deren vier für den Gesang, einer für Violine, einer für Violoncell, einer für Contrebaß und noch einige andere für die Blas-Instrumente angestellt sind, beziehen ihren Gehalt von der Regierung. Diese zahlt auch Wohnung und Kost für zwölf Eleven, sechs Knaben und sechs Mädchen. Alle Uebrigen, von denen einige im Conservatorium wohnen, andere aber nur die Lehrstunden besuchen, müssen für Alles bezahlen. Die Mailänder sollen der Anstalt sehr entgegen sein; sie hat in diesem Augenblick auch kaum dreißig Eleven.

Den 22. September.

Ich besuchte heute auf einen Augenblick eine Art von Uebungs-Concert, wo die hiesigen Dilettanten unter Rolla's Direktion Symphonien, besonders von deutschen Meistern, executiren. Die Saiten-Instrumente sind größtentheils mit Dilettanten besetzt, die Blas-Instrumente aus dem Theater della Scala. Man hatte bereits die alte Symphonie aus D-dur von Mozart und einige Ouvertüren von italienischen Meistern gemacht und war eben beschäftigt, eine von den großen Haydn'schen Symphonien (B-dur) einzuüben. Man gab sie zwar ziemlich genau, aber ohne piano und forte und überhaupt etwas roh. Indessen ist die Anstalt, die überdies in ganz Italien die einzige ist, sehr zu loben, weil durch sie die hiesigen Musikfreunde doch Gelegenheit finden, mit unseren herrlichen Instrumental-Compositionen bekannt zu werden. Wenn ich nicht irre, so findet dieses wöchentliche Uebungs-Concert im Hause eines Herrn Motto statt, der auch eine schöne Sammlung vorzüglicher Violinen besitzen soll. Ueberhaupt existiren hier

viele vorzügliche Instrumente. Ein Herr Caroli besitzt zwei sehr schöne Stradivari, Rolla ebenfalls eine von großer Schönheit; ein Graf Cozio de Solence hat in seiner zahlreichen Sammlung von vorzüglichen Geigen unter vielen anderen von Amati, Guarneri und Guardagnini auch vier Stradivari, auf denen noch gar nicht gespielt ist und die, obgleich sehr alt, aussehen, als ob sie eben erst fertig geworden wären. Zwei von diesen Geigen sind aus dem letzten Lebensjahre des Künstlers, von 1773, wo er ein Greis von dreiundneunzig Jahren war. Man sieht es den Geigen aber auch gleich an, daß sie ein zitternder Greis mit unsicheren Händen geschnitzt hat; die beiden anderen sind aber aus der besten Zeit des Künstlers, von 1743 und 1744, und von großer Schönheit. Der Ton ist voll und stark, aber doch noch neu und hölzern, und sie müssen wenigstens, um vorzüglich zu sein, zehn Jahre gespielt werden.

Den 28. September.

Gestern Abend fand unser Concert im Theater della Scala statt. Das Orchester blieb auf seinem gewöhnlichen Platze; die Sängerin aber, Dorette und ich nahmen bei unseren Productionen den Platz unter dem Proscenium ein, zwischen der Gardine, die herabgelassen blieb, und dem Orchester. Das Haus, obgleich vortheilhaft für Musik, verlangt doch bei seiner gewaltigen Größe einen sehr kräftigen Ton und ein großes, einfaches Spiel. Auch ist es schwer, mit einem Geigenton da zu genügen, wo man immer nur Stimmen zu hören gewohnt ist. Diese Betrachtung und die Ungewißheit, ob die Art meines Spieles und meine Composition auch den Italienern gefallen würde, machte mich bei diesem ersten Debüt in einem Lande, wo man mich noch nicht kennt, etwas furchtsam; da ich indessen schon nach den ersten Takten bemerkte, daß mein Spiel Eingang fand, so schwand diese Furcht bald, und ich spielte nun völlig unbefangen. Auch hatte ich die Freude zu sehen, daß ich in dem neuen, in der Schweiz geschrie-

benen Concerte, welches die Form einer Gesangs-Scene hat, den Geschmack der Italiener sehr glücklich getroffen habe und daß besonders alle Gesangstellen mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurden. Dieser lärmende Beifall, so erfreulich und aufmunternd er auch für den Solospieler ist, bleibt doch für den Componisten ein gewaltiges Aergerniß. Es wird dadurch aller Zusammenhang gestört, die fleißig gearbeiteten Tutti bleiben völlig unbeachtet und man hört den Solospieler in einem fremden Tone wieder anfangen, ohne daß man weiß, wie das Orchester dahin modulirt hat. — Außer dem Concerte spielte ich mit Dorette den neuen Potpourri für Piano und Violine und einen zweiten mit Begleitung des Orchesters. Letzteren mußte ich auf allgemeines Verlangen wiederholen. Das Orchester, dasselbe wie in der Oper, accompagnirte mir mit vieler Aufmerksamkeit und Theilnahme. Besonders aber gab sich Rolla große Mühe. Meine Ouvertüre aus „Alruna“ wurde zu Anfang des zweiten Theiles zwar kräftig, aber nicht ohne Fehler executirt. Das Orchester ist an zu viele Proben gewöhnt, als daß es etwas nach einer einzigen ganz fehlerfrei ausführen könnte. Madame Castiglioni, Contre-Altistin, für den nächsten Carneval als Supplement nach Venedig engagirt, sang im zweiten Theil eine Arie mit schöner Stimme und guter Schule und wurde mit allgemeinem Beifalle belohnt. Es hatte mir unendlich viel Mühe gemacht, diese beiden Gesangstücke zu erhalten, weil die Sänger vom großen Theater, von denen einige gern gesungen hätten, die Erlaubniß dazu von dem Impressario nicht bekommen konnten, und alle übrigen Sänger von Bedeutung, die sich hier aufhalten, entweder auch schon Skripturen gemacht hatten, oder es nicht wagen wollten, auf der Scala aufzutreten. Die Impressarien verlangten anfangs den fünften Theil der Einnahme für die Bewilligung des Theaters; durch Vermittelung des Gouverneur, Grafen Saurau, wurde diese Abgabe mir aber erlassen.

Nach dem Concerte wurde ich von allen Seiten aufgefordert,

ein zweites zu geben; da aber nächsten Freitag, dem einzigen freien Tage in jeder Woche, des Kaisers Namenstag ist, an welchem der Gouverneur eine große Festivität gibt und wir nicht Lust haben, unseren Aufenthalt noch um vierzehn Tage zu verlängern, so will ich dieses zweite Concert lieber bis zu meiner Rückkehr versparen und jetzt gleich nach Venedig gehen. Das erste hat mir übrigens nicht viel mehr als die Concert-Unkosten, die sich auf fünfzig Dukaten belaufen, eingetragen.

Vor einigen Tagen besuchten wir die Bildergallerie in der Arena; das Lokal ist das schönste, was wir je sahen. Es besteht aus drei großen Salons, die das Licht von oben erhalten, einer langen Gallerie und zwei Kabinetten. In der Gallerie befinden sich Gemälde al fresco, die man in den Kirchen zu Mailand gesammelt, mit der Wand herausgenommen und hier in die Mauer wieder eingesetzt hat. Es sind darunter einige von hohem Kunstwerthe, von denen man auch schon Copien und Kupferstiche besitzt. In den Sälen hat man die Gemälde nach ihrer Zeitfolge geordnet und unter einem jeden den Meister angegeben. In dem ersten befinden sich die aus der ältesten, in dem mittleren die aus der späteren und in dem dritten Saale die aus der neuesten Zeit. Doch sind, so viel ich weiß, keine Werke noch lebender Künstler aufgehängt. In den Kabinetten hat man die kleineren Gemälde ausgestellt. Vor allen verdient ein Raphael, der zwar aus seiner früheren Zeit, als er noch im Styl seines Meisters arbeitete, aber doch von unendlicher Schönheit ist, den ersten Preis. Es ist dies die Verlobung der h. Jungfrau mit Joseph. In der Mitte steht der Rabbi in ernster, würdevoller Stellung, der sie einsegnet, ihm zur Linken Joseph, eine männliche Figur mit dunkelem Haar und Bart, mit Freundlichkeit der Jungfrau den Ring an den Finger schiebend, und zur Rechten die Holdselige, in jungfräulicher Scham sanft erröthend. Unter den anderen Figuren zeichnet sich noch ein Jüngling aus, der vor dem Knie einen Stab zerbricht. Die Zeichner bewundern die Verkürzung der gebückten

Stellung. Anfangs fallen die scharfen Umrisse der Figuren unangenehm auf; so wie man sich aber durch längeres Anschauen ein wenig daran gewöhnt hat, wird man von dem hohen Ausdruck in Gesicht und Stellung unwiderstehlich hingerissen. Von besonderer Schönheit sind auf diesem wie auf allen Raphaelschen Gemälden Hände und Füße.

Venedig, den 5. Oktober.

Montag den 30. September traten wir in Gesellschaft von zwei liebenswürdigen polnischen Grafen, deren Bekanntschaft wir in Mailand gemacht hatten, und eines Malers, der von einer Reise nach Sicilien eben zurückkam, unsere Reise hierher an. Ich hatte für mich und meine Familie einen Vetturino bis Padua für sieben Louisd'or gedungen, für welchen Preis er auch Abendessen und Nachtlager bezahlen mußte. . . .

Der Weg nach Brescia bietet wenig Abwechselung dar. Brescia ist eine alte Stadt, in der nicht viel Sehenswerthes ist; sie liegt aber in einer reizenden Gegend am Abhange eines mit Landhäusern und Weinstöcken bedeckten Berges. Wir machten einen Spaziergang durch die Stadt, in der uns nichts Merkwürdiges aufstieß, als ein Weinstock, der die Façaden von fünf Häusern bis unter das Dach bedeckte und allenthalben voll der schönsten Trauben hing. Einer der Polen, Graf Zozymola, hatte unter der Zeit einen Besuch bei Signora Mulonatti abgestattet, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden Contre-Altistinnen, deren Bekanntschaft er in Florenz, wo sie vor einigen Monaten sang, gemacht hatte. Sie ruht jetzt bei ihrem Cavaliere servente, einem Grafen Secchi, der ein herrliches Haus in Brescia und ein noch schöneres Landgut in der Umgegend besitzt, von den Beschwerden der letzten Monate aus und wird während des Carnevals hier in Venedig für ein Honorar von 10,000 Franken und ein Benefice wieder von neuem auftreten. Ihr Anbeter, ein Mann von großem Vermögen und vielen Kenntnissen, hat sein ganzes

Leben dem Dienste seiner Donna gewidmet, während seine beiden älteren Brüder sich als Generale in französischen Diensten großen Ruhm erworben haben. Er begleitet sie seit zehn Jahren allenthalben hin, wo sie singt, besorgt ihre Geschäfte und huldigt allen ihren Launen. Seine einzige etwas ernstere Beschäftigung ist, ihre Geschichte zu schreiben, d. h. ihre Triumphe über andere Sängerinnen und ihre Liebesaventüren. Einmal im Jahre liefert sie ihm die schriftlichen Daten zu letzteren, das sind die Originale der erhaltenen Liebesbriefe, und ob er gleich sehr eifersüchtig ist, so bringt sie dennoch den guten Narren dahin, daß er diese Briefe selbst copirt und mit den gehörigen Erläuterungen in ihre Geschichte einträgt. Sie hat auch einen Mann und von ihm zwei Kinder, die sie sehr lieben soll. Dieser Mann spielt nun vollends eine erbärmliche Figur; er hält sich immer in einer gewissen Entfernung und harret mit gespannter Aufmerksamkeit der Winke seiner Gebieterin. Graf Secchi hat bis diesen Augenblick weder Rom, noch Neapel gesehen, weil seine Dame in diesen Städten noch nicht gesungen hat und ihm schwerlich die Erlaubniß ertheilen würde, ohne sie dorthin zu reisen.

Zwischen Brescia und Verona führt der Weg einige Stunden am Garda-See her, dessen schön bewachsene, mit Landhäusern reich besetzte und von Bergen eingeschlossene Ufer die schönsten Ansichten darbieten, welche uns für die Einförmigkeit der vorigen Tagereisen reichlich entschädigten. Am äußersten Ende des See's, noch halb im Wasser, liegt Peschiera, eine kleine, unansehnliche Stadt von einigen Häusern, aber mit großen, weit ausgedehnten Festungswerken. Von da bis Verona ist der Weg wieder sehr einförmig. Bei unserer Ankunft erfuhren wir, daß eine Harfen- und Clavier-Virtuosin aus Neapel im Theater Concert geben würde, und nahmen uns vor, dieses zu besuchen. Durch die Langsamkeit der Aufwärter, die unser Abendessen eine Stunde später brachten, als wir es bestellt hatten, wurden wir aber daran verhindert. Abends um elf Uhr beim herrlichen Mondenschein be-

suchten wir noch die Arena, von allen Denkmalen ehemaliger römischer Größe das am besten erhaltene. . . . Wir stiegen bis zum höchsten Sitze, der in der Höhe schon den größten Gebäuden der Stadt gleichkommt, und hatten da einen herrlichen Ueberblick über das ganze kolossale Werk. Wir dachten uns die gewaltige Steinmasse mit den alten Römern besetzt, wie sie den Siegern unten Beifall zujauchzen, und verloren uns in Betrachtungen über die Hinfälligkeit aller Erdengröße und in Vergleichungen zwischen dem ehemaligen kräftigen Volke und den jetzigen Bewohnern dieses herrlichen Landes. An der einen Seite des Ovals sieht man noch die Gefängnisse, wo die Verbrecher aufbewahrt wurden, die man den wilden Thieren vorwarf. Auch existirt noch die Vorrichtung, durch welche binnen wenig Minuten der Circus unter Wasser gesetzt werden kann, um Kämpfe und Wettrennen in Böten zu halten. Bei der Anwesenheit des österreichischen Kaisers hat man dem Volke das Schauspiel eines Wettrennen zu Fuß und zu Pferd erneuert. Auch haben wir etwas Aehnliches in Mailand gesehen, von dem ich zu reden vergessen habe. Napoleon hat nämlich auf dem Foro Buonaparte einen Circus auf römische Art bauen lassen, dessen äußere Wand auch aus einer Mauer mit mehreren Aufgängen besteht; die Sitze im Inneren sind aber nur von Rasen; es sind deren etwa zwölf, und doch haben 25—30,000 Menschen Platz. An der einen breiten Seite steht ein schönes Gebäude mit einer prächtigen Colonnade nach dem Inneren zugekehrt, von wo in der Breite des Gebäudes steinerne Sitze bis zum Circus hinablaufen. In dieser modernen Arena, die auch unter Wasser gesetzt werden kann, wurden dem Volke zur Zeit der Krönung Napoleon's zum Könige von Italien, bei freiem Eintritte, die ehemaligen römischen Spiele aufgewärmt. Eine dritte, aber verminderte Auflage für Geld fand an dem Tage vor unserer Abreise statt. Zuerst traten achtzehn Wettläufer in römischem Costüm auf, die auf ein gegebenes Trompetenzeichen ziemlich schwerfällig nach dem Ziele liefen. Der Sieger erhielt

eine Fahne, an der oben ein Lorbeerkranz hing. Den beiden, die nach ihm zuerst angekommen waren, wurden ebenfalls Siegeszeichen zuerkannt. Dann versuchten zwölf Reiter ihr Heil. Mehrere fielen schon beim ersten Chock von den Pferden, und alle ritten so erbärmlich, daß sie nur Gelächter und Mitleiden erregten. Nachdem die Sieger ebenfalls beschenkt waren, kamen die Curse zu Wagen, die aber ein neues und interessantes Schauspiel darboten. Die sechs Wagenführer hatten kleine zweiräderige römische Wagen, wie man sie auf alten Münzen abgebildet sieht, bestiegen, und jagten mit ihren Pferden, deren zwei vor jeden Wagen gespannt waren, auf ein gegebenes Zeichen im gestreckten Galopp davon; am Ende der Bahn beim Umkehren überstürzte sich einer mit sammt den Pferden ein paarmal, doch ohne Schaden zu nehmen. Die anderen umkreis'ten die Bahn dreimal, und die Sieger erhielten ebenfalls ihre Ehrenzeichen. Nun begann der große Triumphzug. Dreißig bis vierzig Oboisten in römischem Costüm mit türkischer Musik, einen Marsch aus der Oper „Johann von Paris" blasend, eröffneten ihn. Dann kamen die Wettläufer mit Lanzen in den Händen, und endlich ein großer, mit vier Ochsen bespannter römischer Triumphwagen mit sämmtlichen Siegern. Man hatte die schön geputzten Ochsen auf römische Art neben einander gespannt; die guten Thiere waren aber nicht daran gewöhnt und wollten nicht vom Fleck; endlich sah man sich genöthigt, sie so zu spannen, wie sie es vor ihrem Mistwagen gewohnt waren, und nun ging es herrlich. Hinter ihnen kamen die unglücklichen Reiter und Wagenlenker, die den Zug beschlossen. Das Costüm aller dieser Leute und Thiere war gut gewählt, und wenn man nicht rund im Cirkel die moderne beau monde und zwischen den Wettrennern dann und wann einen dreieckigen Hut, der ihre Spiele anordnete, gesehen und die türkische Musik mit dem Marsch aus der „Aline„ gehört hätte, so konnte man wohl Augenblicke lang sich einbilden, da unten die alten Römer zu sehen. So sorgten aber diese verkleideten Soldaten und Fiaker mit ihren erbärmlichen

Pferden schon ohne das durch ihre Ungeschicklichkeit dafür, daß eine solche Täuschung nicht stattfinden konnte.

Am 3. früh mußten wir uns von unseren lieben Reisegefährten trennen, die nun auf einer anderen Straße durch Tyrol nach München ihre Reise fortsetzten. Wir übernachteten in Vicenza, einem abscheulich schmutzigen Neste; unsere Fenster gingen auf eine einsame Straße, in welcher Schmutzhaufen der ekelhaftesten Art die Luft so verpesteten, daß es kaum auszuhalten war. Dergleichen trifft man übrigens auch in den größten Städten und auf den prächtigsten Plätzen. Besteigt man eine einsame Treppe, oft von schönstem Marmor in den größten Palästen, so muß man sich ja genau in der Mitte halten, weil man sich sonst beschmutzen würde, und selbst dem Mailänder Dom kann man sich auf verschiedenen Seiten gar nicht nähern, weil hohe Haufen von Unrath es verhindern. Dieses Uebermaß von Unreinlichkeit, in der die Italiener fast allen anderen Nationen den Rang streitig machen, herrscht auch in den meisten Zimmern und Küchen. Ein Holländer müßte, dächt' ich, hier verzweifeln!

Am 4. Mittags kamen wir nach dem alten, unansehnlichen Padua, wo wir bis Abends 8 Uhr verweilten. Dann setzten wir unsere Reise auf der Diligence zu Wasser fort. Beim Einsteigen in die Barke that ich, vom unsicheren Mondlichte getäuscht, einen Fehltritt und fiel ins Wasser; im Fallen ergriff ich aber glücklicherweise den Bord der Barke und wurde sogleich wieder hinaufgezogen. Den Schrecken und die Mühe des Umkleidens abgerechnet, war dieser Fall von keinen übeln Folgen. Die Barke ist für vierundzwanzig bis dreißig Personen sehr bequem eingerichtet und geht, von einem Pferde im stärksten Trabe gezogen, sehr schnell. Die letzte Hälfte des Kanales ist auf beiden Seiten mit den prächtigsten Landhäusern und Gärten wie übersäet, die jetzt von den reichen Venetianern bewohnt werden. Besonders zeichnet sich der Palast des ehemaligen Vicekönigs aus, in dem der Gouverneur Graf Goes während der schönsten Jahreszeit wohnt. Wir be-

dauerten sehr, diese reiche Gegend in der Nacht passiren zu müssen; aber selbst beim Mondenscheine gewährt sie schon einen herrlichen Anblick. Früh um fünf Uhr, wie noch alles todt in Venedig war, kamen wir an und traten in der Albergo della Scale ab.

Venedig, den 10. Oktober.

So wenig Venedig im Ganzen genommen meinen Erwartungen entsprochen hat, so sehr bin ich doch durch die Schönheit einzelner Gegenden der Stadt überrascht worden. Besonders imponirt der Markusplatz. Die tausendjährige, im orientalischen Style erbaute Markuskirche mit ihren fünf Kuppeln, ihren unzähligen Statuen und herrlichen, im Goldgrunde glänzenden Mosaikgemälden, der kolossale Glockenthurm mit seiner Pyramide, der weithin in's adriatische Meer den Schiffern zum Merkzeichen dient, die drei herrlichen, fast im gleichen Style erbauten großen Gebäude, die den Platz auf drei Seiten einschließen, das rege Leben unter den Arkaden, die reichen Kaufgewölbe und die geschmackvoll dekorirten Kaffeehäuser, in und vor denen man von Morgens 8 Uhr bis tief in die Nacht die elegante faullenzende Welt beiderlei Geschlechts versammelt sieht; die vielen sich da ewig umhertreibenden Musikanten, Taschenspieler, Improvisatoren, Guckkastenträger; das Heer der Bettler, die in den abschreckendsten Gestalten voller Schmutz und Ungeziefer zwischen den reichgekleideten Spaziergängern herumkriechen und diese bis in's Innere der Kaffeehäuser verfolgen; das sich durchkreuzende Geschrei der vielen Verkäufer von Erfrischungen und der Ausrufer, die bald Regierungs-Decrete ablesen, bald die in den verschiedenen Theatern am Abende zu gebenden Stücke ankündigen: dies Alles zusammengenommen bildet ein so buntes Gemälde, daß der Fremde sich wochenlang daran ergötzen kann.

Geht man dann auf den zweiten Platz, der bei der Kirche mit dem ersten zusammenhängt, auf der Ostseite vom ehemaligen Dogenpalaste und auf der Westseite von der Fortsetzung eines der

drei großen Gebäude eingeschlossen wird, so eröffnet sich ein neues, von dem vorigen ganz verschiedenes Schauspiel. Vor sich hat man den Hafen, der mit Gondeln, Barken und kleineren und größeren Handelsschiffen wie übersäet ist; zur Linken den mit prächtigen Gebäuden und Kirchen eingefaßten Quai, der sich bis zum Giardino publico hinzieht, gegenüber das auf einer kleinen Insel liegende Kloster, in dessen schöner Kirche der letzte Papst erwählt wurde, und zur Rechten, jenseits des großen Canals, die mit einer majestätischen Kuppel gezierte Kirche von San Giorgio Maggiore, umgeben von anderen prächtigen Gebäuden. Hat das Auge sich an diesen Gegenständen gesättigt, so wird es von den näheren Umgebungen angezogen, von dem bunten Menschen-Gewühl auf den steinernen, hochgewölbten Brücken, die über die vielen Canäle führen, welche von hier aus die Stadt durchschneiden; von dem Ein- und Ausladen der größeren Schiffe, dem Einsteigen der eleganten und nicht eleganten Welt in Gondeln und Barken zu Spazierfahrten oder Geschäftsreisen; von den sonderbar gestalteten Fischen und Muschelthieren, die hier zum Verkauf aufgeschichtet sind, und von vielen anderen auffallenden Dingen, die einer Seestadt eigen. Hat man dies Alles gesehen, so kehrt man gern auf den Markusplatz zurück und findet da wieder neue Gegenstände zu bewundern. Betrachtet man die Kirche nun genauer, so ziehen zuerst die vier kolossalen Pferde von Bronze über dem Haupteingange den Blick auf sich, weniger ihres Kunstwerthes wegen, denn sie sind eben nicht von den schönsten Verhältnissen, sondern um ihres Alters und ihrer Schicksale willen. Von den Venetianern bei der Eroberung von Constantinopel erbeutet, wurden sie als Siegestrophäen über dem Haupteingange der Markuskirche aufgestellt und behaupteten ruhig diesen Platz, bis sie die Franzosen nach der Eroberung von Italien mit nach Paris nahmen. Von dort kamen sie nebst allen anderen aus Italien entführten Kunstschätzen nach der Eroberung von Paris durch die Alliirten wieder hierher zurück und wurden unter dem Jubel von

ganz Venedig wieder auf ihren alten Platz gestellt. Außer diesen Pferden befinden sich an der Markuskirche aber noch viele andere Siegesdenkmale der Venetianer: Statuen, Basreliefs, Arabesken, Säulen und Capitäler aus Griechenland, Aegypten und den Raubstaaten, und es ist an diesem Gebäude zu bewundern, daß es, aus so vielen in dem verschiedensten Geschmacke gearbeiteten Einzelnheiten zusammengesetzt, doch ein so schönes harmonisches Ganze ausmacht. Vor der Kirche sind drei hohe, roth angestrichene Mastbäume aufgepflanzt, die an Festtagen mit langen, bis auf die Erde reichenden, seidenen Wimpeln prangen; die aus Bronze gegossenen Fußgestelle sind mit schönen Basreliefs verziert.

Auf dem zweiten Platze nahe am Wasser stehen zwei kolossale Säulen aus ägyptischem Granit, jede Säule aus einem einzigen Steine gehauen. Die eine trägt einen aus Erz gegossenen geflügelten Löwen, der auch mit in Paris war, die andere auf einem Krokodile den Schutzpatron des h. Theodor.

Das Innere der Markuskirche ist nicht weniger prächtig, als das Aeußere. Wände, Nischen und Kuppeln sind ganz mit Mosaikgemälden bedeckt, unter denen zwar einige von geringem Kunstwerthe sind; bei den meisten ist aber Composition, Zeichnung und Colorit sehr vorzüglich und alle haben einen ächten Goldgrund, der trotz seines hohen Alters noch wie neu glänzt. Man wird aber auch hier bald von ganzen Rotten von Bettlern umringt, die so kläglich über Hunger schreien und so ekelerregend aussehen, daß man Gott dankt, wenn man sich, mit Aufopferung einiger Kupfermünzen, in's Freie gerettet hat. Man kann überhaupt keine Minute in irgend einer Gegend der Stadt gehen, ohne von Bettlern angesprochen zu werden, und es sollen deren an 25,000 hier Hunger leiden. Denn hungern müssen sie, weil die Venetianer sehr selten einem Armen etwas geben, und die Fremden es auch bald überdrüssig werden, immer die Hand in der Tasche zu haben. Jetzt leben die Armen zwar sehr wohlfeil von gekochten oder vielmehr gebratenen Kürbissen, die an allen

Straßenecken feilgeboten werden und wovon ein handgroßes Stück einen Centesimo kostet.

Entfernt man sich vom Platze, so findet man wenig Erfreuliches mehr. Denn da man in Venedig weder reitet noch fährt, so sind die Straßen so eng, daß oft nicht zwei Menschen nebeneinander gehen können. In dem lebhaftesten Theile der Stadt, ohnweit vom Ponte rialto, ist daher das Gedränge auch so groß, daß man sich kaum durcharbeiten kann. Bei der Unreinlichkeit der Italiener, die allen Unrath in die Kanäle schütten, bei dem pestilenzialischen Gestank der halbverfaulten Seefische und Schalthiere und den ekelhaften Ausdünstungen der Werkstätten der meisten Handwerker ist es sehr natürlich, daß man in diesen engen Straßen das ganze Jahr lang nicht ein einzigesmal reine Luft einathmet.

Statt der Wagen bedient man sich hier der Gondeln, die man zu einem billigen Preise haben kann. Sie haben alle ein Verdeck von schwarzem Tuche, welches ihnen ein trauriges Ansehen gibt. Zur Zeit der Republik herrschte ein solcher Luxus in Verzierung der Gondeln, daß die Regierung es nöthig fand, die noch jetzt übliche Bedeckung vorzuschreiben. Die Gondoliere sind im Ruderen und Lenken sehr geschickt, und wenn auch das Gedränge in den Canälen noch so groß ist, so fahren sie doch in größter Geschwindigkeit an einander vorbei, ohne anzustoßen. Nimmt man ihrer zwei, so fährt man so schnell, wie ein Pferd Trab laufen kann. Da die Häuser außer der Hauptthür nach dem Wasser hin auch einen Ausgang nach der Straße haben, so kann man zwar auch zu Lande allenthalben hinkommen; doch muß man wegen der Brücken so viele Umwege machen, daß man zu Wasser noch einmal so schnell an Ort und Stelle kommt.

Den 12. Oktober.

Heute genossen wir bei hellem Wetter die einzig herrliche Aussicht vom Markusthurme, den man auf einem schneckenförmigen

Aufgange ohne Treppenstufen sehr bequem ersteigen kann. Der Anblick ist wirklich hinreißend! Auf der einen Seite sieht man über die gewaltige Häusermasse nach dem festen Lande, in der Ferne die Schneegebirge von Friaul, auf der anderen Seite den Hafen mit seinem mannigfaltigen Leben, die Inseln bedeckt mit schönen Kirchen und Gebäuden und im Hintergrunde die offene See. Ich erinnere mich nicht, je eine so schöne Thurmaussicht gehabt zu haben, es wäre denn die vom Thurme der Michaeliskirche in Hamburg.

Um vier Uhr besuchten wir die zum Findelhause gehörige Kirche, wo von den weiblichen Findlingen eine Messe gegeben wurde. Das Orchester und der Chor waren ausschließlich von jungen Mädchen besetzt; eine alte Musiklehrerin schlug den Takt, eine andere accompagnirte auf der Orgel. Es gab da mehr zu sehen als zu hören, denn Composition und Ausführung waren gleich schlecht. Die Mädchen hinter den Geigen, Flöten und Hörnern nahmen sich sonderbar genug aus; die Contrabassistin konnte man leider nicht sehen, weil sie hinter einem Gitter versteckt war. Unter den Stimmen gab es einige gute und eine besonders merkwürdige, die bis zum dreimal gestrichenen g sang; der Vortrag aber war von Allen abscheulich.

Wir haben die Bekanntschaft mehrerer Musikfreunde gemacht, der beiden Grafen Tomasini und der Herren Contin, Filigran und mehrerer Anderer, deren Namen ich nicht weiß. Die beiden Ersteren sind mir im Arrangement meines Concertes sehr behülflich und wenn ich bei der für die Geschäfte so schlechten Jahreszeit, wo sich alle Personen von Bedeutung auf dem Lande befinden, ein erträgliches Concert mache, so habe ich es ihnen zu danken.

Heute besuchte uns auch ein deutscher Künstler, Herr Aiblinger, ein Münchener und Schüler von Winter, der aber schon seit sechszehn Jahren in Venedig wohnt. Er ist Clavierspieler und Componist und scheint viel wahren Sinn für seine

Kunst zu haben. Wenigstens klagte er uns fast mit thränenden Augen, daß ihm in diesem Lande alle Möglichkeit genommen sei, mit seinen deutschen Kunstverwandten gleichen Schritt in der Kunst zu halten, weil ihm fast nie das Glück werde, ein bedeutendes deutsches Werk zu hören, und daß ihm bei seinem Enthusiasmus für Musik fast das Herz zerspringe, durch seine Verhältnisse an eine Stadt gebunden zu sein, wo man seit sechszehn Jahren immer dasselbe Wasser wiederkaue, während die Deutschen inzwischen so manches classische Werk hätten entstehen sehen. Er kennt unsere neuere gute Musik nur höchst unvollkommen aus Clavier-Auszügen, die er sich mit vieler Mühe und großem Kostenaufwande zu verschaffen gewußt hat. Ich habe später von seinen Arbeiten gesehen, die es sehr bedauern lassen, daß er in dieses Sibirien der Kunst verschlagen worden ist. Um mir einen Begriff davon zu geben, wie wenig hier Kunst und Künstler, selbst bei Herren, die sich gern das Ansehen von Mäcenen geben möchten, gewürdigt werden, erzählte er mir eine Anecdote, die Bärmann aus München, der mit der Harles vorigen Winter hier war, mit einem derselben passirt ist. Graf Herizo nämlich, ein sehr reicher Cavalier, der im Winter wöchentlich einmal Akademien bei sich gibt und dazu oft zweihundert Zuhörer einladet, ließ Bärmann durch einen Dritten ersuchen, in einer derselben zu spielen. Letzterer hatte nun bereits selbst eine öffentliche Akademie angekündigt und lehnte in der Voraussicht, daß es ihm schaden würde, wenn er sich an einem anderen Orte zuvor hören ließe, die Einladung ab, versprach aber, nach seiner Akademie dort zu blasen. Am Tage derselben gab aber Graf Herizo eins seiner gewöhnlichen großen Concerte, in welchem „die Schöpfung", ich glaube zum erstenmale in Venedig, aufgeführt wurde, und Bärmann hatte so wenig Zuhörer, daß er zu den Concert-Unkosten noch vierzig Francs zulegen mußte. Acht Tage später wiederholte Graf Herizo demungeachtet seine Einladung an Bärmann, wofür dieser jetzt aber ein Honorar von zwölf Louisd'or verlangte. Nach manchen

Debatten wurde solches zwar zugestanden, Bärmann erfuhr jedoch zugleich, daß man sich vorgenommen habe, ihm einen Possen zu spielen. Um dem auszuweichen, sagte er von neuem schriftlich ab und machte mit der Harles eine Lustreise auf das feste Land. Nach seiner Zurückkunft kam ein Freund des Grafen Herizo, fragte nach der Ursache, warum er nicht habe blasen wollen und versicherte, als er sie erfahren, auf Ehre, daß dem nicht so sei und Bärmann nicht das Geringste zu befürchten habe, worauf dieser also seine Zusage für das nächste Concert gab. Er wurde mit vieler Artigkeit vom Grafen Herizo empfangen und die Musik begann. Nach einer Stunde, als schon sechs Musikstücke gemacht waren, wurde Bärmann begierig zu erfahren, wann denn die Reihe an ihn kommen würde; er bat sich daher von seinem Nachbar ein Programm aus und fand ganz am Ende sämmtlicher Musikstücke, die wenigstens noch zwei Stunden dauern mußten, folgende Worte: „Wenn es die Zeit erlaubt, wird auch Herr Bärmann ein Concert blasen.“ Man denke sich seine Wuth! Graf Herizo würde ihm am Ende des Concertes laut gesagt haben: „Heute haben wir keine Zeit Sie zu hören, vielleicht ein andermal!“ und so wäre er auch um das Honorar geprellt gewesen. Bärmann schlich sich nun sogleich fort, hatte aber dabei noch das Unglück, die beiden Ausgänge zu verwechseln und statt auf die Straße, gerade in den Canal zu laufen. Glücklicherweise kamen ihm die dort haltenden Gondoliere zu Hülfe und zogen ihn alsbald wieder heraus. Halb todt vor Aerger und Erkältung kam er nach Hause. Am anderen Morgen wurde er vom Grafen Herizo vor die Polizei gefordert. Der Polizeidirektor hatte indessen, nachdem ihm die Sache von Bärmann auseinander gesetzt war, Muth genug, diesem Recht zu geben und dem Grafen Herizo seine Unart zu verweisen. Bärmann hielt es unter solchen Umständen jedoch für gerathen, seine Abreise zu beschleunigen, weil einige verdächtige Kerle sich nach seinen nächtlichen Ausgängen erkundigt hatten. Auch der Harles ging es übel. In der ersten Oper gefiel sie zwar

ziemlich und nur ihre schlechte Aussprache tadelte man; bei der ersten Vorstellung der zweiten Oper wurde sie aber gleich bei ihrer ersten Scene durch lautes Reden, Räuspern und Lachen der Zuschauer so decontenancirt, daß sie mitten in ihrer Arie davonlief und wie todt hinter den Coulissen niederfiel. Sie bekam einen geschwollenen Hals und konnte während des Winters nie wieder etwas anderes als die parlanten Recitative singen. Alle Ensemblestücke und beide Finale wurden ohne sie gesungen und doch mußte sie sich, da sie kein Supplement hatte, jeden Abend dem Publicum zur Schau stellen. Zu loben ist es, daß die Impressarien ihr keine Chikanen machten und sie vertragsmäßig bezahlten.

Den 15. Oktober.

Es gibt hier zwei Dilettanten-Concerte. Das eine unter der Direktion des Grafen Tomasini findet alle vierzehn Tage in dem Saale des Theaters Fenice statt. In dem, welchem ich beigewohnt habe, sang Therese Sessi, die ehemals in Wien engagirt war, zwei Arien, ein Duett und ein Quartett mit vielem Beifall in ihrer alten Manier, die sich weder gebessert, noch verschlimmert hat. Außer ihr erregte noch ein Dilettant, der mehrere Buffosachen in der ächt italienischen, etwas karikirten Manier sang, die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Alles Uebrige, besonders Composition und Ausführung der Ouvertüre, war wie gewöhnlich in Italien höchst erbärmlich.

Das andere ist ein bloßes Uebungs-Concert und findet alle acht Tage unter der Direktion von Herrn Contin statt. Das Orchester mit Ausnahme einiger Blas-Instrumente und der Bassisten besteht aus lauter Dilettanten und man executirt größtentheils Symphonien und Ouvertüren von deutschen Meistern. An ein eigentliches Studium dieser Werke ist aber nicht zu denken; man ist froh, wenn man sie, ohne stecken geblieben zu sein, heruntergerissen hat. An dem Tage, wo ich gegenwärtig war, wurde erst eine uralte Symphonie von Krommer gemacht, worauf

die aus Es-dur von Andreas Romberg folgte. Zum Beschluß ersuchte man mich, die zweite von Beethoven in D-dur zu dirigiren, was ich nicht ablehnen konnte. Ich hatte aber meine liebe Noth; denn man war ganz andere tempi gewohnt, als ich nahm und schien gar nicht zu wissen, daß es Nüancen von Stärke und Schwäche in der Musik gibt, denn Alles arbeitete, strich und blies beständig aus Leibeskräften, so daß mir die Ohren noch die ganze Nacht von dem höllischen Lärm wehe thaten. Das Gute hat indessen dieses Uebungs-Concert, daß die Venetianischen Musikfreunde mehrere unserer classischen Instrumental-Compositionen, wie die Ouvertüre aus „Don Juan" und der „Zauberflöte", die sie bis jetzt noch nicht kennen lernten, zu hören bekommen und, wenn auch nur dunkel, fühlen lernen, daß die Deutschen in dieser Gattung von Composition ihnen ungeheuer überlegen sind. Sie sagen dies zwar selbst, glauben es aber nicht recht und gestehen es nur ein, um nachher desto ungenirter ihre Ueberlegenheit im Gesange und der Gesang-Composition (!!) herausstreichen zu können. Die Selbstzufriedenheit der Italiener bei ihrer Geistesarmuth ist überhaupt unerträglich; habe ich ihnen etwas von meinen Sachen vorgespielt, so glauben sie mich nicht glücklicher machen zu können, als wenn sie mir versichern, es sei im ächt italienischen Geschmacke.

Den 16. Oktober.

Heute Vormittag besuchten wir in Gesellschaft von drei Schlesiern den ehemaligen Palast des Dogen. Zuerst erregte die sogenannte goldene Stiege unsere Aufmerksamkeit. Bis zum ersten Stocke führt sie außerhalb des Gebäudes, ist von herrlichem Marmor und mit kolossalen Statuen von schönen Verhältnissen geziert; bis zu dem zweiten und dritten Stocke führt sie im Inneren, ist da an den Seiten mit Basreliefs in Marmor, an der Decke mit vergoldeter Stuccatur und kleinen Fresco-Gemälden und in den Nischen mit schönen Statuen reich ausgestattet. Dann sahen wir

eine ganze Reihe von Sälen und Zimmern, die wahrhaft grandios verziert waren, die Wände in Oel und die Decken von den besten Meistern gemalt, und dazwischen die reichsten und schönsten Sculptur-Verzierungen, die ich je gesehen. Die Gegenstände dieser Gemälde sind fast ausschließlich Momente aus der venetianischen Geschichte, Danksagungen der Dogen an die h. Jungfrau für erhaltene Siege, oder Ueberreichung der Schlüssel einer von den Venetianern belagerten Festung u. dgl. m. So geschmacklos bei den meisten dieser Gemälde die Zusammenstellung der himmlischen und irdischen Personen auch sein mag, so vortrefflich ist doch die Ausführung und Gruppirung im Einzelnen, besonders bei denen von Paul Veronese. Ueberhaupt gibt es meiner Ansicht nach keine passendere und würdevollere Verzierung eines fürstlichen Palastes als diese, wo mit den Thaten der Nation zugleich der Name des geschickten vaterländischen Künstlers verewigt wird. Wie wenig Sinn hat man in unserer Zeit für diese Art von Patriotismus! Wo ist auf Veranstaltung eines Fürsten bis jetzt etwas von den neuesten Heldenthaten der Deutschen gemalt worden? und wie sehr bedürften doch die jetzigen Künstler einer solchen Aufmunterung und Unterstützung! Und doch rede ich hier nur von Malern und Bildhauern; Dichter und Musiker hätte man ebenfalls auffordern sollen, die Thaten der Deutschen Nation zu verewigen.

Zuletzt sahen wir den großen Bibliotheksaal, der einen wahren Schatz von Gemälden und antiken Statuen enthält. Von der Gallerie dieses Saales hat man eine entzückende Aussicht über den Hafen. — Um einen Vergleich zwischen der ehemaligen Art, Paläste zu verzieren und der neueren machen zu können, ließen wir uns die Zimmer im Gouvernements-Gebäude zeigen, die sich der frühere Vicekönig hatte einrichten lassen. Wir fanden sie zwar niedlich und bequem, aber welch' ein Unterschied zwischen der ernsten Pracht jenes alten Palastes und der faden Zierlichkeit von diesem neuen! Anstatt der Basreliefs von Marmor und der reich

vergoldeten Stuccatur-Verzierungen in jenem fanden wir hier gemalte, statt der Gemälde von berühmten Meistern, Arabesken von Schmierern hingesudelt, und sogar Tapeten von Papier oder Seide.

Den 17. Oktober.

Gestern ist Paganini von Triest wieder hierher zurückgekommen und hat also, wie es scheint, sein Projekt, nach Wien zu gehen, vor der Hand aufgegeben. Heute früh kam er zu mir, und so lernte ich denn endlich diesen Wundermann persönlich kennen, von dem mir, seit ich in Italien bin, fast jeden Tag vorerzählt wurde. So wie er, hat noch nie ein Instrumentalist die Italiener entzückt, und ob sie gleich die Instrumental-Akademien nicht sehr lieben, so hat er doch deren in Mailand mehr als ein Dutzend und hier ebenfalls fünf gegeben. Erkundigt man sich nun näher, womit er denn eigentlich sein Publikum bezaubere, so hört man von den Nicht-Musikalischen die übertriebensten Lobsprüche, daß er ein wahrer Hexenmeister sei und Töne auf der Violine hervorbringe, die man früher auf diesem Instrumente nie gehört habe. Die Kenner hingegen meinen, daß ihm zwar eine große Gewandtheit in der linken Hand, in Doppelgriffen und allen Arten von Passagen nicht abzusprechen sei, daß ihn aber gerade das, was den großen Haufen entzücke, zum Charlatan erniedrige und für seine Mängel, — einen großen Ton, einen langen Bogenstrich und einen geschmackvollen Vortrag des Gesanges, — nicht zu entschädigen vermöge. Das aber, womit er das italienische Publikum hinreißt und wodurch er sich den Namen des „Unerreichbaren“, den man sogar unter sein Portrait setzt, erworben hat, besteht nach genauer Erkundigung in einer Reihe von Herrlichkeiten, welche in den finsteren Zeiten des guten Geschmackes der weiland so berühmte Scheller in kleinen Städten, auch wohl Residenzen, Deutschlands zum Besten gab, und die damals eben so sehr von unseren Landsleuten bewundert wurden, nämlich in Flageolet-Tönen, in Variationen auf einer Saite, wobei er,

um noch mehr zu imponiren, die drei übrigen Saiten von der Geige herabzieht, in einer gewissen Art pizzicato von der linken Hand ohne Hülfe der rechten oder des Bogens hervorgebracht, und in manchen der Geige unnatürlichen Tönen, als Fagott-Ton, Stimme eines alten Weibes u. dgl. m. Da ich den Wundermann Scheller, dessen Wahlspruch war: „Ein Gott! Ein Scheller!" nie gehört habe, so möchte ich wohl Gelegenheit haben, Paganini in seiner eigentlichen Manier zu hören, um so mehr, da ich voraussetze, daß ein so sehr bewunderter Künstler auch reellere Verdienste besitzen müsse, als die, von welchen die Rede war. Die Veranlassung zu seiner jetzigen Virtuosität soll eine vierjährige Gefangenschaft gewesen sein, zu der er verurtheilt wurde, weil er seine Frau im Jähzorn erdrosselte. So erzählt man wenigstens ganz laut in Mailand und auch hier. Da er sich, bei ganz vernachlässigter Erziehung, weder mit Schreiben, noch mit Lectüre zu unterhalten wußte, so lehrte ihn die Langeweile alle die Kunststückchen ausdenken und einüben, wodurch er jetzt Italien in Erstaunen setzt. Er hat sich durch sein ungefälliges und unartiges Betragen mehrere der hiesigen Musikfreunde zu Gegnern gemacht und diese erheben mich, nachdem ich ihnen bei mir etwas vorgespielt habe, bei jeder Gelegenheit auf Kosten Paganini's, um ihm weh zu thun, was nicht allein sehr ungerecht ist, indem man zwei Künstler von so ganz verschiedener Manier nie in Parallele setzen soll, sondern auch nachtheilig für mich, weil es alle Anhänger und Bewunderer Paganini's zu meinen Gegnern macht. Seine Widersacher haben einen Brief in die Zeitungen einrücken lassen, in welchem sie sagen, daß ich ihnen durch mein Spiel die Manier ihrer Veteranen im Violinspiel, Pugnani und Tartini, zurückgerufen habe, deren große und würdevolle Art die Violine zu behandeln in Italien ganz verloren gegangen sei und der kleinlichen und kindischen Manier ihrer heutigen Virtuosen habe Platz machen müssen, während die Deutschen und Franzosen diese edle, einfache Spielweise dem Geschmacke der neuesten Zeit anzupassen gewußt

hätten. Dieser Brief, der ohne mein Wissen in die heutige Zeitung eingerückt ist, wird sicher eher nachtheilig als vortheilhaft für mich beim Publikum wirken, denn die Venetianer sind nun einmal der festen Ueberzeugung, daß Paganini nicht einmal zu erreichen, viel weniger zu übertreffen sei.

Den 19. Oktober.

Gestern fand unser Concert statt und war besuchter, als ich gehofft hatte, da Alles, was nur die Kosten eines Land-Aufenthaltes aufbringen kann, oder durch sehr dringende Geschäfte nicht an die Stadt gebunden ist, sich auswärts befindet, und ich von allen meinen vielen Adreßbriefen nur den einzigen an den Gouverneur, Grafen Goes, bis jetzt habe abgeben können. Es lohnt sich übrigens nicht der Mühe, Empfehlungsbriefe an Italiener zu überbringen; denn sie nutzen zu gar nichts. Ein frostiges Erbieten zu Diensten, die sie nicht leisten wollen, ist Alles, was man davon hat. Doch ich muß wieder auf das Concert zurückkommen. Es war im Theater St. Luca, nach Fenice dem größten und schönsten in Venedig. Der Besitzer, Herr von Vendremi, hat es mir unter der Bedingung überlassen, daß ich ihm von dem Verkaufe der Logen, die nicht Eigenthümern gehören, zwei Drittel abgeben solle. Es existirt nämlich in ganz Italien der sonderbare Gebrauch, daß die Logen auf immer, so lange das Haus steht, an Partikuliers verkauft werden, wobei sich der Eigenthümer des Hauses aller Rechte auf dieselben begibt. Doch müssen diese Logenbesitzer ihren Eintrittspreis am Eingange eben so gut bezahlen wie jeder Andere. Dieser ist für das ganze Haus derselbe und immer ein sehr geringer; mit den Logen, die dem Besitzer des Theaters bleiben, wird dann Wucher getrieben, und sie werden bei sehr besuchten Vorstellungen zuweilen mit mehreren Carolinen bezahlt. Gestern waren von den Logen nur wenige genommen, so daß Herr von Vendremi nicht viel gewonnen hat. An der Kälte des Publikums beim Anfang meines Spieles merkte

ich sogleich, daß man gegen mich eingenommen sein müsse; nach und nach thauete es aber doch auf und am Ende des Concertes war der Beifall so allgemein, daß ich wiederholt hervorgerufen wurde. Alles Folgende, was ich spielte, fand nun weit leichter Eingang und wurde eben so rauschend wie in Mailand beklatscht.

Heute ist denn auch ein sehr günstiger Bericht über das gestrige Concert in der Zeitung erschienen, in welchem zwar in Beziehung auf jenen Brief gesagt wird, daß es ungerecht und einseitig sei, eine Manier über die andere erheben zu wollen und daß in der Kunst kein Monopol für irgend ein Genre existiren dürfe, in welchem man aber auch von mir unter anderem sagt, „daß ich die italienische Lieblichkeit mit aller Tiefe des Studiums, welche unserer Nation eigen sei, verbinde, und daß man mir den ersten Rang unter den jetzt lebenden Geigern einräumen müsse“, Lobsprüche also, mit welchen der eitelste Künstler zufrieden sein könnte.

Den 20. Oktober.

Heute früh war Paganini bei mir, um mir viel Schönes über das Concert zu sagen. Ich bat ihn sehr dringend, mir doch nun auch einmal etwas vorzuspielen, und mehrere Musikfreunde, die eben bei mir waren, vereinigten ihre Bitten mit der meinigen. Er schlug es uns aber geradezu ab und entschuldigte sich mit einem Sturze, dessen Folgen er noch in den Armen spüre. Nachher, als wir allein waren und ich nochmals in ihn drang, sagte er mir, seine Spielart sei für das große Publikum berechnet und verfehle bei diesem nie seine Wirkung; wenn er mir aber etwas spielen solle, so müsse er auf eine andere Art spielen und dazu sei er jetzt viel zu wenig im Zuge; wir würden uns aber wahrscheinlich in Rom oder Neapel treffen, dann wolle er sich nicht länger weigeren. Ich werde also wahrscheinlich von hier abreisen müssen, ohne den Wundermann gehört zu haben.

Heute früh hatten wir beim Ausgange ganz unvermuthet die Freude, Meyerbeer und seine ganze Familie anzutreffen.

Er ist jetzt von einer Reise durch Sicilien zurückgekommen, um seinen Eltern, die ihn in fünf Jahren nicht gesehen hatten, ein Rendezvous zu geben, und wird auch von hier über Florenz und Rom nach Neapel zurückkehren, um bei Eröffnung des neuen St. Carlo-Theaters gegenwärtig zu sein. Es war mir ein wahrer Genuß, mich wieder einmal mit einem gebildeten deutschen Künstler über Gegenstände der Kunst unterhalten zu können. Sein Bruder gab mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Oper „Faust" in Prag gegeben worden sei. Sie hatten auf ihrer Durchreise einer Probe beigewohnt. Ich sehe nun mit Sehnsucht näheren Nachrichten über die Aufführung entgegen.

Im Theater St. Moise wohnten wir der ersten Aufführung der alten Oper „Don Papirio" bei, die vom Sänger-Personal und Orchester mit vieler Genauigkeit eingeübt war. Die erste Sängerin, Madame Marchesini, schon etwas passirt, zeichnete sich an diesem Abend durch guten Vortrag und gewandtes Spiel sehr vortheilhaft aus. Auch der Buffo, dessen Namen ich nicht weiß, war sehr ergötzlich.

Bologna, den 25. Oktober.

Montag Abends spät reis'ten wir mit dem „Courier" von Venedig ab. Da der Wind sehr günstig war, so machten wir die erste Hälfte der Wasserreise bis dahin, wo man aus den Lagunen in den Canal einfährt, sehr schnell. Zweimal mußten wir eine kleine Strecke der offenen See passiren, den großen und den kleinen Hafen von Chiozza nämlich, wo denn bei der heftig tobenden See unsere Barke so gewaltige Bewegungen machte, daß Dorette und die Kinder förmlich seekrank wurden. Ich entging diesem Uebel nur dadurch, daß ich mich auf das Verdeck an die freie Luft setzte. Als wir dann in den Kanal und später in den Po eingelaufen waren, wo die Barke von Pferden gezogen wurde, ging es langsam und ruhig genug, so daß sich auch die Patienten bald erholten.

Da man mir hier sagt, daß die Reichen der Stadt noch auf

dem Lande und selbst in der vortheilhaftesten Jahreszeit kaum die Concert-Unkosten zu gewinnen sind, so werden wir darauf Verzicht leisten, hier Concert zu geben und morgen früh mit dem Vetturino unsere Reise nach Florenz fortsetzen.

Florenz, den 28. Oktober.

Die Reise hierher über die Apenninen war bei sehr schönem Wetter äußerst angenehm. Die Berge, obgleich bedeutend hoch, sind doch fast bis zu ihrer Spitze bewachsen und die Bäume und Gebüsche prangen jetzt in ihrem Herbstkleide mit den schönsten Farben. Einen höchst reizenden Anblick gewährt das Thal, in welchem Florenz liegt. Man glaubt in das Paradies hinabzusteigen, wenn man alle die herrlichen Gärten und Landhäuser von oben übersieht.

Den 2. November.
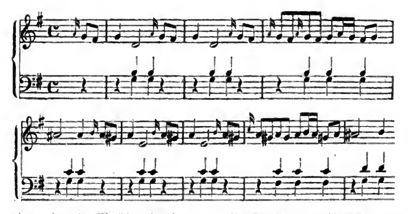
Florenz entspricht nicht ganz den Erwartungen, die von exaltirten Reisebeschreibern erregt werden. Man nennt Dresden das deutsche Florenz, ehrt es aber dadurch nicht sehr. Die Lage von Dresden sowohl, als die Stadt selbst, sind ungleich schöner. Der Arno ist ein schmutziger, unansehnlicher Fluß und kann sich mit der majestätischen Elbe gar nicht vergleichen. Die vier Brücken, die darüber führen und beide Theile der Stadt verbinden, sind zwar fest und gut, aber weder so lang, noch so elegant wie die Dresdener. Auch hat Florenz weder so schöne Gebäude, noch so schöne Plätze, wie Dresden und übertrifft dieses nur im Reichthum an allen Arten von Kunstwerken. Deren gibt es aber auch so viele hier, daß man kaum Zeit genug finden kann, sie alle zu sehen. Auf dem Platze vor dem alten Palaste stehen mehrere Gruppen kolossaler Statuen in Marmor und Bronze von den berühmtesten älteren Meistern, die diesen übrigens unansehnlichen und unregelmäßigen Platz für den Kunstkenner zu einem der interessantesten der Welt machen. Eine Gruppe in Marmor, den Raub einer Sabinerin vorstellend, hat uns besonders entzückt.

Von diesem Platze hat man nicht weit zu der Kathedrale, einem kolossalen Gebäude mit einer Kuppel, die in Hinsicht auf Umfang und Höhe der auf der Peterskirche in Rom wenig nachgeben soll. Das Aeußere derselben ist ein wenig bunt und nicht sehr geschmackvoll; die Wände sind mit Marmortafeln von verschiedenen Farben belegt, die allerlei Muster bilden. Neben der Kirche steht ein sehr hoher viereckiger Glockenthurm, der auf dieselbe Art verziert ist. Noch gehört dazu eine, zwar von ihr abgesonderte, aber in demselben Style erbaute Taufkapelle mit einer ebenfalls ziemlich hohen Kuppel. An dieser befinden sich die berühmten Thüren von Bronze, von denen Michel Angelo gesagt hat, sie verdienten am Eingange in die Wohnung der Seligen zu stehen, denn für jedes irdische Gebäude wären sie zu schön. Es sind deren drei, und davon zwei in gleichem Styl gearbeitet und verziert. Die einzelne aber ist die bei weitem schönste und hat weit größere Basreliefs als die beiden anderen. Man kann in der ganzen Welt nichts Schöneres in Gruppirung, Zeichnung, Perspective, Zartheit und Reinheit der Ausarbeitung sehen, als diese Basreliefs.
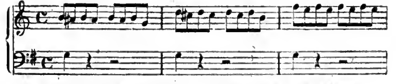
In einer anderen Kirche sahen wir eine Reihe von Grabmälern, unter denen uns die von Michel Angelo, Nardini und Alfieri besonders interessirten. Auf dem Grabmale des Ersteren befindet sich seine von ihm selbst gearbeitete Büste so wie drei weibliche Figuren (von einem seiner Schüler), welche die drei Künste personificiren, in denen er excellirte: Baukunst, Malerei und Bildhauerkunst, seinen Tod betrauernd. Wie sehr ehrt es die Künstler, die sich solche prächtige Ehrendenkmale verdienten, und wie sehr auch ihre Zeitgenossen, die sie ihnen setzten! Wo findet man etwas dem Aehnliches in Deutschland? Wo haben Mozart und Haydn ihre Ehrensäulen? Man weiß in Wien nicht einmal, wo sie begraben liegen.

Den 5. November.
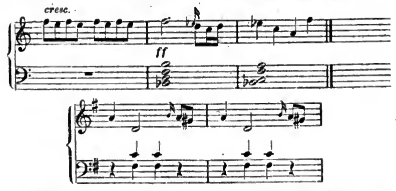
Am Tage unserer Ankunft und seitdem fast jeden Abend besuchten wir das Theater in der Via della Pergola. Man gibt jetzt eine Oper von Rossini, „L'Italiana in Algeri", und ein großes Ballet. Rossini ist jetzt der Lieblings-Componist der Italiener und mehrere seiner Opern, z. B. „Tancred", „Il Turco in Italia" so wie die obige sind fast in allen italienischen Städten mit ausgezeichnetem Beifall gegeben worden. Ich war daher froh, nachdem ich in Mailand und Venedig seine Compositionen schon so vielfältig hatte loben hören, endlich selbst etwas von ihm zu vernehmen. Diese Oper hat aber nicht ganz meine Erwartungen befriedigt; erstlich fehlt ihr, was aller anderen italienischen Musik fehlt, Reinheit des Styles, Charakteristik der Personen und vernünftige Berechnung der Länge und Kürze der Musik für die Scene. Diese unerläßlichen Eigenschaften für eine Oper, die man classisch nennen will, hatte ich übrigens gar nicht erwartet, weil man sie in einer italienischen Oper gar nicht vermißt. Man ist ja schon daran gewöhnt, dieselbe Person bald im tragischen, bald im komischen Style singen und von einer Bäuerin dieselben pompösen Gesang-Verzierungen zu hören, wie von einer Königin oder Heldin, bei der leidenschaftlichsten Situation eine der spielenden Personen allein viertelstundenlang singen zu hören, während die anderen im Hintergrunde spazieren gehen, oder, halb in den Coulissen, mit ihren Bekannten reden und scherzen. Wohl habe ich aber Eigenschaften erwartet, die Rossini's Arbeit vor der seiner Collegen auszeichnen würden, Neuheit der Ideen nämlich, Reinheit der Harmonie rc.; aber auch hiervon habe ich nicht viel gefunden. Was den Italienern in Rossini's Opern neu erscheint, ist es uns nicht, indem es größtentheils in Deutschland schon längst bekannte Ideen und Modulationen sind, z. B. der Vorhalt im Basse beim Anfang des beliebten Duettes im ersten Akte:
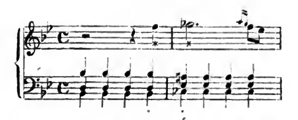


den mir die Musiker in Florenz als etwas ganz Neues, von Rossini Erfundenes vorrühmten. In Mailand, wo ich dasselbe Duett in einem Concerte hörte, hatte man es wahrscheinlich zu hart gefunden und den fünften und sechsten Takt so geändert:



Oder auch folgende Modulation im Finale des ersten Aktes:
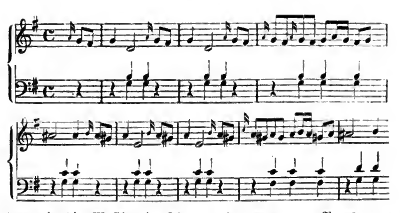


Reinheit der Harmonie sucht man bei ihm auch eben so vergebens, wie bei allen anderen neueren italienischen Componisten, und Quintenfolgen, wie diese, habe ich mehrere gehört:
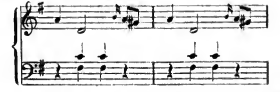


In Beobachtung des Rhythmus und in voller Benutzung des Orchesters zeichnet er sich aber vor seinen Landsleuten aus. Die Instrumentirung ist indessen im Vergleich mit der unserigen, von Mozart zuerst eingeführten, noch immer sehr mangelhaft und die Italiener kleben da immer noch zu sehr am Alten. Die Bratschen und Fagotte gehen fast durch die ganze Oper col Basso und die Clarinetten und Oboën im Unisono. Da in den meisten italienischen Orchestern bei sechs bis acht Contrabässen nur ein einziges, gewöhnlich nicht einmal vorzügliches Violoncell ist, so kennt man die seit Mozart übliche Benutzung der Violoncelle zu Mittelstimmen, die, gut angebracht, eine so herrliche Wirkung macht, hier noch gar nicht; auch weiß man aus den Blas-Instrumenten bei weitem den Effekt nicht zu ziehen, wie in Deutschland. Am meisten hat es mich aber gewundert, in diesen Opern zuweilen einen sehr holprichten Gesang zu hören, da ein fließender und für die Stimme dankbarer und gut berechneter Gesang die einzige lobenswerthe Eigenschaft der neueren italienischen Opern-Musik ist und für alle übrigen Schwächen und Fehler einigermaßen entschädigen muß. Die beiden folgenden Stellen sind mir am meisten aufgefallen, die erste in einer Arie der Prima Donna, die zweite im ersten Finale, wo sie mehrmals wiederkehrt.
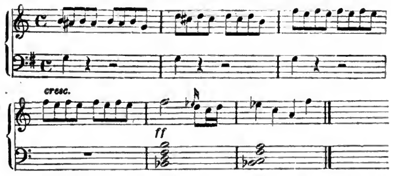




den mir die Musiker in Florenz als etwas ganz Neues, von Rossini Erfundenes vorrühmten. In Mailand, wo ich dasselbe Duett in einem Concerte hörte, hatte man es wahrscheinlich zu hart gefunden und den fünften und sechsten Takt so geändert:



Oder auch folgende Modulation im Finale des ersten Aktes:



Reinheit der Harmonie sucht man bei ihm auch eben so vergebens, wie bei allen anderen neueren italienischen Componisten, und Quintenfolgen, wie diese, habe ich mehrere gehört:

Theater; dafür aber ist sie schon eine recht gewandte Schauspielerin.

Das Ballet, welches jeden Abend zwischen den beiden Akten der Oper gegeben wird, ist das prächtigste von allen, welche ich bis jetzt sah. Es heißt, glaube ich, „Die Zerstörung des occidentalischen Reiches" und zeichnet sich dadurch vorzüglich aus, daß immer große Massen von Menschen in Thätigkeit sind und die kühnsten und überraschendsten Gruppen bilden. Es ist mit einer außerordentlichen Genauigkeit einstudirt und wird auch jeden Abend mit derselben Präcision gegeben. Zuletzt kommt ein Cavallerie-Gefecht vor, was indessen immer ein wenig steif und linkisch aussieht.

Den 8. November.

Gestern Abend fand unser Concert im Theater della Pergola statt. Der Großherzog, dem ich einen Brief von seinem Bruder Rudolph gebracht habe und der mich einigemale sehr gnädig bei sich empfangen hat, beehrte es in Gesellschaft seiner ganzen Familie mit seiner Gegenwart. Das zwar nur kleine, aber auserwählte Publikum war sehr animirt und ließ sich durch die Gegenwart des Großherzogs, der wie gewöhnlich mit einem Applaudissement empfangen wurde, nicht abhalten, auch mir seinen Beifall laut zu erkennen zu geben. Die Musik machte sich in dem großen sonoren Theater sehr gut; das Accompagnement war aber nicht das beste. — Heute sind eine Menge Aufforderungen an mich gelangt, in nächster Woche ein zweites Concert zu geben, von dem man mir einen besseren Erfolg verspricht. Ich will den Versuch wagen, obgleich der Großherzog, der morgen seinem Bruder Rainer bis Pisa entgegen reis't, nicht hier sein wird. Das gestrige Concert hat mir, das Geschenk vom Großherzog abgerechnet, nicht mehr als die Abendunkosten eingetragen, da diese wie immer bedeutend waren, der Eintrittspreis nur drei Paoli betrug und ich auch wieder nicht über eine einzige Loge disponiren

konnte. Ein sehr vortheilhafter Bericht über mein Concert ist heute Nachmittag in der Zeitung erschienen.

Den 12. November.

Da wir jetzt mehreremale die Gallerie besucht und alles darin Enthaltene mit Aufmerksamkeit betrachtet haben, so will ich auch einige Worte, nicht über die darin sich befindenden einzig herrlichen Kunstwerke, denn die sind schon oft und vortrefflich geschildert worden, sondern über den Eindruck niederschreiben, den dieselben auf mich gemacht haben. Zuerst muß ich die in Italien gar nicht gewöhnliche Humanität loben, mit der die Gallerie dem Publicum geöffnet ist. Man findet am Eingange in vier bis fünf Sprachen angeschlagen, daß es den Aufsehern der Gallerie bei Verlust ihres Amtes verboten ist, das geringste Geschenk anzunehmen. Ob sie dieses nun gleichwohl nicht allzu streng befolgen, so ist man doch vor aller zudringlichen Bettelei, von der man in Italien überall verfolgt wird, an diesem durch die Kunst geheiligten Orte völlig sicher und kann sich dem Genusse ruhig hingeben.

Ich habe mir zu meiner Nach-Erinnerung das Lokal aufgezeichnet und die Plätze bemerkt, wo die Kunstwerke stehen, die den größten Eindruck auf mich gemacht haben. Da ich mich nie weder eines Führers noch eines Buches bediene, um die Merkwürdigkeiten einer Stadt aufzufinden (ich mag mir nicht vorschreiben lassen, was ich bewundern soll, und mich nicht des Vergnügens berauben, die durch den Ruf mir bekannten Kunstwerke in einer Gallerie selbst aufzufinden), so ist es leicht möglich, daß ich mich in mancherlei geirrt habe. Am ersten Tage besah ich lange und aufmerksam die Kunstwerke, die in der Gallerie selbst befindlich sind, ehe die Zimmer, in welchen sich das Auserwählte befindet, geöffnet wurden. Ich bin noch jetzt darüber froh, da ich später, nachdem ich das Vollendetste der Kunst gesehen hatte, mich nie mehr bei den in der Gallerie aufgestellten Kunstwerken verweilen mochte. Eine Ausnahme hiervon macht die Gruppe des Laokoon,

die ich immer mit erneuetem Genuß gesehen habe. Als nun das Heiligthum der Kunst geöffnet wurde, erblickten wir zuerst die berühmte Mediceische Venus, deren vollendete, über alles reizende Formen durch einen hinter ihr hängenden großen rothsammetnen Vorhang noch mehr gehoben werden. Mit ihr in derselben Rotunde befindet sich das Höchste, was bis jetzt durch Meißel und Pinsel hervorgebracht ist, der Apoll von Belvedere *) und der Johannes, von Raphael. Es gewährt einen ganz eigenen Genuß, in diesen drei Kunstwerken das höchste Ideal menschlicher Schönheit bewundern zu können. Nach wiederholtem Betrachten und langem Schwanken hat bei mir aber doch der Johannes den Preis davon getragen. Etwas Reizenderes und zugleich Edleres wie die ganze Gestalt dieses Jünglings kann sich die lebhafteste Einbildungskraft nicht denken. Ein wenig hat zu dem Siege auch wohl der Umstand beigetragen, daß der Apoll sowohl wie die Venus in dreiviertel Lebensgröße sind, eine Proportion, die mir nicht ganz glücklich gewählt zu sein scheint, da den Figuren, so nahe an der wahren Größe, immer etwas zu fehlen scheint, was, wenn sie kleiner wären, nicht der Fall sein würde. Der Apoll hat doch eine, wohl ein wenig zu weibische Schönheit, was nicht von mir allein, sondern auch von meiner Frau und mehreren anderen Anwesenden bemerkt wurde. In diesem Zimmer befinden sich noch eine Menge anderer Meisterwerke, unter denen mir ein Kopf von Raphael, die Venus von Titian und eine Fechtergruppe in Marmor den meisten Genuß gewährt haben. Von den in den Seitenzimmern nach den Schulen geordneten Gemälden hat mir ein weiblicher Kopf von Carlo Dolce am meisten gefallen; doch kehrt man nach kurzem Verweilen immer wieder zu den Perlen der ganzen Sammlung zurück.

---

*) Es ist der Apollino. Diesen Irrthum hat Spohr selbst später berichtigt.

Auf der anderen Seite des Gebäudes befindet sich in zwei Zimmern die Sammlung der Bronzen, unter denen der berühmte auffliegende Merkur die meiste Bewunderung erregt. In einem anderen Saale ist eine Sammlung von Nioben, unter denen auch herrliche Kunstwerke sind. Außerdem sahen wir noch unzählige Portraits von berühmten Meistern, größtentheils von ihnen selbst gemalt.

Den 13. November.

Hinter der Residenz des Großherzogs befindet sich ein großer Garten, den man, ich weiß nicht warum, Boboli nennt. Er ist am Sonntage und Donnerstage für Jedermann offen. Am vorigen Sonntage, wo wir ihn zum zweitenmale besuchten, hörten wir nachher in der Hof-Kapelle die Messe. Der Großherzog, der eine Sammlung von drei- bis vierhundert Messen von den berühmtesten Meistern aller Zeiten besitzt, hatte diesmal eine von Michael Haydn zur Aufführung gegeben; sie wurde ziemlich genau executirt, doch war man genöthigt, ein sehr einfaches Solo für Tenor-Posaune auf der Bratsche zu spielen. Die Musiker fragten mich nachher, ob wir in Deutschland Posaunisten hätten, die solche Soli vortragen könnten!

Auf dem Rückwege machte uns unser Lohnbedienter auf den in bedeutender Höhe geführten bedeckten Gang aufmerksam, der von der Residenz durch mehrere Straßen bis an das Wasser, dann über eine der Arno-Brücken quer über den Fluß und noch durch einige Straßen bis zum Regierungs-Gebäude führt, in welchem sich auch die Gallerie befindet. Der Großherzog bedient sich dieses wenigstens eine Viertelstunde langen Ganges, um trockenen Fußes die Geheimeraths-Versammlungen zu besuchen.

Den 15. November.

Unser gestriges Concert war nicht besuchter, als das erste und hat uns folglich nichts eingetragen. Ich habe mich nun überzeugt, daß für einen Instrumentalisten auch unter den günstigsten

Umständen, wenigstens in Florenz, nichts zu gewinnen ist, und zwar 1) weil die Italiener die Instrumental-Musik zu wenig achten und lieben und 2) der Eintrittspreis im Verhältniß mit den bedeutenden Unkosten viel zu gering ist. Als etwas Merkwürdiges muß ich mir notiren, daß ein Theil des Orchesters, namentlich alle Geiger, keine Bezahlung genommen haben, was von Leuten, die von ihrem täglichen Gewinne leben müssen, und besonders von Italienern, die sich Alles, wo möglich dreidoppelt, bezahlen lassen, allerdings zu verwunderen ist. Uebrigens wurde mein Spiel gestern mit noch größerem Beifalle aufgenommen, als das erstemal. Madame Georgi sang die beliebte in ganz Italien nachgesungene Cavatine aus „Tankred" von Rossini mit folgendem Thema sehr vorzüglich:



Zu tadeln war wieder, daß sie das Thema bei seiner Wiederkehr so verzierte, daß vom ursprünglichen Gesange nichts zu erkennen war. Herr Sbigoli, erster Tenorist am Theater della Pergola, der auch schon im ersten Concerte mitgewirkt hatte, sang wieder zwei Arien mit guter Schule und vieler Anstrengung, aber wenig Stimme. Er ließ sich ebenfalls, wie die Sänger in Venedig und Mailand, die in meinen Concerten gesungen haben, bezahlen, begnügte sich aber mit der sehr mäßigen Summe von einem Carolin für jedes Concert.

Wir machten heute Nachmittag noch zu guterletzt eine Wanderung an die Porta Romana, um dort das durch seine Entstehung merkwürdige Fresco-Gemälde zu sehen, welches sich an einem kleinen, unansehnlichen Hause befindet. Man erzählt davon Folgendes: Die Medicis hatten die berühmtesten Maler der damaligen Zeit aus Rom verschrieben, um die Kapelle, glaube ich, al fresco malen zu lassen. Die Florentiner Maler erfuhren dies erst den Tag vor der Ankunft der Fremden, und eifersüchtig über

den Vorzug, den jene erhielten, beschlossen sie, ihnen wenigstens zu zeigen, daß sie eben so tüchtig zu der Arbeit gewesen wären, wozu jene berufen waren. Sie vereinigten sich daher und malten in einer einzigen Nacht beim Scheine der Lichter dieses große Fresco-Gemälde, wovon jetzt zwar nur noch wenige Spuren da sind, die aber doch hinlänglich die Vortrefflichkeit der Arbeit bezeugen können. Da das Haus, in welchem sich dieses Gemälde befindet, so gelegen ist, daß es durchaus den ersten Blick des zum Thore Hereinkommenden auf sich ziehen muß, so bemerkten die fremden Maler auch sogleich das vor wenigen Stunden erst fertig gewordene Kunstwerk, und da damals die Bescheidenheit unter den Künstlern noch nicht so selten war wie heutigen Tages, so kehrten sie auf der Stelle wieder um und ließen den Medicis sagen: sie begriffen nicht, warum man sie verschrieben habe, da es in Florenz Künstler gebe, die in einer einzigen Nacht ein so vorzügliches Kunstwerk zu Stande bringen könnten, wie sie gesehen hätten. Man übertrug nun natürlicherweise die Arbeit den Florentinern.

Wir haben unsere Abreise auf morgen festgesetzt. Einiges Merkwürdige, wie z. B. das Grab der Medicis, welches wir noch nicht sehen konnten, müssen wir bis zu unserer Zurückkunft verschieben.

Rom, den 22. November.
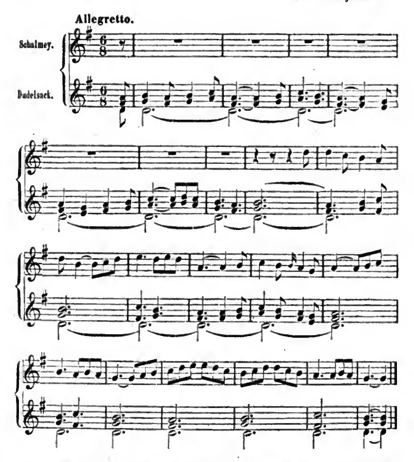
Gestern Abend sind wir endlich nach einer langen und unangenehmen Reise in der ehemaligen Hauptstadt der Welt angekommen. Unangenehm war die Reise 1) durch die Langsamkeit unseres Vetturino, der außer uns, die wir das Innere seines Wagens für zwölf Louisd'or inclusive Nachtlager und Abendessen gemiethet hatten, noch in dem sogenannten Cabriolet drei andere Reisende aufgeladen hatte, folglich nur Schritt fahren konnte; 2) durch die rauhe Witterung und die für Italien bedeutende Kälte, gegen die man in den Nachtquartieren so wenig

Schutz findet, weil Fenster und Thüren immer handbreit offen stehen, die Fußböden von Stein und die gewöhnlich sehr hohen Zimmer durch ein Kaminfeuer nicht zu erwärmen sind; 3) durch die Aermlichkeit und Unsauberkeit dieser Nachtquartiere selbst und 4) durch die uninteressanten und öden Gegenden, durch welche die Straße führt. Man hat die Wahl zwischen zwei Wegen. Der eine längere, aber interessantere, über Perugia hat sieben, der kürzere über Siena sechs Tagereisen. Wir haben den letzteren gemacht. Bis Siena ist er nicht ohne Interesse, auch ist es eine reinliche und hübsche Stadt, die überdies den Ruf hat, daß man dort das reinste Italienisch spricht. Von da an führt der Weg aber durch lauter öde Gegenden. Man sieht weder Häuser noch Bäume, nur dann und wann die traurigen Denkmale römischer Justiz, das sind: lange Pfähle mit daran hängenden Armen und Beinen von Räubern und Mördern. Wie in einem Lande, wo der Boden ungedüngt zwei Ernten gibt, die eine von Korn, die andere von türkischem Weizen, die Menschen durch Hungersnoth zu Räubereien gezwungen werden können, ist unbegreiflich; und doch ist dem so. So lange Ueberfluß an Getreide ist, sind alle Straßen sicher, sobald der Hunger wüthet, hilft die strengste Mannszucht nichts. Unter französischer Regierung war es bei Galeerenstrafe verboten, ein Messer bei sich zu tragen; zog Jemand bei einem Streite wider seinen Gegner ein Messer, so wurde er als Mörder betrachtet und ohne Gnade aufgehängt. Durch solche Maßregeln wurde die öffentliche Sicherheit bald hergestellt und lange Zeit hörte man nichts von Mordthaten. Jetzt, wo zwar jene Verbote noch fortdauern, über ihre Befolgung aber nicht streng gewacht wird, fängt die Unsicherheit schon wieder an; selbst in den einsamen Straßen der Stadt darf man es nicht wagen, allein zu gehen.

Ehe wir in ein Wirthshaus fahren durften, mußten wir auf die Douane, wo unsere Koffer und übrigen Gepäcke auf das Genaueste visitirt wurden. Für meine Violine, obgleich sie alt und

zu meinem eigenen Gebrauche ist, mußte ich eine Abgabe von sieben Paoli zahlen.

Den 5. Dezember.



Dies ist die erste Musik, die wir in Rom gehört haben und seitdem so oft wieder hörten, daß ich sie leicht habe aufschreiben können. In der Zeit des Advents, wo alle öffentliche Musik verboten ist, die Theater geschlossen werden und eine wahre Todtenstille herrscht, kommen ganze Züge von Dudelsack-Virtuosen aus dem Neapolitanischen, spielen erst vor allen Heiligenbildern und

sammeln sich dann in den Häusern und auf den Straßen einen Zehrpfennig. Gewöhnlich sind sie zu zweien, wovon der eine den Dudelsack und der andere die Schalmei spielt. Die Musik ist bis auf einige unbedeutende Abweichungen von allen dieselbe und es soll ihr eine uralte heilige Melodie zu Grunde liegen. So wie sie jetzt von den Leuten ausgeführt wird, klingt sie ziemlich profan. In einer gewissen Entfernung angehört, macht sie sich indessen doch nicht übel; die Partie des Dudelsackes gibt ungefähr den Effekt, als wenn drei Clarinetten geblasen werden, die der Schalmei klingt wie eine etwas derbe Oboë. Auffallend ist die reine Stimmung sowohl des Dudelsackes an sich, wie auch zu der Schalmei. Wo man jetzt auch geht, in welcher Gegend der Stadt es auch sei, hört man die obige Musik.

Am vorigen Sonntag führte mich der Prinz Friedrich von Gotha in die berühmte Sixtini'sche Kapelle, wo ich zum erstenmale den Papst, umgeben von allen Cardinälen, im höchsten kirchlichen Prunke sah und seinen berühmten Sängerchor hörte. Bin ich anders organisirt wie andere Reisende, oder sind durch Reisebeschreibungen meine Erwartungen immer zu hoch gespannt, mich hat weder die Musik, noch das Lokal, noch die kirchliche Ceremonie erfreut und ergriffen. Der Sängerchor bestand etwa aus dreißig Personen, die sich ziemlich derb und ungeschlacht zu vernehmen gaben. Die Soprane, größtentheils schon ziemlich alte Männer, sangen recht oft falsch, überhaupt war die Intonation nichts weniger als rein. Den Anfang machten uralte zweistimmige Melodien, die von den Sängern mehr deklamatorisch herausgestoßen als gesungen wurden. Hierauf folgten dann vierstimmige, im gebundenen Style geschriebene und mit kanonischen Eintritten versehene Sachen, deren Compositionen mir sehr würdevoll, im ächten alten Kirchenstyle und für das Lokal wohl berechnet schienen. Die Ausführung war zwar richtig, aber wie gesagt zu derb und nicht besser, als man sie von unseren meisten deutschen Sing-Chören in ähnlicher Weise hören könnte. Es wechselten drei-

und vierstimmige Soli mit den Chören ab; einigemal hörte man auch das, durch nach und nach eintretende Stimmen bewirkte crescendo und das auf die entgegengesetzte Art hervorgebrachte diminuendo, welches bei dem berühmten Miserere am Charfreitag eine so hinreißende Wirkung hervorbringen soll. Auch heute war es nicht ohne Wirkung; man kann dies aber ebenfalls von jedem gut eingesungenen Chor mit gleichem Erfolge hören. Das Lokal ist allerdings für einfachen, langsamen Kirchengesang äußerst vortheilhaft, indem es dort sehr schallt und die Stimmen recht in einander fließen; ich kenne aber in Deutschland mehrere Kirchen, z. B. die Schloß-Kapelle in Würzburg und die katholische Kirche in Dresden, wo die Musik noch besser klingt. Auch habe ich mich von neuem überzeugt, daß Vokal- und Instrumental-Musik vereint auch in der Kirche weit effektvoller ist, als reine Vokal-Musik, die immer etwas monoton bleibt und wegen ihrer beschränkten Grenzen ermüdend wird. In der päpstlichen Kapelle ist aber nie Instrumental-Musik, als der kirchlichen Etiquette zuwider. Was endlich die Ceremonien betrifft, die, den Berichten der Reise-Beschreibungen nach, am Charfreitage so herzerhebend und den Effekt der Musik unendlich verstärkend sein sollen, so war dies am Sonntag durchaus nicht der Fall; im Gegentheil fiel manches vor, was einem unbefangenen Zuschauer lächerlich vorkommen mußte, z. B. das wie auf ein Kommandowort oft wiederholte Abnehmen der kleinen rothen Käppchen der Cardinäle, die täppische Ungeschicklichkeit von mehreren ihrer Diener beim Nachtragen der langen violetten Schleppen und beim Zureichen und Wiederabnehmen der Käppchen u. dgl. m. Auch hat es mich jedesmal empört, wenn ich sah, daß die Messe lesenden Geistlichen und der Prediger, ehe er die Kanzel bestieg, sich vor dem Papste niederwarfen und ihm den rothen Pantoffel küßten, wo jedesmal vorher zwei Diener, auf ein Knie niedergelassen, ihm den großen Mantel auseinanderbreiteten und den Priesterrock aufhoben, so daß er den Fuß zum Kusse aufheben konnte. Auch reichte ihm

keiner seiner Diener irgend etwas, z. B. das Schnupftuch, ohne vorher niederzuknien. Heißt das nicht die Menschheit entwürdigen!

Das berühmte jüngste Gericht von Michel Angelo und alle übrigen Fresko-Gemälde, womit die Kapelle ausgeschmückt ist, haben schon sehr gelitten und sind vom Rauche geschwärzt worden. Doch sieht man von ersterem, welches die ganze Wand hinter dem Altar einnimmt, noch immer genug, um die ungeheuere Composition und den Meisterpinsel des Künstlers in der Ausführung bewundern zu können.

Nach der Messe wurde vom Papste im Gefolge aller Cardinäle das Sakrament in die Paulinen-Kapelle gebracht, welche, von unzähligen Lichtern erleuchtet, auf den ersten Blick einen imposanten Eindruck machte. Da wir früher dort waren, so hörten wir den Gesang des Sänger-Chores, der dem Zuge voran ging, nach und nach immer näher kommen, was ein schönes crescendo bildete. Ein stilles Gebet, wobei Alles auf den Knieen lag, beschloß hier die Ceremonie.

Es existiren in Rom zwei Privat-Musiken. Die eine, eine Art von Sing-Akademie, findet jeden Donnerstag im Hause ihres Stifters, des Gesang- und Clavier-Lehrers Sirletti, statt. Es versammeln sich bei ihm etwa dreißig bis fünfunddreißig Sänger, größtentheils Dilettanten, unter denen einige sehr schöne Stimmen sind, wie z. B. die von Madame Vera (geb. Häser) und von Signore Moncade, Tenorist. Wir waren bis jetzt zweimal dort. Am ersten Tage gab man uns Deutschen zu Ehren Mozart's Requiem, und zwar recht kräftig und rein; besonders gut wurden alle Soli und das Quartett gesungen. Madame Vera mit ihrem herrlichen, sonoren Organ, mit ihrer festen Intonation und ihrem schönen Tragen der Stimme, sang ihre Partie ganz untadelhaft. Besonders rein und gut wurde auch die große, sehr schwierige Fuge gesungen. Das einzige Störende bei dieser Aufführung, die mir außerdem großen Genuß gewährt haben würde, war Herrn Sirletti's Clavier-Accompagnement aus der Partitur. Ich

hätte es wohl nicht besser erwarten sollen; denn wo wollte ein italienischer Gesang- und Clavier-Meister die Harmonie-Kenntniß hernehmen, um eine Mozart'sche Partitur übersehen und richtig spielen zu können? Da man mir aber im voraus seine tiefen (!) Kenntnisse der Harmonie gerühmt hatte, so erwartete ich es doch etwas besser. Er griff mitunter so barbarische Harmonien, daß Mozart, wenn er sie gehört hätte, sich noch im Grabe umgewendet haben würde. Nach dem Requiem sang man ein mir unbekanntes Stück von Händel und zum Schlusse das Halleluja; letzteres besonders kräftig und rein.

Am vorigen Donnerstag wurden zwei- und dreistimmige Psalmen von Marcello gesungen. Diese Psalmen, welche die Italiener als classische Meisterwerke betrachten, von denen vor einigen Jahren eine Pracht-Ausgabe mit langen Commentaren über die Schönheiten jedes einzelnen Psalms herausgekommen ist, haben mir zwar recht gut gefallen, so etwas Ausgezeichnetes fand ich aber nicht daran; ich bin im Gegentheil überzeugt, ob ich gleich die deutschen Werke dieser Gattung nicht sehr kenne, daß wir Compositionen der Art von Bach und Anderen besitzen, die diesen bei weitem vorzuziehen sind. Sie scheinen mir besonders in der Form vernachlässigt, entfernen sich oft lange von der Haupt-Tonart und schließen sogleich nach der Wiederkehr in die Tonika sehr unbefriedigend. Die dreistimmigen fangen gewöhnlich mit Sopran und Tenor an, und bei der Wiederholung tritt dann erst der Baß ein; diese dritte Stimme war aber nie wesentlich und klang immer wie ein Orchester-Grundbaß; doch waren einige darunter, wo die Stimmen canonisch geführt sind, und diese zeichneten sich auch sehr aus. Im Ganzen war aber die Stimmführung und Modulation sehr monoton und dieselben Eintritte und Vorhalte kehrten in allen wieder. Auch bei diesen Psalmen war das Accompagnement von Herrn Sirletti wieder sehr störend, und besonders unangenehm fiel mir eine unreine Vollgriffigkeit auf, die bei diesen einfachen, dreistimmigen Sachen

doppelt am unrechten Platze war. Dabei hat er, wie alle Italiener, die ich bisher accompagniren hörte, die verwünschte Mode, die Baßnoten in der rechten Hand zu verdoppeln, was bei einigen Accorden, z. B. $^6/_5$=Accord, auf dem Leittone völlig unerträglich klingt. Daß auf diese Art bei dem Auflösen überdies Oktaven entstehen müssen, scheint die Herren nicht sehr zu kümmern und ihre Ohren nicht zu beleidigen. Unangenehm fiel es mir auch auf, daß einige anwesende Deutsche sich so entzückt stellten; wozu sollen diese Grimassen? Die Italiener könnten wahrhaftig glauben, wir hätten in Deutschland so etwas Gutes noch nicht gehört. Wann werden doch die Deutschen einmal aufhören, die blinden Bewunderer und Affen der Fremden zu sein!

Die zweite Privat=Musik findet jeden Montag bei Signor Ruffini, Besitzer der großen Darmsaiten=Fabrik, statt. Es werden da Opern vor einem Auditorium von 200—250 Personen ebenfalls von Dilettanten als Concert aufgeführt. Die Sänger stehen auf einer kleinen Erhöhung, das aus vier Violinen, Viola, Violoncell, Contrabaß, zwei Clarinetten, zwei Hörnern und einem Fagott bestehende Orchester ist rund herum auf ebenem Boden placirt. Am vergangenen Montag, wo der Prinz Friedrich uns dort einführte, wurde eine alte Opera buffa von Paisiello gegeben. Die Wahl war für eine Concert=Musik eben nicht die beste. Eine komische Opern=Musik kann nur in der Scene, mit der dazu gehörigen Handlung verbunden, den beabsichtigten Effekt machen; diese schien mir aber auch noch außerdem ziemlich gehaltlos und fade. Die Ausführung war von Seiten der Sänger und des Orchesters gleich schlecht, nur Herr Moncade mit seiner schönen Tenorstimme zeichnete sich aus. Zwischen beiden Akten blies ein Dilettant das erste Allegro eines Clarinett=Concertes mit vieler Fertigkeit und ziemlich gutem Ton, aber höchst geschmacklosem Vortrage. Er bestätigte von neuem die schon früher von mir gemachte Bemerkung, daß die italienischen Virtuosen und Dilettanten ihr ganzes Bestreben dahin gerichtet sein lassen, sich

mechanische Fertigkeit zu erwerben, daß sie sich aber in Hinsicht eines geschmackvollen Vortrages sehr wenig nach den guten Mustern bilden, die ihnen ihre besseren Sänger sein könnten, während unsere deutschen Instrumentalisten gewöhnlich einen sehr gebildeten und gefühlvollen Vortrag besitzen, den sie ohne jene Vorbilder aus sich selbst schöpfen müssen.

Den 7. December.

Da sich uns in Rom eben so wenig wie in den anderen italienischen Städten große Musik-Kunstgenüsse darbieten (sogar hier im Augenblick noch weniger, weil alle Theater geschlossen sind), so müssen wir uns auch, gleich allen anderen Reisenden, an die Erzeugnisse der Baukunst, Malerei und Bildnerei aus der früheren blühenden Zeit italienischer Kunst halten. Von diesen gibt es nun freilich hier einen Reichthum wie in keiner anderen Stadt der Welt. Wohin man geht, in den Straßen, auf den Plätzen, in den Palästen, Kirchen und Gärten, allenthalben sieht man Säulen, Obelisken, Statuen, Basreliefs und Gemälde. Zuerst durchwanderten wir die Straßen, um die Ueberbleibsel altrömischer Baukunst kennen zu lernen. Das ehrwürdige Pantheon, das Forum Romanum mit seinen Triumphbögen und Säulen, und besonders das Colosseum haben uns mit Erstaunen, Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt. Dann bestiegen wir das Capitol, sahen den Tarpejischen Felsen und tausend andere durch die Römische Geschichte interessant gewordene Plätze und Gegenstände.

Am folgenden Tage kamen wir zu des unsterblichen Michel Angelo Meisterwerke, der Peterskirche. Mehrere Reisende, deren Erwartungen von diesem Riesengebäude bei eigener Ansicht nicht befriedigt worden waren, hatten die meinige sehr herabgestimmt, und daher kam es vielleicht, daß es auf mich einen gewaltigen Eindruck machte. Schon der Vorplatz mit den im Halbzirkel geführten Säulengängen, dem Obelisken und den zwei colossalen Springbrunnen imponirt gewaltig. Betritt man dann aber das Innere der Kirche, so wird man von Erstaunen und Be-

wunderung über die Pracht der Ausschmückung hingerissen. Ohne überladen zu sein, enthält sie einen Reichthum von Mosaik-Gemälden, Statuen und Basreliefs, daß man wochenlang zu thun hat, um alle einzelnen Kunstwerke zu sehen. Da alle diese Sachen im schönsten Verhältnisse zu einander stehen und colossal wie der ganze Bau sind, so täuscht man sich im ersten Augenblicke gewaltig über die Größe der Kirche. Betrachtet man dann aber die einzelnen Gegenstände genauer und findet z. B., daß die Engelchen, die das Weihwasser-Becken halten, in der Nähe gesehen größer sind, als der längste preußische Grenadier, so findet man die Angaben der Baukünstler, die sie ausgemessen haben, glaublicher, nach welchen z. B. der Straßburger Münster recht bequem in der Kuppel stehen könnte, ohne mit der Spitze des Thurmes höher, als in die Laterne zu reichen. Indessen muß man doch das Innere der Kuppel selbst ersteigen, um sich von der Richtigkeit der anderen Angaben zu überzeugen, daß z. B. die Feder des h. Petrus acht Fuß lang sei, daß vier Menschen bequem neben einander auf dem Gesimse herumgehen können u. dgl. m.

Aus der Kirche gingen wir ins Vatikanische Museum. Der Reichthum der darin befindlichen Kunstschätze und Alterthümer und die Größe und Pracht des Lokales übersteigt alle, auch die gespanntesten Erwartungen. Zuerst betritt man eine lange Gallerie, in welcher auf beiden Seiten in die Mauer altrömische Inschriften und Gedenksteine eingesetzt sind, welche wenig Interesse für uns hatten. Dann kamen wir in eine zweite Gallerie, in welcher sich eine unzählige Menge von Statuen, Köpfen und Bruchstücken befinden. Nun betraten wir das berühmte Belvedere, wo rings um einen runden, offenen Hof, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befindet, eine Menge von Nischen, Zimmern und Sälen mit das Kostbarste enthalten, was die alte und neue Kunst hervorgebracht hat. Zuerst sahen wir in einer der Nischen den berühmten Apoll von Belvedere, dessen Gestalt noch

immer als das höchste Ideal einer kräftigen, männlichen Schönheit betrachtet wird. Durch einen Irrthum, der mir wohl zu verzeihen ist, da ich, wie schon gesagt, mich nie eines Führers noch Buches bediene, hatte ich in der Gallerie zu Florenz jene etwas zu weibische Figur für den allgemein bewunderten Apoll von Belvedere genommen. Jene Statue, die auch von ausgezeichneter Kunstschönheit ist, wird, wie ich nun belehrt worden bin, der Apollino genannt. In einer zweiten Nische sahen wir die berühmte Gruppe von Laokoon und seinen Söhnen, in einer dritten drei Meisterwerke von Canova: einen Perseus und zwei römische Fechter. Der Perseus ist eine wunderschöne Figur, aber augenscheinlich dem Apoll nachgebildet; denn der Kopf so wie die Haltung des Körpers und des Mantels gleichen jenem auffallend. Der eine der Kämpfer soll mehr einem englischen Boxer, als einem römischen Fechter ähnlich sehen; so urtheilen wenigstens die Schüler und Anhänger Thorwaldsen's, welche überhaupt Canova die allerdings tadelnswerthe Eitelkeit nicht verzeihen können, daß er seine Werke, als die einzigen modernen, in ein Museum von Antiken aufgestellt hat. Urtheilt man aber ohne persönliche Rücksichten, so muß man eingestehen, daß er, besonders im Perseus, ein herrliches Kunstwerk geschaffen hat, und daß es hunderte von Antiken im Museum gibt, die diesem an Kunstschönheit nicht gleichkommen.

In einem der Zimmer findet man eine Menge Thiere, einzeln und in Gruppen, von Marmor und anderen noch kostbarern und seltenern Steinarten von der vollendetsten Arbeit. Ich wüßte unter all' dem Vortrefflichen nichts Einzelnes herauszuheben, ohne dem Uebrigen zu nahe zu treten. In anderen Zimmern gibt es Vasen von ungeheurer Größe, aus ägyptischem Granit und Porphyr, Schalen, Brunnen und Sarkophage mit Basreliefs, Arabesken und anderen Verzierungen, sowie Statuen in allen Größen. Ein zweirädriger römischer Wagen, wie sie bei Wettrennen gebräuchlich waren, mit zwei unvergleichlich schönen Pferden, hat uns besonders gefallen. Die Pracht der Säle, Ro-

tunden, Zimmer und Treppen geht über Alles, was wir bis jetzt sahen. Der Fußboden besteht fast nur aus antiker Mosaik und die Decken sind mit den herrlichsten Fresko-Gemälden geziert.

Aus dem Belvedere führen zwei prächtige Treppen eine Etage höher wieder in eine lange Gallerie. Dann betritt man die Zimmer, in welchen die nach Raphael'schen Zeichnungen gewirkten Tapeten aufgehängt sind. Auf diesen soll nun freilich nicht blos das Colorit schlecht sein, wie gewöhnlich auf Tapeten, sondern auch die Zeichnung verfehlt, so daß sie von den Kunstkennern wenig geschätzt werden. Aus der Composition und ganzen Anordnung leuchtet indessen doch Raphael's Geist hervor.

Nun kommen die berühmten Stanzen von Raphael, die von Malern und Kunstkennern für das Kostbarste und Schönste nicht blos in Rom, sondern in der ganzen Welt gehalten werden. Eins dieser Zimmer hat er ganz allein vollendet; in den anderen rühren nur einzelne Figuren von ihm selbst her; das Uebrige haben seine Schüler und Freunde nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht gemalt. Die Gemälde sind weit besser erhalten, als z. B. die in der Sixtinischen Kapelle und können bei der Sorgfalt, mit der man sie jetzt bewahrt, noch Jahrhunderte lang die Bewunderung der Kenner auf sich ziehen. Es ist indessen doch ein betrübender Gedanke, daß beinahe das Vollendetste, was der Raphael'sche Geist und Pinsel geschaffen hat, hier auf der Wand klebt und mit dem Ruin der Mauer zu Grunde gehen muß. Es ist daher zu loben, daß diese Gemälde so häufig kopirt und in Kupfer gestochen werden, damit doch etwas übrig bleibt, wenn das Original einmal ganz vernichtet ist. Doch darf dies nicht auf eine Art geschehen, wie zur Zeit der französischen Regierung von den jungen Pariser Akademikern, die ihr Papier, um die Contouren durchzuzeichnen, mit Wachs auf die Wand geklebt oder gar aufgenagelt haben, wodurch besonders von der einen Wand eine Menge Kalk abgesprungen ist. Jetzt sind eiserne Barrièren gezogen, so daß man sich den Wänden nicht mehr nahen kann.

Der Ausgang aus diesen Zimmern führt in die Raphael'schen Logen, unter welchen man freie Säulen- und Bogen-Gänge am Aeußeren des Gebäudes versteht. Der vom Meister selbst dekorirte ist jetzt mit Glasfenstern verschlossen, um ihn gegen die zerstörenden Einwirkungen der Witterung zu schützen, die übrigen aber sind offen. In der Raphael'schen Loge sind auch nur vier kleine Gemälde von ihm selbst; alles Uebrige ist nach seinen Zeichnungen von Anderen gemalt. Am Ende der Gallerie steht in einer Nische Raphael's Büste, die aber nicht ganz ähnlich sein soll.

Den 9. December.

Bei einem zweiten Besuche, den wir gestern dem Museum machten, sahen wir auch das Zimmer, in welchem sich die berühmten Oelgemälde von Raphael befinden. Das vorzüglichste davon ist wohl ohne Zweifel die Transfiguration, über die schon so viel geschrieben und gestritten ist. Die Kunstkenner sind nicht einig unter sich, ob sie die Composition eine gelungene oder verfehlte nennen sollen. Einige behaupten, sie bestehe aus zwei abgesonderten Gruppen, die gar nicht zusammen paßten, andere dagegen sagen, Alles sei im schönsten Einverständniß. Wir überließen uns dem Genuß, ohne uns um den Streit der Aesthetiker, der von ein paar Anwesenden erneuert wurde, zu bekümmeren. Es ist höchst interessant, hier drei Raphael'sche Gemälde aus verschiedenen Zeiten bei einander zu sehen. Das älteste, aus seiner Jugendzeit, hängt neben einem Gemälde seines Lehrers Perugino und ist auch ganz in dessen Manier mit den harten Umrissen und der ängstlichen, fast symmetrischen Gruppirung gemalt. Das aus der mittleren Zeit (eine Madonna mit dem Kinde und einige andere Figuren, der Dresdener in der Gruppirung sehr ähnlich) zeigt schon den eigenen Geist, der sich von den Formen des Lehrers losgemacht hat. Im dritten, der „Transfiguration", seinem letzten bedeutenden Werke, bewundern wir den zur Vollendung gereiften Künstler.

Den 12. December.

Da wir ein paar Zimmer bewohnen, die gar nicht geheizt werden können, so haben wir in den letzten acht Tagen, wo beständig die Tramontana (Nordwind) wehete, ziemlich viel von der Kälte gelitten, obgleich es in Rom nur einigemale gereist, bis jetzt aber noch nicht Eis gefroren und eben so wenig geschneiet hat. Heute früh beim Aufstehen fanden wir aber, daß unsere Fenster außerhalb geschwitzt hatten, und beim Oeffnen derselben quoll uns eine laue, feuchte Luft entgegen; die Windfahnen belehrten uns, daß der Sirocco (Südwind) wehe. Nun umwölkte es sich aber auch bald und heute Nachmittag regnet es bereits. Die Tramontana hingegen bringt gewöhnlich das hellste, beständigste Wetter. Da Rom sehr feucht und schmutzig ist, so sehnt man sich bald nach diesem zurück und erträgt lieber ein wenig Kälte, als die ungesunde Feuchtigkeit. Sie soll besonders im Frühjahre, wenn es anfängt warm zu werden, völlig unerträglich sein und gefährliche Fieber erzeugen, besonders jenseits der Tiber, in der Gegend des Vatikans, wo schon mancher Fremde, der diese Gegend der Stadt wegen Wohlfeilheit der Quartiere bewohnte, sein Grab gefunden hat. Ueberhaupt soll Rom in den heißen Monaten sehr ungesund sein wegen der die Luft verpestenden Ausdünstungen der Gestorbenen, die man hier nach alter Sitte in den Gewölben der Kirche beisetzt. So oft nun ein solches Gewölbe geöffnet wird, was fast jeden Tag einmal geschieht, dringt ein Gestank heraus, dem die Lebenden im Inneren ihrer Paläste nicht einmal entfliehen können. Zur Zeit der französischen Herrschaft wurden die Todten außerhalb der Stadt begraben, kaum kehrte aber die päpstliche Regierung zurück, so hörte diese wohlthätige Einrichtung wieder auf. Jetzt werden die Gestorbenen oft schon acht bis zehn Stunden nach ihrem Verscheiden (denn länger als vierundzwanzig Stunden darf ein Todter hier nicht unbegraben bleiben) auf eine Bahre gelegt, mit unbedecktem Kopfe, Brust und Füßen am Tage über die Straße in die Kirche

getragen, dort vor dem Altare niedergesetzt und für sie, wenn nämlich die Hinterlassenschaft dazu hinreicht, eine Todtenmesse gelesen, und dann werden sie ohne Sarg durch eine über den Gewölben befindliche Oeffnung hineingestürzt. Daß auf diese Art mancher Scheintodte mitbegraben werden muß, läßt sich leicht denken. Wirklich hat sich vor einigen Jahren ein solcher Fall ereignet. Ein armer Mann, den man wenige Stunden nach seinem scheinbaren Ableben ins Gewölbe hinabstürzte, erwachte von dem Falle und verlebte unter halb verwes'ten Leichen zwei schreckliche Tage. Dann wurde glücklicherweise der Haupt-Eingang zum Gewölbe geöffnet, um dieses auszuräumen, und der arme Teufel war gerettet und lebt in diesem Augenblicke noch.

In keiner Stadt der Welt, glaube ich, gibt es einen grelleren Abstich zwischen der luxuriösesten Pracht und dem hülflosesten Elend, als hier. Auf den Marmortreppen der Paläste, unter den Statuen, für die Tausende bezahlt sind, an den Altären der Kirchen, die mit goldenen Zierrathen und Geräthen überladen sind, überall sieht man halbverhungerte Bettler liegen, die nach Brod winseln und an Kohlstrünken oder Citronenschalen nagen, die sie aus dem Kehricht aufgesucht haben. Anfangs hielt ich dies für einen Kunstgriff, um die Fremden zum Mitleid zu bewegen; später habe ich mich aber überzeugt, daß viele Arme sich tagelang mit solcher schrecklichen Kost erhalten müssen, wenn sie nicht Hungers sterben wollen. Die Römer, von Jugend auf an den Anblick dieses Elends gewöhnt, geben höchst selten ein Almosen (allenfalls in die Bettelbüchse eines wohlgenährten Mönches, der für sein Kloster einsammelt), und die Fremden werden auch bald hartherzig, wenn sie sehen, daß sie, sobald sie *einem* Armen etwas geben, sogleich von *zwanzig anderen* bestürmt werden. Zwar gibt es manche darunter, die nur aus Faulheit betteln, aber auch viele, die wirklich ganz untüchtig zum Erwerbe sind. Auch in diesem Stücke lobe ich mir mein deutsches Vaterland, wo jeder Arme doch wenigstens Kartoffeln und Brot hat und der Fall,
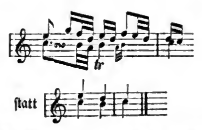
daß ein solcher mitten unter seinen reichen Mitmenschen vor Hunger umgekommen wäre, unerhört ist.

Den 19. December.

Gestern Abend fand unser Concert statt. Da man mir die Erlaubniß verweigerte, in der Zeit des Advents ein öffentliches Concert im Theater zu geben, so war ich genöthigt, dasselbe in einem Privathause ohne öffentliche Ankündigung zu veranstalten. Der Prinz Piombino bewilligte mir dazu einen Saal im Palast Ruspoli und der Graf Apponyi, österreichischer Gesandter, verschaffte mir eine bedeutende Anzahl Subscribenten, so daß dies das erste Concert in Italien war, welches mir einen ziemlich bedeutenden Gewinn gebracht hat. Der Eintrittspreis war ein Piaster (beinahe ein Laubthaler), das Orchester aus den besten Musikern Roms zusammengesetzt, war demungeachtet das schlechteste von allen, die mir bis jetzt in Italien accompagnirt haben. Die Unwissenheit, Geschmacklosigkeit und dummdreiste Arroganz dieser Menschen geht über alle Beschreibung. Nüancen von piano und forte kennen sie gar nicht; das möchte noch hingehen, aber jeder Einzelne macht Verzierungen, wie's ihm einfällt, Doppelschläge fast auf jeden Ton, so daß ihr Ensemble mehr dem Lärm gleicht, wenn ein Orchester präludirt und einstimmt, als einer harmonischen Musik. Zwar verbat ich mir zu wiederholtenmalen jede Note, die nicht in den Stimmen steht; es ist ihnen aber das Verzieren so zur anderen Natur geworden, daß sie es gar nicht lassen können. Der erste Hornist z. B. blies einmal im Tutti statt der einfachen Cadenz



Die Clarinetten blasen vielleicht zu gleicher Zeit



und nun denke man sich die Figuren der Geigen, die der Componist vorgeschrieben hat, so kann man sich einen Begriff von dem verworrenen Lärm machen, den ein solches Orchester für Musik ausgibt. Dabei sind sie so wenig musikalisch und so ungeübt im Notenlesen, daß wir ein paarmal beinahe umgeworfen hätten. Auch hier wieder gefiel mein Concert in Form einer Gesangs-Scene am meisten und man machte mir weit mehr Lobeserhebungen über die Art, wie ich den Gesang vortrug, als über die Besiegung von großen Schwierigkeiten. Ein Tenorist aus der päpstlichen Kapelle, für den ich nur mit großer Mühe die Erlaubniß zum Mitwirken erlangen konnte, sang ein Duett mit Demoiselle Funk aus Dresden und eine sehr schöne Arie von Rossini, das Beste von diesem Componisten, was ich bis jetzt hörte.

Den 20. December.

Gestern Abend wohnte ich einer kleinen Privat-Musik beim Grafen Apponyi bei. Es wurde vor wenig Zuhörern viel gute Gesang-Musik am Piano gemacht. Am ausgezeichnetsten waren ein Duett aus einer Passion von Paisiello, von der Häser und der Gräfin Apponyi hinreißend schön gesungen, eine Arie von Zingarelli mit Chor, für die Häser geschrieben und von ihr in höchster Vollendung vorgetragen, und ein Duett von Rossini, von der Gräfin und Herrn Moncade gesungen. Die Häser sang mit so viel Gefühl und mit einer solchen Reinheit, wie ich sie früher nie gehört habe. Ihre herrliche, klangreiche Stimme, die in einem Lokale, wo es schallt, fast zu grell klingt, besonders

in den höchsten Tönen, machte gestern in einem Zimmer, wo Tapeten und Teppiche den Schall dämpften, eine herrliche Wirkung. Es stehen ihr alle Nüancen vom zartesten Hauche bis zur größten Stärke zu Gebot, und sie weiß sie meisterlich zu nützen. Ihre ehemals in Dresden bewunderte Geläufigkeit der Kehle hat sich zwar verloren, doch ist ihr noch genug davon geblieben, um alle Gesang-Verzierungen mit Leichtigkeit und Eleganz machen zu können. Das einzige, was ich bei ihrem Gesange vermisse, ist der in neueren Zeiten so sehr vernachlässigte Triller. Moncade ist ein Sänger mit schöner, kräftiger Bruststimme und geschmackvollem, wenn auch nicht sehr gefühlvollem Vortrag. Außer diesen sangen noch der Prinz Friedrich von Gotha eine Arie und ein Bassist ein paar Buffonaden.

Sirletti's Musikpartien habe ich auch zweimal wieder besucht. Vor acht Tagen wurden einige Sätze aus dem Requiem und das Halleluja wiederholt; die übrige Zeit war aber ganz den Psalmen von Marcello gewidmet. In Hinsicht dieser letzteren finde ich mein früheres Urtheil immer mehr bestätigt. In der Pracht-Ausgabe dieser Psalmen steht auch eine Lebensbeschreibung Marcello's, in welcher die Veranlassung angegeben wird, warum er von der Theater-Composition, der er früher ausschließlich ergeben war, auf einmal zur Kirchen-Composition überging. Er hatte nämlich beim Besuch einer abgelegenen Kirche in Venedig das Unglück, durch eine schlecht bedeckte Oeffnung in ein unterirdisches Todten-Gewölbe zu fallen und mußte da lange verweilen, bis sein Hülferufen gehört wurde. Dieser Unfall stimmte ihn so ernst, daß er von da an nur religiöse Musik schreiben wollte.

Auch Ruffini's Musiken habe ich wieder besucht und eine tragische Oper von einem jungen, frühe gestorbenen Componisten gehört, die von vielem angeborenen Talent, aber auch gänzlichem Mangel an Studium zeugte. Die Sänger thaten sich in dieser Oper mehr wie in der früher gegebenen hervor, das Orchester war

aber eben so unerträglich. Ich saß neben dem ehemals so ausgezeichneten Sänger Crescentini (der aber jetzt seine Stimme ganz verloren haben soll, obgleich er kaum fünfzig Jahre alt sein wird) und hatte die Freude, sein Urtheil über den jetzigen Musikzustand Italiens ganz mit dem meinigen übereinstimmend zu finden. Sein Gespräch verrieth den vorurtheilsfreien, gebildeten Künstler. Er klagte mir, daß in der neueren Zeit die gute Gesangschule, das einzige, wodurch sich die Italiener ausgezeichnet hätten, immer seltener werde, und daß er besonders bei seiner letzten Zurückkunft nach Italien (ich glaube er war in Paris) einen so verdorbenen, frivolen Geschmack vorgefunden habe, daß keine Spur die ehemalige, einfach große Methode seiner Zeit mehr verrathe. Auch ihm, der in Deutschland und in Frankreich viel gute Musik gehört hat, ist die Fadheit und Incorrektheit der neueren italienischen Musik ein Gräuel.

Den 23. December.

Jetzt, da wir uns dem Feste nähern, wird die Bettelei, von der man hier immer schon geplagt ist, ins Große getrieben. Wo man sich sehen läßt, wird Jedem ein glückliches Fest gewünscht, und man muß den Beutel ziehen. Diese Bettelei kommt zwar um Neujahr auch in Deutschland vor, doch bei weitem nicht so allgemein wie hier. So kommen z. B. die Bedienten aller der Herrschaften, bei denen man sich nur ein einzigesmal hat blicken lassen, und betteln; ja sogar außer dieser Zeit werden die Fremden von ihnen in Contribution gesetzt. Hat man dem Herrn Visite gemacht, so kommt der Bediente am anderen Morgen und bittet um ein Geschenk. Da man nicht unter drei Paoli geben kann, so ist es ein theurer Spaß, viel Adreßbriefe hier abzugeben. Die armen Teufel sind freilich sehr schlecht bezahlt und müssen zu solcher Bettelei ihre Zuflucht nehmen, wenn sie nicht verhungern wollen.

Gestern ist Meyerbeer mit seiner Mutter hier angekommen. Er hat in Florenz einen Brief von C. M. von Weber erhalten

und mir aus demselben die erfreuliche Nachricht mitgetheilt, daß meine Oper „Faust" in Prag bereits zweimal mit ausgezeichnetem Beifalle gegeben worden ist.

Den 25. December.

Gestern Abend wohnten wir einer Funktion in der Sixtinischen Kapelle als Vorbereitung zum heutigen Feste bei. Ich hatte mir viel Wirkung davon versprochen, fand mich aber sehr getäuscht. Die Erleuchtung machte nicht den geringsten Effekt, weil die Kapelle bald so mit Lichterdunst erfüllt war, daß man nicht zehn Schritte weit deutlich sehen konnte. Statt der vierstimmigen Gesänge, auf die ich gehofft hatte, recitirte der Sängerchor nur eine ewig lange Litanei von Gebeten im Unisono ohne alle Melodie etwa so:

Dies fast ohne Unterbrechung anderthalb Stunden anzuhören, war die größte musikalische Pönitenz, die ich je habe erleiden müssen. Endlich während eines stillen Gebetes erfrischte uns ein vierstimmiger Sologesang, bei dem sich wieder die herrliche Sopran-Stimme von neulich auszeichnete. Gleich darauf ging es aber von neuem los, und nun zogen wir vor, uns lieber mit der größten Anstrengung durch's Gedränge hindurchzuarbeiten, als dies länger anzuhören.

Heute früh sahen wir endlich das Oberhaupt der katholischen Kirche im höchsten kirchlichen Pomp die Messe in der Peterskirche lesen. Der Hochaltar unter der Kuppel, von seiner gewöhnlichen Hülle entkleidet, strotzte von Gold und Edelsteinen; die Geistlichen und Cardinäle in die reichsten Goldstoffe gekleidet, die Leibwache in ihrer glänzenden Uniform, die Schweizer-Garde in hellpolirten, altdeutschen Harnischen, mit einem Worte, Alles, was den Papst umgab, trug dazu bei, diese Funktion zu dem glänzendsten Schauspiele zu machen, was je in einer Kirche aufgeführt worden ist.

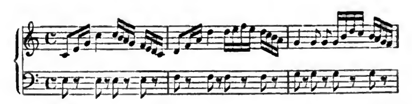
Denn mehr als ein Schauspiel war es den Umstehenden nicht; keine Spur von Rührung oder Erhebung unter all' den vielen tausend Zuschauern! Den Anschein eines zur Belustigung aufgeführten Schauspieles gewann es auch noch dadurch, daß für die anwesenden hohen Herrschaften: den König von Spanien, die Königin von Etrurien, die Prinzen von Preußen und Gotha und Andere, eine reich decorirte Loge erbaut war, und daß sich auf Amphitheatern die elegante Welt von Rom im höchsten Staate präsentirte. Einen sonderbaren Contrast mit dieser Pracht bildete der in Lumpen und Schmutz eingehüllte Janhagel, der sich bis an den Hochaltar vorgedrängt hatte. Da sich die Funktion sehr in die Länge zog, und das, was die Sänger dabei sangen, weder sehr interessant war, noch auch bei dem Lärm in der Kirche deutlich gehört werden konnte, so zogen wir es vor, bei dem milden, hellen Wetter lieber einen Spaziergang zu machen, kehrten aber noch zeitig genug in die Kirche zurück, um die Prozession, den Schluß der ganzen Handlung, zu sehen. Voraus ging eine Abtheilung der Leibwache, hinter dieser wurde der Cardinalshut auf einem Schwerte getragen; dann kamen die Cardinäle, und endlich der Papst auf einem reich verzierten Tragsessel oder Throne von acht Geistlichen getragen; ihm zu beiden Seiten zwei große Fächer von weißen Straußfedern; dann alle Geistlichen und zuletzt die übrige Leib- und Schweizer-Wache. Der Papst, dieser ehrwürdige 75jährige Greis, dem man die Erschöpfung vom Fasten und der langen, ermüdenden Funktion auf seinem blassen, rührenden Gesicht sehr deutlich ansah, ertheilte während dieser Prozession mit kraftloser Handbewegung dem Volke den Segen. Dieses zeigte dabei aber keine Spur von Devotion; Niemand knieete; Alles lachte und lärmte während der ganzen Funktion. Der Zug ging durch eine Seiten-Kapelle in den Vatikan. Die ungeheuere Größe der Kirche konnte man heute bei der unzähligen Menschenmenge erst recht bemerken. Es dauerte eine halbe Stunde, bis die Menschen durch drei große Thore ausgeströmt waren.

Den 27. December.
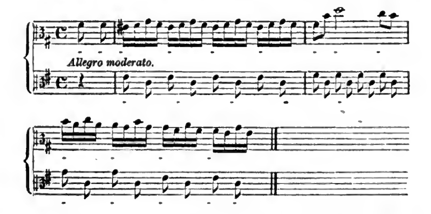
Gestern endlich wurden die Theater wieder eröffnet, nachdem sie ein halbes Jahr geschlossen waren. Im Theater Argentino, dem größten und schönsten, gab man Rossini's „Tancred", im Theater Valle eine neue Opera buffa von Signore Pietro Romano: „Il quiproquo." Da „Tancred" eine alte Oper ist, von der die erste Aufführung nicht mehr Interesse hat, als die folgenden, so überredete mich Meyerbeer leicht, mit ihm in's Theater Valle zu gehen, während meine Frau und die Kinder mit Madame Beer das Theater Argentino besuchten. Vor der Oper wurde eine Farce in Prosa gegeben, die unseren „Proberollen" nachgebildet war. Dann kam der erste Akt der Oper, dessen Text wir bald als eine Bearbeitung des „Nouveau seigneur de village" erkannten. Das Sujet, obgleich ein wenig in die Länge gezogen, war weder so albern, noch so langweilig, wie gewöhnlich die der italienischen Opern. Desto fader und gewöhnlicher ist aber die Musik. Herr Romano hat den jetzt so sehr beliebten Rossini zum Vorbild genommen und so copirt oder vielmehr abgeschrieben, daß das Parterre alle Augenblick „bravo, Rossini!" rief. Dabei ist seine Musik so incorrekt, daß ein an reine Harmonie gewöhntes Ohr sie nicht ohne Ekel hören kann. Das hat ihr zwar hier nichts geschadet, desto mehr aber der Mangel an Feuer und Lärm, welch' letzteren die Italiener eben so sehr wie die Franzosen und Deutschen lieben. Nur ein einzigesmal nach einem Duett rief ihm das Parterre das beglückende „bravo, Maestro!" zu, wofür er sich dann auch gleich sehr demüthig bedankte. Alles Uebrige wurde aber gleichgültig angehört, und beim Schlusse der Oper äußerte sich weder Beifall, noch Mißfallen. Die Sänger waren noch sehr unsicher und pudelten ohne Aufhören. Madame Georgi, die Prima Donna, im vorigen Carneval der Liebling des Publikums, gefiel gestern

eben nicht sehr und hatte den Aerger zu sehen, daß die Seconda Donna, die übrigens nicht schlecht sang, nach ihrer Arie im zweiten Akte herausgerufen wurde, welche Ehre ihr den ganzen Abend nicht widerfahren war. Sie gab ihren Aerger darüber dadurch zu erkennen, daß sie den Rest ihrer Partie nun ganz gleichgültig und mit halber Stimme sang, schadete dadurch aber dem letzten Finale sehr und war vielleicht Veranlassung, daß die Oper so kalt ausging und daß man heute in der Stadt sagt, sie habe mißfallen. Das Orchester, größtentheils aus den Professoren (!) bestehend, die ich in meinem Concerte hatte, spielte roh, unrein und ohne alle Nüancen.

Heute früh war wieder eine kleine Privat-Musik beim Grafen Apponyi. Es wurden fast nur Sachen aus Rossini's Opern gesungen, von welchen mir ein Terzett aus „Elisabeth", wenn ich nicht irre, wegen der guten Stimmführung am meisten gefiel. Je mehr ich von Rossini's Compositionen höre, desto mehr bin ich geneigt, theilweise in das allgemeine Urtheil mit einzustimmen, das ihn für den ausgezeichnetsten der neueren italienischen Componisten und für einen Reformator des Geschmackes im Opernstyle ausgibt. Mayer ist indessen billigerweise wohl auszunehmen und hat, wenn auch nicht so viel Phantasie wie Rossini, doch sicher mehr Kenntnisse und ästhetisches Gefühl. Daß es Letzterem an Kenntniß der Harmonie, an Charakter-Zeichnung, an Sinn zur Unterscheidung des ernsten und komischen Styles und des Schicklichen für die Sinne fehlt, bemerkte ich schon in Florenz nach Anhörung der „Italiana in Algeri." Indessen hat Rossini einiges ganz Neue erfunden, was aber, weil es neu, deswegen noch nicht gut ist, z. B. sein blumiger Gesang, wie ihn Meyerbeer sehr charakteristisch nennt, der eigentlich nichts anderes ist, als die bisher auf einen Vokal gesungenen Passagen mit untergelegten Sylben, wie in einer Arie aus der „Italiana":



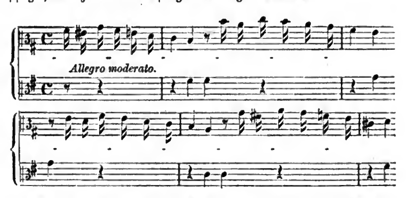
oder in einem Duett zwischen Tenor und Baß in derselben Oper, wo die zweite Gesangstimme sehr unsangbar und mehr einem Orchesterbaß, als einem Gesangbaß ähnlich ist: *)



So oft solche süße Sächelchen von den Sängern gut vorgetragen werden, wie heute besonders von Moncade, bricht das Auditorium in lautes Entzücken aus, weshalb auch die italienische Musik immer mehr in einen bloßen Ohrenkitzel ausartet und Sänger und Componist immer mehr verlernen auf das Herz zu wirken; so wie ich denn ohne Uebertreibung behaupten kann, daß ich von all den Compositionen, die wir bisher in Italien gehört haben, auch nicht ein einzigesmal ergriffen worden bin, eine oder zwei Stellen in der „Testa di bronzo" abgerechnet, und daß mich von allen Sängern, die wir bis jetzt hörten, die Häser

*) Da ich den Text nicht weiß, so habe ich die Sylben mit Punkten beigefügt.

allein in einem Duett aus der alten Passion von **Paisiello** auf einige Secunden gerührt hat. Ebenfalls neu, von **Rossini** zuerst gebraucht, ist auch die Art, wie er die parlanten Stellen in der Opera buffa, die man bisher gewöhnlich auf einen Ton, oder doch nur auf ganz nahe liegenden Intervallen schrieb, solchen Gesangstellen unterlegt, die man bis jetzt nur legato vorzutragen pflegte, wie z. B. im Anfange des obigen Duettes:
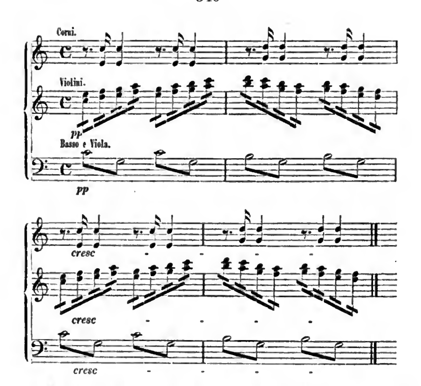


So bekannt auch dieser Anfang ist (er ähnelt dem Anfang eines Finale in einem **Haydn**'schen Quartett aus Es-dur):
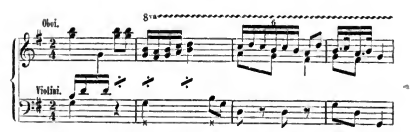


so ist die Art, ihm auf diese Weise den Text unterzulegen, doch völlig neu; ob aber gut, ist noch die Frage; mir klang er wenigstes immer wie travestirt, als wenn man z. B. auf einem singenden Instrumente einen Gesang, der einen gefühlvollen Vortrag erlaubt, zum Scherze so karikirt vorträgt, daß er Lachen statt Rührung erregt. Wenigstens würde kein Instrumentalist von Geschmack den obigen Gesang staccato vortragen.

Noch etwas **Rossini** Eigenthümliches sind folgende und ähnliche crescendo-Passagen, die fast in allen seinen Musikstücken vorkommen und das italienische Publikum immer zum Entzücken hinreißen, z. B. in der Ouvertüre aus der „Italiana“:

22*



Auf ähnliche Art geht es noch eine Weile fort, bis endlich auch das Publikum mit dem stärksten forte in ein wüthendes Händeklatschen und Bravo-Rufen losbricht. Denn einem solchen crescendo kann es so wenig widerstehen, daß auch die unglücklichen Nachahmer von Rossini, wie z. B. Herr Romano, in der vorgestrigen Oper sich damit einen stürmischen Beifall zu erzwingen wissen. Daß solche Stellen oft sehr unrein und widrig durch durchgehende Noten sind, brauche ich nicht erst zu erinnern; finden sich doch sogar in der berühmten, in ganz Italien bewunderten Cavatine aus „Tancred", die heute auch gesungen wurde, gleich in den ersten Takten die abscheulichsten Oktaven zwischen dem Baß und der zweiten Oboe, die ich je gehört habe.



Das endliche Resultat meines Urtheils über Rossini wäre also, daß es ihm zwar keineswegs an Erfindung und Geist fehle und er mit diesen Eigenschaften, wenn er in Deutschland wissenschaftlich ausgebildet und durch Mozart's classische Meisterwerke auf den einzig richtigen Weg geleitet würde, leicht einer der vorzüglichsten Gesang=Componisten unserer Zeit hätte werden können, daß er aber, so wie er jetzt schreibt, die italienische Musik um keinen Schritt weiter, sondern wohl eher zurückbringen wird. Um neu zu sein, entfernt sich Rossini immer mehr von dem einfach großen Gesange der älteren Zeit und bedenkt nicht, daß er die Stimme ganz ihres Reizes und Vorzugs beraubt und wahrhaft herabwürdigt, wenn er sie zu Passagen und Rouladen zwingt, die jeder mittelmäßige Instrumentalist viel reiner und besonders zusammenhängender machen kann, weil er nicht nöthig hat, allemal auf der dritten oder vierten Note eine Sylbe auszusprechen. Mit seinem blumigen Gesange, so sehr derselbe auch gefällt, ist er also auf dem Wege, allem eigentlichen Gesange, der ohne das schon sehr selten in Italien ist, den Garaus zu machen, wobei ihm der verächtliche Troß der Nachahmer, die hier so gut wie in Deutschland ihr Unwesen treiben, aus allen Kräften beisteht.

Den 29. December.

Gestern Abend hörte ich denn auch in Gesellschaft Meyerbeer's den „Tancred" im Theater Argentino. Eine erbärmlichere Vorstellung habe ich kaum je erlebt. Die Sänger sind bis auf die älteste Paris höchst mittelmäßig; die Prima Donna,

die jüngere Paris, ist noch ganz Anfängerin, der Bassist unter aller Kritik, das Orchester schlechter, als in der kleinsten deutschen Provinzialstadt, mit einem Worte, es ist ein zusammengelaufenes Volk, wie man sie in ganz Italien nicht schlechter hätte auftreiben können. Gnade Gott dem Componisten, dessen Werk in solche Hände fällt! Sie entstellen es so, daß man es gar nicht wieder erkennen kann. Die einzige Person, die sich auszeichnete, ist die älteste Paris, die in der Rolle des „Tancred" eine kräftige, gesunde Contre-Altstimme und einen gebildeten Vortrag zeigte. Es wäre ungerecht, die Composition nach einer solchen Vorstellung beurtheilen zu wollen, um so mehr, da man viele Nummern weggelassen und dafür andere eingelegt hatte. Das Ballet, welches man zwischen beiden Akten gab, war des Uebrigen vollkommen würdig: ein seriöses Ballet, von lauter Grotesk-Tänzern aufgeführt! Doch waren unter diesen einige Männer, die sich durch Kraft, Gewandtheit und Sicherheit in Sprüngen allerlei Art sehr auszeichneten.

Wir haben seit acht Tagen wieder viel Interessantes gesehen: das Capitolini'sche Museum, in welchem der sterbende Fechter und mehrere ägyptische Statuen — letztere weniger durch Kunstschönheit als Sonderbarkeit bemerkenswerth — uns am meisten gefielen; die Bildergallerie im Palast Doria, die unter vielen anderen ausgezeichneten Gemälden auch vier himmlische Landschaften von Claude Lorrain besitzt; eine andere im Palast Colonna, wo ein wunderschöner Kopf von Raphael hängt; die schön und reich verzierten Kirchen von St. Maria maggiore und St. Giovanni Laterano u. s. w. Vor dem Portale der letzteren hat man eine ausgedehnte Aussicht nach der Gegend von Albano, welche durch die antiken Wasserleitungen, die das Auge meilenweit verfolgen kann, und durch andere Ueberbleibsel altrömischer Baukunst etwas sehr Romantisches erhält.

Am Sonnabend bestiegen wir bei heiterem Wetter die Kuppel der Peterskirche. Zuerst geht es in einem schnecken-

förmigen Gange ohne Stufen bis auf das Dach der Kirche. Dort angelangt, glaubt man sich wieder in den Straßen einer Stadt; denn der Boden ist gepflastert und eine Menge Häuser, von denen einige sogar bewohnt sind, und die vielen kleinen und größeren Kuppeln hindern den Blick in die Ferne. Geht man dann freilich bis zu den kolossalen Statuen, die über dem Portale der Kirche stehen, so sieht man, auf welcher Höhe man sich schon befindet. Das Pflaster auf dem Platze vor der Kirche gleicht einer feinen Mosaik, und die Menschen, die darauf herumkriechen, kleinen Puppen. Betrachtet man die Kuppel von hier aus, so gleicht sie einem selbstständigen ungeheuern Gebäude; man hat auch von der ersten inneren Gallerie sehr hoch zu steigen, bis man zur zweiten gelangt, wo dann erst die Wölbung der Kuppel anfängt. Der Blick von diesen Gallerien, besonders von der zweiten, in die Kirche hinunter ist ganz einzig und wirklich schaurig. Die hundert Lampen, die gerade unter der Kuppel am Eingange der unterirdischen Kapelle brennen, fließen wie in eine Flamme zusammen, und die Menschen erscheinen wie wandelnde schwarze Punkte. Von der zweiten Gallerie steigt man dann zwischen der inneren und äußeren Kuppel auf hölzernen Treppen bis zur Laterne, von wo man noch einmal einen schwindelerregenden Blick in die Tiefe der Kirche hat. Hier geht es wieder auf steinernen Wendeltreppen bis in ein ziemlich geräumiges Zimmer, welches in der Spitze der Laterne angelegt ist, und dann zuletzt noch auf einer eisernen Leiter durch den Stiel zum Knopf, in welchem zwölf bis sechszehn Personen bequem Platz haben. Wagehälse können auch noch auf einer Leiter außerhalb desselben bis zum Kreuze steigen; wir begnügten uns aber bis in den Knopf gewesen zu sein. Die Aussicht von den äußeren Gallerien ist über alle Beschreibung prächtig und mannigfaltig. Unten das stolze Rom mit seinen unzähligen Palästen, Ruinen, Säulen und Obelisken; rund umher die Villen mit den majestätischen Pinien; in weiteren Umkreisen die Berge bei Tivoli und

Albano, über welche Schneegebirge hervorragen, und ganz im Hintergrunde gegen Westen das mittelländische Meer, welches sich zu der Tageszeit, in der wir den Thurm bestiegen, wie ein feuriger Streifen am Himmel präsentirte. Nachdem wir lange diese entzückende Aussicht genossen hatten, stiegen wir wieder hinab und fanden, daß uns zwei Stunden sehr schnell im Besteigen der Kuppel vergangen waren.

Auch die große Säule auf Piazza Colonna haben wir erstiegen und von ihrer Spitze, die weit über alle Häuser hinwegragt, eine der schönsten Uebersichten von Rom und seinen nahen Umgebungen genossen.

Den 30. December.

Daß es den Italienern auch in der neueren Zeit nicht an glücklichen Anlagen für das Studium der schönen Künste fehle, ja, daß sie darin im Ganzen genommen die nordischen Nationen übertreffen, davon habe ich mich überzeugt. Fast alle ihre Sänger haben ein glückliches Ohr für Intonation und die Gabe, das Melodiöse gleich nachzusingen, ungeachtet nur sehr wenige davon, selbst unter den Theater-Sängern, das, was wir Musik nennen, besitzen, ja die Meisten kaum einmal die Noten kennen. In der letzten Musik bei Apponyi sollte ein Canon von Cherubini gesungen werden. Man forderte auch Moncade dazu auf, von dem man mir gesagt hatte, er gehöre ebenfalls zu den Sängern, welche die Noten nicht kennen, obgleich er früher sogar Theater-Sänger war. Da er sich willig dazu hergab, etwas zu singen, was er nicht kennen konnte, so glaubte ich schon, jene Beschuldigung sei falsch. Auch ging anfangs Alles sehr gut. Die Gräfin trug den langsamen, aus acht Takten bestehenden Gesang zuerst vor und Moncade wiederholte ihn mit all' den kleinen Verzierungen, die sie gemacht hatte, Note für Note. Als sodann aber seine zweite Stimme anfing, konnte er nicht weiter, ließ sich indessen nicht irre machen, und sang frischweg nach dem Gehöre, was denn freilich einige-

mal nicht sehr Cherubinisch klang. Als nun aber auch der dritte Sänger, der ebenfalls keine Musik hatte, nach seinem ersten einfachen Gesange beim Eintritt in die zweite Stimme selbst zu componiren anfing, wurde die Confusion und Disharmonie so groß, daß man aufhören mußte. Beide Sänger äußerten, ohne verlegen darüber zu sein, sie hätten gehofft, es würde gehen; ähnlich wie jener Engländer, welcher, da man ihn fragte, ob er Violine spiele, zur Antwort gab: „Es ist sehr möglich, ich habe es noch nicht versucht!"

Auch gibt es hier nicht selten unter dem rohen Haufen des Volkes ausgezeichnete Genies für bildende Kunst, die frühzeitig durch das Anschauen der öffentlichen Kunstwerke geweckt werden. So erregt schon seit einem Jahre und länger ein Straßenjunge die Aufmerksamkeit der hiesigen Maler durch sein außerordentliches Talent für ihre Kunst. Dieser Knabe, ohne je den geringsten Unterricht gehabt zu haben, zeichnet mit Kohle auf die weißen Wände der Häuser große historische Entwürfe, und es ist fast keine Straße hier, wo man nicht von seinen Kunstwerken sehen kann. Bald wählt er Madonnen oder Legenden, bald römische Triumphzüge zum Gegenstand. Nirgends hat er aber etwas Vorhandenes copirt oder sich selbst wiederholt; immer schafft seine Phantasie etwas Neues. Einige unter diesen Zeichnungen verdienen wegen des Reichthums der Composition von oft mehr als dreißig bis vierzig Figuren und der Correctheit der Zeichnung große Bewunderung. Am merkwürdigsten scheint mir aber die Sicherheit, mit der er seine Ideen entwirft. Da sieht man keine doppelte Striche in den Contouren oder etwas Weggewischtes; alles steht sogleich ganz rein da. Wenn er zeichnet, ist er immer von einer Menge Menschen umgeben, die seiner Geschicklichkeit mit Vergnügen zusehen; er ist aber so vertieft in sein Werk, daß er auf die umstehenden Zuschauer und ihre Bemerkungen nicht achtet. Man hat mir erzählt, daß Canova diesen Knaben zu sich genommen hatte, um sein Talent auszubilden;

diese geordnete Lebensart gefiel ihm aber nicht, und er entfloh bald wieder.

Den 1. Januar 1817.

Das neue Jahr fängt sehr unangenehm für uns an. Heute früh wurde Emilie plötzlich krank. Der Arzt glaubt, sie werde das Scharlachfieber bekommen; sollte dies der Fall sein, so werden wir unsere Abreise nach Neapel, die auf den 7. festgesetzt war, noch wenigstens um vierzehn Tage verschieben müssen. Zu der Unannehmlichkeit, hier noch länger zwecklos und in Unruhe zu verweilen, kommt auch noch, daß wir nun unsere Landsleute, mit denen wir die Reise gemeinschaftlich machen wollten, allein reisen lassen und die am 12. d. M. stattfindende Eröffnung des St. Carlo-Theaters in Neapel versäumen müssen. Als Entschädigung für letzteres werden wir indessen die neue Oper von Rossini, die er für das Theater Valle schreibt, hören und das Debüt der Madame Schönberger im Theater Argentino noch hier erleben.

Den 8. Januar.

Nicht allein Emilie, auch Ida ist vom Scharlachfieber angesteckt worden, und die Abreise kann nun sicher vor dem 20. nicht stattfinden. Beide Kinder waren einige Tage recht krank und meine gute Dorette hat viel Unruhe und Besorgniß gehabt. Ich habe mich dadurch aufgeheitert und unterhalten, daß ich einige Räthsel-Kanons erfand und nun angefangen habe, mir ein neues Solo-Quartett zu schreiben.

Ich hätte so gern Rossini's Bekanntschaft gemacht; vor Beendigung seiner Oper ist aber nicht daran zu denken. Der Impressario, bei dem er wohnt, läßt ihn weder ausgehen, noch Besuch zu ihm hinein, damit er seine Arbeit nicht vernachlässige. Sollte seine Oper nicht vor unserer Abreise noch in Scene gehen, so werde ich ihn wahrscheinlich gar nicht zu sehen bekommen.

Den 18. Januar.

Die Kinder sind früher wieder hergestellt, als wir gehofft hatten, und wir haben übermorgen zu unserer Abreise nach Neapel bestimmt.

Am vorigen Donnerstag war ich wieder bei Sirletti und gestern in der Morgenmusik beim Grafen Apponyi; an beiden Orten wurde aber nichts aufgeführt, was einer besonderen Erwähnung werth wäre, mit Ausnahme eines schönen Quartetts von Mayer und eines Duetts aus einer komischen Oper von Fioravanti. Mayer zeichnet sich doch durch Gewissenhaftigkeit in der Harmonie, durch Regelmäßigkeit des Rhythmus und eine gute Stimmenführung in mehrstimmigen Sachen vor allen neueren Italienern sehr vortheilhaft aus. Das Duett von Fioravanti war mir deswegen merkwürdig, weil es ebenfalls mit dem neueren sogenannten blumigen Gesange ausgeschmückt ist, woraus ich sehe, daß Rossini nicht der erste und einzige ist, der sich dessen bedient. Ich fange überdies an, günstiger von ihm zu urtheilen, sobald er sich nicht über die Grenzen der komischen Oper hinaus wagt und seine Musik so graziös ausgeführt wird, wie von der Gräfin Apponyi und Moncade.

Am 20. Januar reis'ten wir von Rom ab. Die Campagna di Roma ist hier zwar eben so wenig angebaut, wie auf jener Seite; der Weg bis Albano hat aber dadurch viel Interesse, daß man allenthalben auf Alterthümer stößt. Besonders geben die häufigen Ueberreste von drei oder vier altrömischen Wasserleitungen der Gegend ein sehr romantisches Ansehen. Eine der Wasserleitungen, die am wenigsten beschädigt war, ist in späteren Zeiten ausgebessert worden und dient noch jetzt dazu, Rom von dieser Seite her mit Wasser zu versehen.

Während unser Vetturino in Albano fütterte, erstieg ich den Berg, auf dessen Anhöhe der Albaner See sich befindet. Die Aussicht über denselben nach Rom hin ist entzückend schön. In der Tiefe zu seinen Füßen hat man den See mit den hohen, steilen,

reich mit Buschwerk und Bäumen bewachsenen Ufern; auf der rechten Seite ein langes Gebäude, dessen Bestimmung ich nicht kenne; links auf dem hohen, scharfen Ufer sieht man Castel Gandolfo liegen und in weiter Entfernung die Häusermasse von Rom. Die Form des See's und seine hohen, steilen Ufer zeigen deutlich, daß er durch das Einstürzen eines ausgebrannten Kraters entstanden ist.

Der Weg von Albano bis zu dem kleinen, schmutzigen Städtchen Velletri, wo wir unser erstes Nachtquartier nahmen, bietet viel Abwechslung dar.

Am zweiten Tage kamen wir durch die pontinischen Sümpfe, die sich von Velletri bis Terracina vierundvierzig Miglien weit erstrecken. So traurig und öde, wie wir sie erwarteten, fanden wir sie nicht, weil man doch immer den Blick auf's Gebirge zur Linken hat und hin und wieder sogar einigen Anbau findet. Auch beleben die häufigen Heerden von Ochsen, Büffeln, Schweinen und in trockenen Gegenden auch von Schafen die einförmige Ebene einigermaßen. Häuser sieht man aber sehr selten und die Bewohner haben immer ein bleiches, ungesundes Aussehen. In der heißen Jahreszeit sind die Ausdünstungen der Sümpfe selbst für schnell Durchreisende sehr gefährlich, besonders wenn man sich dem Schlafe überläßt, zu welchem man durch die Einförmigkeit des Weges sehr gereizt wird. Erst vorigen Sommer hat ein junges Mädchen, die der Versuchung zu schlafen nicht widerstehen konnte, hier den Tod eingeathmet und ist schon drei Tage nach ihrer Ankunft in Neapel von einem bösartigen Fieber hingerafft worden. Aehnliche Fälle sind im Sommer gar nichts Seltenes.

In Torre a tre ponti, einem einzelnen Wirthshause, wo die Bewohner alle wie eben aus dem Grabe erstanden aussahen, machten wir Mittag und bekamen delikates Fleisch und Braten von wilden Enten und Gänsen, deren es ungeheuere Schwärme in den unangebauten Gegenden der Sümpfe gibt.

Terracina, wohin wir mit Anbruch der Nacht kamen, hat

eine äußerst reizende Lage. Die Stadt liegt hoch auf wilden Felsen; wir blieben aber unten dicht am Meere in einem sehr vorzüglichen Gasthause. Aus unseren Fenstern hatten wir den Blick auf's Meer und genossen am anderen Morgen den einzig herrlichen Anblick der aufgehenden Sonne. Dicht unter unseren Fenstern rauschte die Brandung, ungeachtet der Wind den Tag über nicht heftig gewesen war. Die Luft war so mild, wie nach einem warmen Sommertage in Deutschland, und wir sahen noch spät bei Mondenschein den Fischern zu, die kühn durch die Brandung schifften, um ihre Netze auszuwerfen.

Am anderen Morgen hatten wir die wegen Räuber gefährlichste Strecke der ganzen Reise zu passiren. Zwischen Terracina und Fondi fährt man nämlich in einer wenig bewohnten Gegend fast immer zwischen lauter halbhohem Gebüsch, wo sich das Räubergesindel leicht verstecken und aus dem Hinterhalte die Reisenden und ihre Escorte niederschießen konnte. Hier wurden denn auch die meisten Räubereien begangen und erst kürzlich wieder Reisende angefallen. Nun hat aber die Regierung endlich ernstliche Maßregeln ergriffen. Wir fanden einige hundert Bauern beschäftigt, alle Büsche zu beiden Seiten des Weges abzuhauen und zu verbrennen. Es begegneten uns starke Abtheilungen Soldaten, die das Gesindel in ihren Schlupfwinkeln aufsuchen sollen. Man hat sie auch schon zu zwanzig bis dreißig eingebracht und nach kurzem Prozeß aufgehängt. Diesseits der neapolitanischen Grenze fanden wir alle Viertelstunde ein Piquet von zehn Soldaten, die am Wege bivouakiren und während der Nacht Patrouillen ausschicken.

In Fondi, einem ärmlichen, schmutzigen Neste, wo wir von Bettlern beinahe zerrissen wurden, sahen wir die ersten großen Citronen-, Pomeranzen- und Orangen-Gärten. Wir machten einen Spaziergang durch die Stadt und ergötzten uns an dem Anblick der herrlichen Bäume, die ganz voll der schönsten Früchte hingen. In den Gärten und auf dem Markte sahen wir frisches Gemüse: Blumenkohl, Savoyen-Kohl, Möhren u. s. w. Um

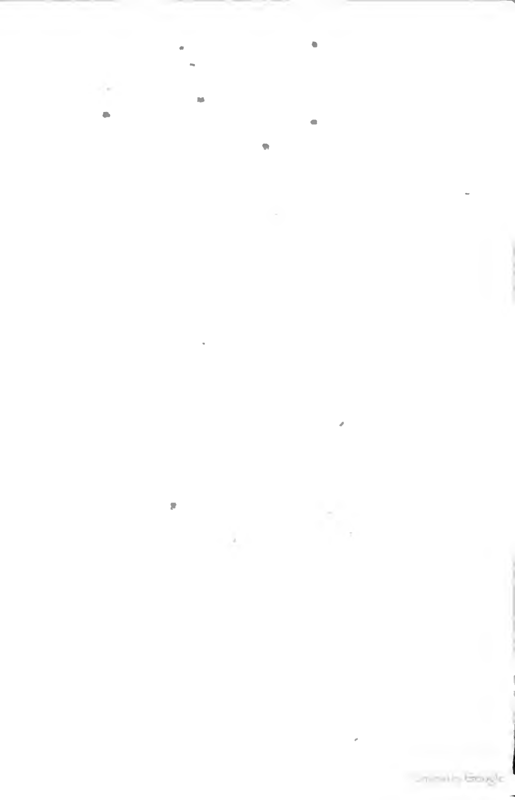
Mittag aber war die Hitze so groß, daß wir den Schatten suchen mußten.

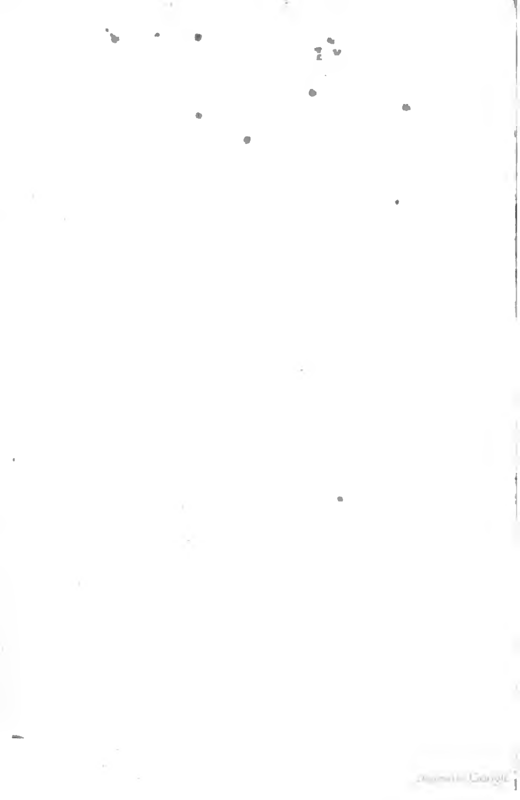
Die Nacht blieben wir in Molo di Gaëta, einem ebenfalls dicht am Meere liegenden Städtchen. Aus den Fenstern unseres Wirthshauses sahen wir Abends die Fischer bei Fackelschein auf den Fang ausfahren. Zwischen Molo und St. Agata fanden wir manche immergrüne Gewächse, die man selbst im nördlichen Italien nicht kennt, und auf den Felsen mehrere Arten Aloe, die man bei uns in den Gewächshäusern zieht. Andere, auch bei uns einheimische Gebüsche hatten schon ihr erstes Grün getrieben. Am Wege dufteten Veilchen und in den Feldern die Blüthe von Feldbohnen.

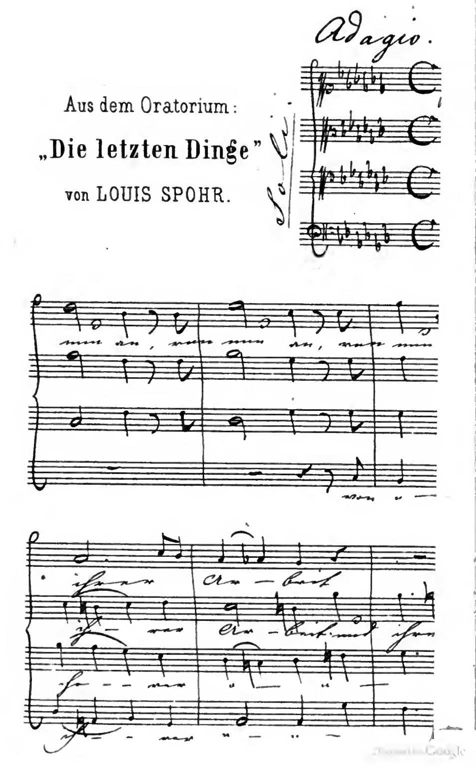
Capua, wo wir unser letztes Nachtquartier nahmen, ist eine hübsche Stadt mit schönen Gebäuden. Wir aßen Abends mit ein paar österreichischen Offizieren, die unter anderem erzählten, daß man auch in Capua die Menschen nicht begrabe, sondern in eine, eine Viertelstunde von der Stadt entfernte Höhle stürze, die unergründlich tief sei und auf ihrem Grund mit dem Meere zusammenhängen müsse, indem man nach langer Zeit das Hineingeworfene ins Wasser fallen höre.

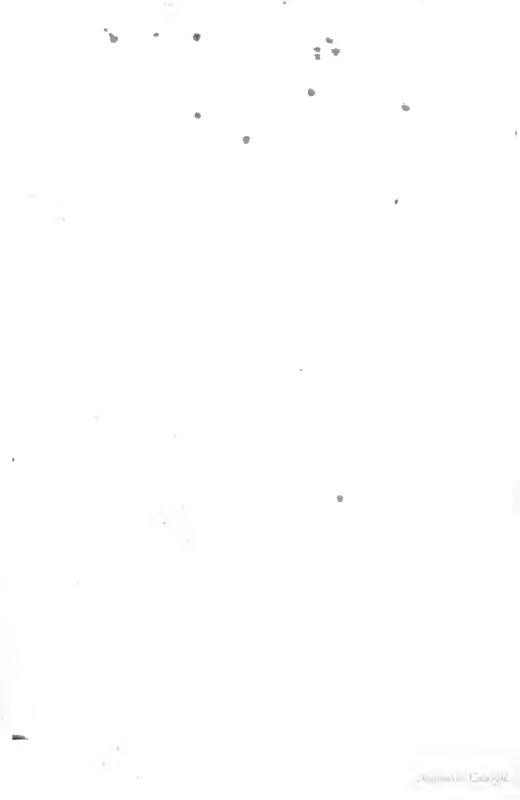
Der Weg von Capua nach Neapel ist der uninteressanteste der ganzen Reise. Man sieht zu beiden Seiten des Weges nichts anderes, als hohe Maulbeerbäume mit Weinranken, beide jetzt ohne Blätter. Nachmittags um zwei Uhr kamen wir endlich in dem langersehnten Neapel an und fanden ein von unseren deutschen Landsleuten für uns bestelltes Logis zu unserer Aufnahme bereit.
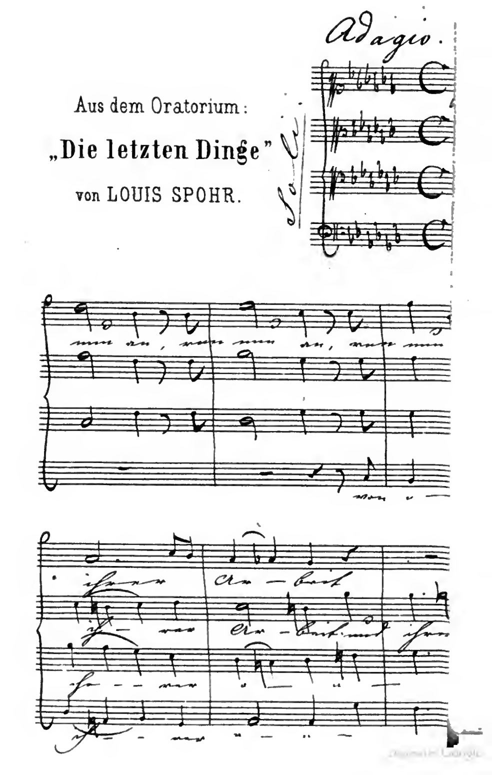
Ende des ersten Bandes.

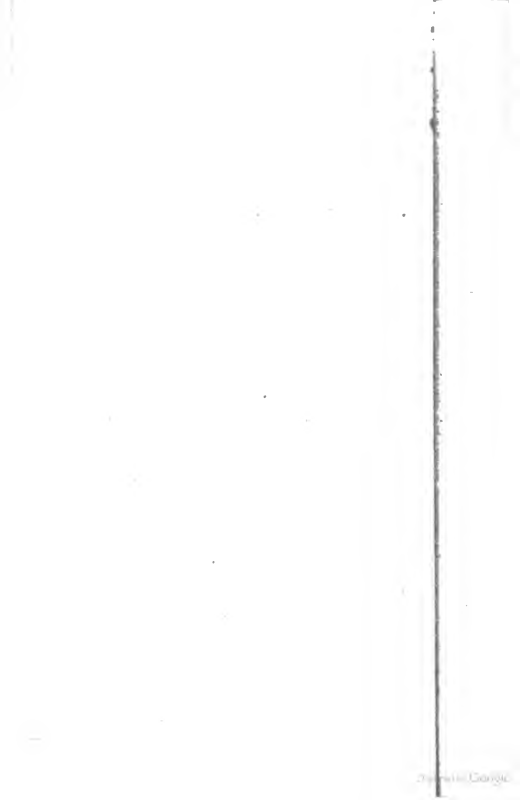





Aus dem Oratorium:
„Die letzten Dinge"
von LOUIS SPOHR.
Adagio.




Adagio.
Aus dem Oratorium:
„Die letzten Dinge"
von LOUIS SPOHR.
Soli



Geschwind.

Kurz — Kurz — ist der Schmerz der Schmerz ewig — ewig ist die Freude ist die Freude ist die Freude — ewig ist die Freu — de.
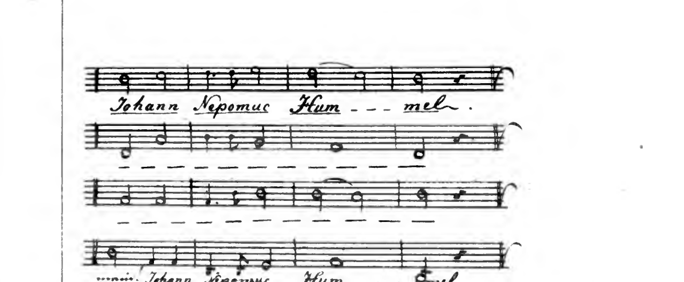
Kurz Kurz — — ist der Schmerz der Schmerz Schmerz bleibt ewig — ewig ist die Freude ist die Freude — ewig ist die Freude — ewig — ewig ist die Freude Kurz Kurz — — ist der Schmerz der Schmerz ewig — ewig ist die Freude — ewig ist die Freu — de.

Wien am 3ten März 1815

Mögten Sie doch lieber Spohr überall, wo Sie wahre Kunst und wahre Künstler finden, gerne meiner gedenken.

Ihr Freund
Ludwig van Beethoven




Johann Nepomuc Hum - - - mel.
Johann Nepomuc Hum - - - mel.
Wien den 5ten März 815.

~ Canon ~

1) And^te

dich Künstler, lieb' ich warm und rein; gedenke freund auch ferner mein;

2) Dich, — — — — — — — —

3) Dich lieb' ich rein; gedenke mein;

4) Dich lieb' ich warm; gedenke freund! gedenke

Nur einen Takt [music] brauchte es

um mich auf immer an Dich zu erinnern.

Aus meinem Nahmen läßt sich so ächt

Musikalisches nichts machen;

Um so mehr aber ist meine Achtung,

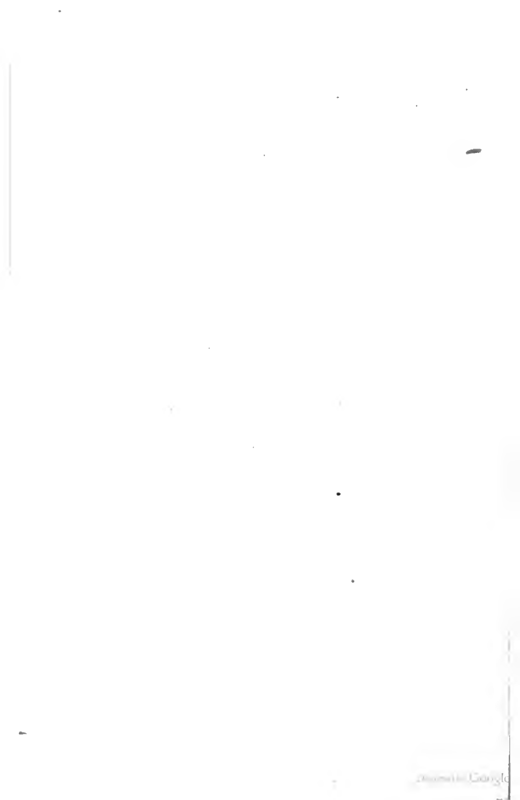
und Freundschaft für Dich:

a e c h t *

Wien am 4ten März 1815
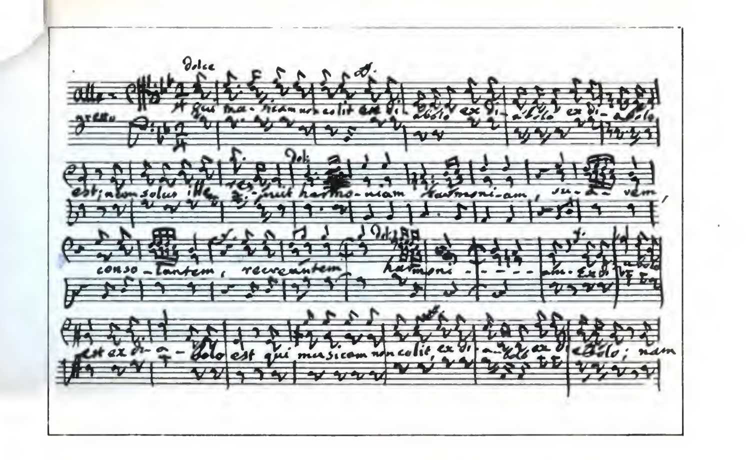
J. Moscheles

* d, wird hier für t genommen. (Licentia poetica.)



solus ille reperit harmo-niam, harmo-niam, su-a-vem, conso-
nantem, reconsan-tem harmo-ni - - - -am. reconsantem
harmo-ni - - - - am.

Al celebre Signor
il suo servo e ammiratore
Salieri


Dolce
Alle-
gretto
A qui mu - sicam non colit ex di - abolo ex di - abolo ex di - abolo
est, non solus ille harmo - niam harmoni - am, su - a - vem,
conso - lantem, recreantem harmoni - - - - am. Ex di
est ex di - a - bolo est qui musicam non colit, ex di - a - bolo ex di - abolo; nam

Mod.to

Canone a tre.

Vergiß mein nicht in weiter Ferne, der Freundschaft Segenswünsche

folgen dir. Vergiß mein in weiter Ferne der Freundschaft Segens-

wünsche folgen dir. Vergiß, vergiß mein nicht! der Freundschaft

Segenswünsche fol- gen dir!

Wien.
5ten März. 815.

Mit Liebe und Achtung
Ihr Sie verehrender
Seyfried m.p.



Canon.

Andte

Deh secondino li Dei del Cor nostro i puri voti a cui sono i sensi i-
gnoti d'un reo labbro adulator.

Jos Weigl



Canone à tre Voci
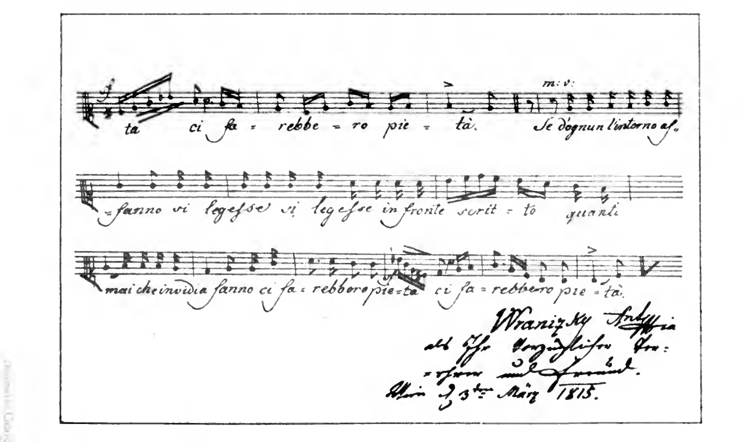
Allegretto. m:v:

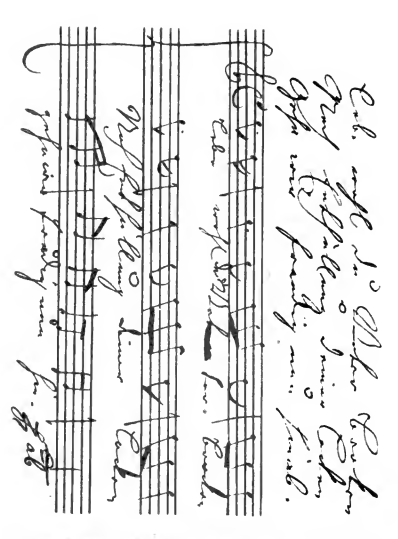
Se d'ognun l'interno affan = no, si le = gesse in fronte scritto,

quanti mai che invidia fanno ci farebbe = ro pie = tà ci fa =

rebbe = ro pie = tà. m:v: Se d'ognun l'interno affan = no si le = gesse si le =

gesse in fronte scrit = to quanti mai che invidia fanno ci fa = rebbe = ro pie =


m: v:
ta ci fa = rebbe = ro pie = tà. Se d'ognun l'intorno af-
= fanno vi legesse vi legesse in fronte scrit = to quanti
mai che invidia fanno ci fa = rebbero pie = ta ci fa = rebbero pie = tà.
Wranizky
1815.



(Erster Entwurf im ***Facsimile*** *des von Spohr im Jahre 1807 in das Brockenbuch geschriebenen Canons.)*

